



**Clive Cussler  
Paul Kemprecos**

## **Brennendes Wasser**

*Roman*

SCANNED BY CARA  
**k-Leser Anybody**

Es geht die Kunde von einer weisen Göttin und einem mysteriösen Stamm mit erstaunlichen technischen Errungenschaften. Kaum jemand glaubt an die Existenz dieses Stammes - und fast niemand hält es tatsächlich für möglich, dass das Wissen um diese Gottheit tatsächlich den Lauf der Geschichte verändern könnte. Doch zu diesen wenigen gehört eine mordlustige Bande von Biopiraten, die es auf Geheimnisse von unermesslichem Wert abgesehen haben. Hinter ihnen steckt ein steinreicher Industrieller aus Kalifornien, der davon überzeugt ist, dass er durch dieses Geheimwissen ein Monopol auf die knapp gewordenen globalen Trinkwasserreserven erlangen kann. Denn er hofft auf eine Formel zu stossen, durch die man grosse Mengen Salzwasser in Trinkwasser verwandeln kann. So will er die Welt erpressen und regieren.

ISBN 3-442-35683-0

Wilhelm Goldmann Verlag, München

2002

## Buch

Kurt Austin und sein Partner Joe Zavala untersuchen im Auftrag der National Underwater and Marine Agency (NUMA) den rätselhaften Tod einiger Grauwale. Dabei entkommen sie an der mexikanischen Küste nur um Haaresbreite einer gewaltigen Unterwasserexplosion und stoßen auf die Anzeichen einer riesigen Verschwörung. Zur gleichen Zeit führen andere Mitarbeiter der NUMA im venezolanischen Regenwald wissenschaftliche Forschungen durch und erfahren von einem mysteriösen Stamm, der über erstaunliche technische Errungenschaften verfügt und angeblich von einer weißen Göttin regiert wird. Als eine mordlustige Bande von Biopiraten versucht, in den Besitz unermesslich wertvoller Pflanzenproben zu gelangen, droht die Situation zu eskalieren. Unterdessen kommen Kurt und Joe den Machenschaften eines multinationalen Konzerns auf die Spur, an dessen Spitze eine gewissenlose Frau versucht, durch geschickte Winkelzüge ein Monopol auf die knapp gewordenen globalen Trinkwasserreserven zu erlangen. Langsam wird deutlich, dass auch die weiße Göttin aus Venezuela eine Rolle dabei spielen soll.

## Autoren

CLIVE CUSSLER ist Stammgast auf der Bestsellerliste der New York Times, seit er 1973 seinen ersten Helden Dirk Pitt erfand. Ansonsten fahndet er nach verschwundenen Flugzeugen und leitet Suchexpeditionen nach berühmten Schiffswracks. Er lebt teils in der Wüste von Arizona und teils in den Bergen Colorados.

PAUL KEMPRECOS, Co-Autor von Clive Cussler, war früher als Journalist, Kolumnist und Herausgeber tätig, bevor er sich auf Unterwasser-Kriminalromane spezialisierte. Er ist passionierter Taucher und lebt auf Cape Cod/USA.

Von Clive Cussler mit Paul Kemprecos bereits erschienen:

Das Todeswrack. Roman (35274)

Von Clive Cussler bereits erschienen:

Das Alexandria-Komplott (41059),

Der Todesflieger (03657),

Der Todesflug der Cargo 03 (06432),

Die Ajima-Verschwörung (42188),

Eisberg (3513),

Hebt die Titanic (3976),

Im Todesnebel (8497),

Inka-Gold (43742),

Operation Sahara (42802),

Tiefsee (8631),

Um Haaresbreite (9555),

Schockwelle (35201),

Höllенflut (35297),

Akte Atlantis (Blanvalet HC 0062).

Die englische Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel  
»Blue Gold - A Novel from the Numa Files« bei Pocket  
Books, a division of Simon & Schuster Inc., New York  
Ins Deutsche übertragen von Thomas Haufschild

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind chlor-  
frei und umweltschonend.

Blanvalet Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Deutsche Erstveröffentlichung 1/2002 Copyright © 2000 by  
Clive Cussler

All rights reserved. By arrangement with Peter Lampack  
Agency, Inc., 5 51 Fifth Avenue, Suite 1613

New York, NY 10176-0187 USA

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002 bei Wil-  
helm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Ran-  
dom House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Mauritius/SST

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: Eisnerdruck, Berlin

Redaktion: Sabine Wiermann

V. B. Herstellung: Heidrun Nawrot

Printed in Germany

ISBN 3-442-35683-0

[www.blanvaletverlag.de](http://www.blanvaletverlag.de)

# PROLOG

*Flughafen São Paulo, Brasilien, 1991*

Mit kraftvollem Schub der beiden Triebwerke hob die elegante Privatmaschine von der Startbahn ab und stieg in den Himmel über São Paulo empor. Kurz darauf erreichte der Learjet über der größten Stadt Südamerikas seine Reiseflughöhe von zwölftausend Metern und schoss mit einer Geschwindigkeit von achthundert Kilometern pro Stunde in Richtung Nordwesten davon. Auf einem bequemen Sessel im hinteren Teil der Kabine saß mit dem Rücken zur Flugrichtung Professor Francesca Cabral und blickte wehmütig aus dem Fenster auf die flauschige Wolkendecke. Die in Smog gehüllten Straßen und die knisternde Energie ihrer Heimatstadt fehlten ihr schon jetzt. Ein gedämpftes Schnarchen von der anderen Seite des schmalen Gangs riss sie aus ihren Gedanken. Sie warf einen Blick auf den schlafenden Mann mittleren Alters in dem zerknitterten Anzug und fragte sich kopfschüttelnd, was ihren Vater wohl dazu bewogen haben mochte, ihr ausgerechnet Phillip Rodriques als Leibwächter zuzuweisen.

Francesca zog eine Mappe aus ihrem Aktenkoffer und begann damit, den Rand eines Manuskripts mit Notizen zu versehen. Es enthielt den Text eines Vertrags, den sie auf einer internationalen wissenschaftlichen Umweltkonferenz in Kairo zu halten gedachte. Sie hatte den Entwurf bereits ein Dutzend Mal überarbeitet, doch absolute Gründlichkeit war ihr zur zweiten Natur geworden. Francesca war eine erstklassige Ingenieurin und galt weithin als hervorragende Professorin, aber in einer männlich dominierten Gesellschaft und auf einem ebenso geprägten wissenschaftlichen Fachgebiet musste man als Frau stets ein wenig

*perfekter* sein als alle anderen.

Die Worte auf dem Papier verschwammen. Am Vorabend war Francesca lange aufgeblieben, hatte ihre Sachen gepackt und die Fachunterlagen zusammengestellt. Außerdem war sie viel zu aufgeregt gewesen, um schlafen zu können. Jetzt musterte sie neidisch den dösenden Leibwächter und beschloss, ebenfalls ein Nickerchen zu machen. Sie legte das Redemanuskript beiseite, stellte die Rückenlehne ihres dick gepolsterten Sessels in Ruheposition und schloss die Augen. Das dumpfe Grollen der Turbinen wirkte zusätzlich beruhigend, und schon bald war Francesca eingeschlafen.

Sie träumte. Sie trieb auf dem Meer und stieg in der sanften Dünung wie eine Qualle sachte auf und ab. Es war ein angenehmes Gefühl, bis eine Woge sie plötzlich hoch in die Luft hob und dann wie einen defekten Aufzug steil nach unten stürzen ließ. Ihre Lider öffneten sich zitternd, und ihr Blick schweifte durch die Kabine. Sie fühlte sich seltsam beklommen, als hätte jemand gierig eine Hand nach ihrem Herzen ausgestreckt. Aber alles wirkte normal. Aus den Lautsprechern ertönte leise die betörende Melodie von Antonio Carlos Jobims »One Note Samba«. Phillipso schlief nach wie vor tief und fest. Dennoch blieb der Eindruck, dass etwas nicht in Ordnung war. Francesca beugte sich über den Gang und rüttelte leicht an der Schulter des Mannes. »Phillipo, wachen Sie auf.«

Der Leibwächter schreckte augenblicklich hoch, und seine Hand zuckte zu dem Holster unter der Jacke. Als er Francesca sah, beruhigte er sich wieder.

»Senhora, es tut mir Leid«, sagte er gähnend. »Ich bin eingeschlafen.«

»Ich auch.« Sie hielt inne, als würde sie angestrengt lauschen. »Irgendetwas stimmt hier nicht.«

»Was genau meinen Sie?«

Sie lachte nervös. »Ich weiß es nicht.«

Phillipo lächelte wissend. Er wirkte wie ein Mann, dessen Frau mitten in der Nacht einen Einbrecher zu hören glaubte. Besänftigend tätschelte er Francescas Hand. »Ich schaue mal nach.«

Er stand auf und streckte sich. Dann ging er nach vorn und klopfte an die Tür zum Cockpit. Die Tür öffnete sich, und er steckte den Kopf hindurch. Francesca hörte eine gedämpfte Unterhaltung und leises Gelächter.

Als Phillipo zurückkam, grinste er breit. »Die Piloten sagen, dass alles in Ordnung ist, Senhora.«

Francesca dankte dem Leibwächter, lehnte sich wieder auf dem Sessel zurück und atmete tief durch. Ihre Befürchtungen waren töricht. Die Aussicht, nach zwei Jahren anstrengender Arbeit nicht länger unter solch enormem Druck stehen zu müssen, hatte ihr anscheinend einen regelrechten Schreck eingejagt. Das Projekt hatte sie völlig mit Beschlag belegt, sie zahllose Tag- und Nachtstunden gekostet und ihr Privatleben arg in Mitleidenschaft gezogen. Ihr Blick fiel auf das Sofa, das sich quer über die Rückwand der Kabine erstreckte, und sie widerstand der plötzlichen Regung, sich davon zu vergewissern, dass der Metallkoffer auch weiterhin in dem Versteck hinter den Kissen verstaubt war. Sie betrachtete das Gepäckstück am liebsten als eine umgekehrte Büchse der Pandora. Statt Unheil würde Gutes daraus hervorquellen, wenn man den Deckel aufklappte. Francescas Entdeckung würde Gesundheit und Glück für viele Millionen Menschen bedeuten, und die Welt wäre danach niemals mehr wie früher.

Phillipo brachte ihr eine kalte Flasche Orangensaft. Francesca bedankte sich und musste daran denken, wie sehr ihr der Leibwächter in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft bereits ans Herz gewachsen war. Mit seinem zerknitterten braunen Anzug, dem schütterten grau melierten Haar, dem schmalen Schnurrbart und der runden Brille hätte man ihn problemlos für einen zerstreuten Akademiker halten können. Francesca wusste nicht, dass er vie-

le Jahre darauf verwandt hatte, diesen schüchternen, unbeholfenen Eindruck zu vervollkommen. Dank seiner sorgsam kultivierten Fähigkeit, wie eine ausgebleichene Tapete mit dem Hintergrund zu verschmelzen, war er zu einem der besten Undercover-Agenten des brasilianischen Geheimdienstes geworden.

Francescas Vater hatte sich mit Bedacht für Rodriques entschieden. Anfangs gefiel es ihr überhaupt nicht, dass ihr Vater auf der Begleitung durch einen Leibwächter bestand. Immerhin war sie bei weitem zu alt für einen Babysitter. Als sie erkannte, dass er wirklich nur aufrichtig um ihr Wohlergehen besorgt war, willigte sie schließlich ein. Allerdings argwöhnte sie, dass ihr Vater sich eher Gedanken um gut aussehende Mitgiftjäger als um eine echte Gefährdung von Francescas Sicherheit machte.

Auch ohne das beträchtliche Vermögen ihrer Familie hätte Francesca die Aufmerksamkeit der Männer erregt. In einem Land mit vornehmlich dunkler Haar- und Hautfarbe stach sie deutlich aus der Masse hervor. Die blauschwarzen mandelförmigen Augen, die langen Wimpern und den nahezu perfekten Mund verdankte sie ihrem japanischen Großvater. Ihre deutsche Großmutter hatte ihr das dunkelblonde Haar, den hohen Wuchs und den teutonischen Starrsinn vererbt, der in ihrem anmutig geformten Kinn zum Ausdruck kam. Und ihre mehr als passable Figur, so hatte sie vor langer Zeit beschlossen, musste wohl mit dem Leben in Brasilien zusammenhängen. Die Körper der brasilianischen Frauen schienen speziell für den Nationaltanz des Landes gestaltet zu sein, die Samba. Francesca hatte die Gaben der Natur zudem durch viele Stunden im Fitnessraum verbessert, wo sie Ablenkung von den Strapazen der Arbeit fand.

Als das japanische Kaiserreich unter zwei Atompilzen zu Schutt und Asche zerfiel, stand Francescas Großvater als untergeordneter Diplomat im Dienst der japanischen Botschaft in Brasilien. Er blieb im Land, heiratete die Tochter eines nun ebenfalls brotlosen Gesandten des Dritten Reiches, wurde brasilianischer Staatsbürger und wandte sich seiner früheren Leiden-



schaft zu, dem Gartenbau. Dann zogen er und die Familie nach São Paulo, wo er mit seiner Firma als Landschaftsgärtner für die Reichen und Mächtigen arbeitete und im Laufe der Zeit enge Kontakte zu einflussreichen Persönlichkeiten aus Regierung und Militär knüpfte. Sein Sohn, Francescas Vater, nutzte diese Kontakte, um mühelos eine hohe Position im Handelsministerium zu erlangen. Ihre Mutter war eine ausgezeichnete Ingenieurstudentin, gab jedoch zugunsten der Ehe und des Kindes die Karriere auf. Sie bereute diese Entscheidung nie - zumindest ließ sie sich nichts dergleichen anmerken -, aber sie war hochofregut, als Francesca beschloss, in ihre akademischen Fußstapfen zu treten.

Ihr Vater hatte vorgeschlagen, sie mit seinem Privatjet nach New York fliegen zu lassen, wo sie zunächst mit Vertretern der Vereinten Nationen zusammentreffen und dann per Linienflug nach Kairo weiterreisen würde. Sie freute sich über diesen - wenngleich kurzen - Abstecher in die Vereinigten Staaten und wünschte, sie könnte die Maschine schneller fliegen lassen. Das mehrjährige Ingenieurstudium an der Stanford University in Kalifornien würde ihr stets in angenehmer Erinnerung bleiben. Sie sah aus dem Fenster und stellte fest, dass sie nicht wusste, wo genau sie sich derzeit befanden. Die Piloten hatten seit dem Start in São Paulo keinerlei Angaben über den Verlauf des Fluges gemacht. Sie entschuldigte sich kurz bei Phillip, ging nach vorn und steckte den Kopf ins Cockpit.

»*Bom dia, Senhores.* Ich frage mich nur gerade, wo wir sind und wie lange der Flug noch dauert.«

Der Kapitän hieß Riordan, ein grobknochiger Amerikaner mit strohblondem Bürstenhaarschnitt und texanischem Akzent. Francesca hatte ihn noch nie zuvor gesehen, aber das war nicht erstaunlich. Genauso wenig wie der Umstand, dass Riordan eine ausländische Staatsangehörigkeit besaß. Die Maschine befand sich zwar in Privatbesitz, doch die Wartung oblag einer einheimischen Fluggesellschaft, die zudem die Piloten stellte.

»Guten Tag«, erwiderte er mit schiefem Grinsen. Sein ge-

dehnter Tonfall und das furchtbar schlechte Portugiesisch taten Francesca in den Ohren weh. »Verzeihen Sie, dass wir Sie nicht auf dem Laufenden gehalten haben, Miss. Ich hab Sie schlafen sehen und wollte nicht stören.« Er zwinkerte seinem Kopiloten zu, einem untersetzten Brasilianer, dessen muskulöse Statur darauf schließen ließ, dass er häufig mit Gewichten hantierte. Der Mann lächelte einfältig und ließ die Augen über Francescas Körper wandern. Sie kam sich wie eine Mutter vor, die zwei unartige Jungen bei einem Streich erwischt hatte. »Wie sieht unser Zeitplan aus?«, fragte sie betont sachlich.

»Tja, im Augenblick sind wir über Venezuela. In ungefähr drei Stunden dürften wir in Miami eintreffen. Dann vertreten wir uns ein wenig die Beine, während die Maschine aufgetankt wird, und etwa weitere drei Stunden später müssten wir in New York landen.«

Francescas wissenschaftlich geschulte Aufmerksamkeit richtete sich auf die Monitore in der Instrumententafel. Der Kopilot registrierte ihren Blick und konnte nicht umhin, bei der hübschen Frau Eindruck schinden zu wollen.

»Dieses Flugzeug ist dermaßen schlau, dass es von ganz allein fliegen kann, während wir uns im Fernsehen die Fußballspiele angucken«, sagte er und entblößte seine großen Zähne.

»Lassen Sie sich von Carlos nichts vormachen«, sagte der Pilot. »Das hier ist das EFIS, das elektronische Fluginstrumenten-System. Statt der früheren Zeigerskalen verfügen wir heutzutage über Bildschirme.«

»Danke«, entgegnete Francesca höflich. Sie wies auf ein anderes Instrument. »Ist das dort ein Kompass?«

»*Sim, sim*«, sagte der Kopilot, der hörbar stolz auf seine fachkundige Unterweisung war.

»Warum zeigt er dann an, dass wir fast genau nach Norden fliegen?«, fragte sie stirnrunzelnd. »Müssten wir nach Miami nicht eine etwas westlichere Richtung einschlagen?«

Die beiden Männer sahen sich an. »Sie sind ziemlich aufmerksam, Senhora«, sagte der Texaner. »Stimmt genau. Aber in der Luft ist eine gerade Linie nicht immer der schnellste Weg von einem Punkt zum andern. Das hat mit der Erdkrümmung zu tun. Wenn Sie zum Beispiel von den USA nach Europa fliegen, verläuft der kürzeste Weg zunächst nach oben und dann in einem weiten Bogen nach rechts. Außerdem müssen wir den kubanischen Luftraum berücksichtigen. Schließlich wollen wir dem alten Fidel ja keinen Schreck einjagen.«

Wieder dieses schnelle Zwinkern und Grinsen.

Francesca nickte verständnisvoll. »Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit, Gentlemen. Es war höchst aufschlussreich. Und jetzt überlasse ich Sie wieder Ihrer Arbeit.«

»Kein Problem, Ma'am. Jederzeit gern.«

Francesca schäumte vor Wut, als sie wieder Platz nahm. *Idioten!* Hielten die sie für komplett bescheuert? Die Erdkrümmung, lachhaft!

»Alles in Ordnung, wie ich gesagt habe?«, fragte Phillipo und blickte von einer Zeitschrift auf.

Francesca beugte sich über den Gang. »Nein, ganz und gar nicht. Ich glaube, dass dieses Flugzeug vom Kurs abgewichen ist«, sagte sie leise und ruhig und berichtete ihm dann von der Kompassanzeige. »Ich habe im Schlaf irgendwas Seltsames gespürt. Vermutlich war es die Lageänderung der Maschine, als sie die Richtung gewechselt haben.«

»Vielleicht irren Sie sich.«

»Vielleicht. Aber ich glaube, ich habe Recht.«

»Haben Sie die Piloten nach einer Erklärung gefragt?«

»Ja. Sie haben mich mit einer absurden Geschichte abgespeist und behauptet, aufgrund der Erdkrümmung sei die kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten keine gerade Linie.«

Er zog eine Augenbraue hoch. Die Erklärung verblüffte ihn

offenbar, doch er war noch immer nicht überzeugt. »Ich weiß nicht...«

Francesca fiel noch ein andere Unstimmigkeit ein. »Erinnern Sie sich noch, was die beiden gesagt haben, als sie an Bord gekommen sind? Dass sie Ersatzpiloten seien?«

»Ja, klar. Sie haben gesagt, ihre Kollegen hätten kurzfristig einen anderen Flug übernehmen müssen und sie gebeten, stattdessen einzuspringen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Komisch. Warum haben sie es überhaupt erwähnt? Fast so, als wollten sie von vornherein jede eventuelle Frage abwimmeln. Aber *wieso*?«

»Ich verstehe auch ein wenig von Navigation«, sagte Phillippo nachdenklich. »Ich werde mich mal selbst überzeugen.« Dann schlenderte er erneut zum Cockpit. Sie hörte die Männer lachen, und nach ein paar Minuten kehrte er lächelnd an seinen Platz zurück. Das Lächeln verschwand, als er sich setzte.

»Im Cockpit befindet sich eine Anzeige, auf der man die ursprüngliche Flugroute sehen kann. Wir befinden uns nicht länger auf der blauen Linie, wie es eigentlich der Fall sein müsste. Und mit dem Kompass haben Sie ebenfalls Recht gehabt«, sagte er. »Wir sind nicht auf dem korrekten Kurs.«

»Was, in Gottes Namen, geht hier vor, Phillippo?«

Seine Miene wurde ernst. »Da ist etwas, wovon Ihr Vater Ihnen nichts erzählt hat.«

»Was denn?«

Phillippo blickte zur geschlossenen Cockpittür. »Ihm ist einiges zu Ohren gekommen. Nichts, das auf eine konkrete Gefahr für Sie hingedeutet hätte, aber genug, um ihn wünschen zu lassen, dass ich mich in Ihrer Nähe befinde, falls Sie Hilfe brauchen.«

»Anscheinend könnten wir jetzt *beide* etwas Hilfe gebrauchen.«

»*Sim, Senhora.* Aber leider müssen wir allein zurechtkommen.«

»Haben Sie eine Waffe?«, fragte sie unvermittelt.

»Aber sicher«, erwiderte er und schien leicht amüsiert zu sein, dass diese hübsche und kultivierte Frau ganz nüchtern eine solche Frage stellte. »Soll ich die beiden erschießen?«

»Ich wollte damit... nein, natürlich nicht«, sagte sie niedergeschlagen. »Haben Sie eine Idee?«

»Eine Waffe ist nicht nur zum Schießen da«, sagte er. »Man kann sie auch zur Einschüchterung benutzen und andere Leute dadurch veranlassen, etwas gegen ihren Willen zu tun.«

»Uns beispielsweise in die richtige Richtung zu fliegen?«

»Das hoffe ich, Senhora. Ich gehe nach vorn und bitte die beiden ganz höflich, auf dem nächsten Flughafen zu landen, weil Sie es angeblich so wünschen. Falls die Männer sich weigern, zeige ich ihnen meine Waffe und sage, ich würde sie nur ungern benutzen.«

»Sie *dürfen* sie nicht benutzen«, warf Francesca beunruhigt ein. »Falls Sie in dieser Höhe ein Loch in die Bordwand schießen, fällt der Kabinendruck ab, und wir alle sind innerhalb weniger Sekunden tot.«

»Gutes Argument. Das wird deren Angst verstärken.« Er nahm ihre Hand und drückte sie. »Ich habe Ihrem Vater versprochen, ich würde auf Sie aufpassen, Senhora.«

Sie schüttelte den Kopf, als ließe die Angelegenheit sich dadurch bereinigen. »Was ist, falls ich mich irre und die beiden bloß unschuldige Piloten sind, die ihre Arbeit tun?«

»Ganz einfach«, entgegnete er achselzuckend. »Wir melden uns über Funk beim Tower, landen auf dem nächsten Flughafen, rufen die Polizei, klären die Sache und setzen dann unsere Reise fort.«

Er verstummte schlagartig. Die Tür zum Cockpit öffnete sich,

und der Kapitän betrat die Kabine. Gemächlich näherte er sich den Fluggästen und musste in dem niedrigen Raum den Kopf einziehen.

»Der Witz, den Sie eben erzählt haben, war wirklich gut«, sagte er mit seinem schiefen Grinsen. »Kennen Sie noch einen?«

»Leider nicht, Senhor«, sagte Phillippo.

»Tja, aber ich hab hier einen für Sie«, erwiderte der Pilot und musterte ihn dabei träge unter schweren Lidern. Alles andere als träge war jedoch die flüssige Bewegung, mit der Riordan auf einmal hinter sich griff und eine Pistole aus dem Hosenbund zog.

»Her damit«, sagte er zu Phillippo. »Schön langsam.«

Behutsam schlug Phillippo das Revers seiner Jacke zurück und gab dadurch den Blick auf sein Schulterholster frei.

Dann zog er mit den Fingerspitzen die Waffe daraus hervor.

Der Pilot nahm sie ihm ab und steckte sie sich in den Gürtel.

»Danke, Amigo«, sagte er. »Es ist stets angenehm, mit einem Profi zu tun zu haben.« Er nahm auf einer Armlehne Platz und zündete sich mit der freien Hand eine Zigarette an. »Ich habe mich mit meinem Partner besprochen, und wir sind beide der Meinung, dass Sie womöglich Lunte gerochen haben. Irgendwie kam es uns so vor, als wollten Sie uns beim zweiten Besuch im Cockpit ausspionieren, und daher haben wir beschlossen, für klare Verhältnisse zu sorgen, damit es keine Missverständnisse gibt.«

»Kapitän Riordan, was geht hier vor?«, fragte Francesca. »Wohin bringen Sie uns?«

»Man hat mich gewarnt, Sie seien ziemlich clever«, sagte der Pilot und lachte leise. »Mein Kumpel hätte lieber nicht mit der Technik des Flugzeugs prahlen sollen.« Er stieß den Tabakrauch durch die Nasenlöcher aus. »Sie haben Recht. Wir fliegen nicht nach Miami, sondern wir sind unterwegs nach Trinidad.«

»Trinidad?«

»Es soll dort wirklich sehr hübsch sein.«

»Was soll das?«

»Ganz einfach, Senhorita. Am Flughafen wartet bereits ein Empfangskomitee auf Sie. Fragen Sie mich nicht, um was für Leute es sich handelt, denn ich habe keine Ahnung. Ich weiß lediglich, dass wir angeheuert wurden, Sie dort abzuliefern. Alles sollte ganz reibungslos vonstatten gehen. Wir hätten Ihnen erzählt, es sei wegen technischer Probleme eine Zwischenlandung notwendig.«

»Was ist mit den Piloten geschehen?«, fragte Phillippo.

»Die hatten einen Unfall«, erwiderte Riordan und zuckte die Achseln. Dann ließ er die Zigarette fallen und trat sie aus. »Ich sage Ihnen, wie es jetzt weitergeht, Miss. Sie rühren sich nicht vom Fleck, dann gibt's auch keine Schwierigkeiten. Und was Sie anbelangt, *cavaleiro*, so bedauere ich, dass Sie dank uns wohl Ärger mit Ihren Bossen bekommen dürften. Ich könnte Sie zwar beide fesseln, aber ich vermute, Sie werden keine Dummheiten machen, solange Sie diese Kiste nicht selbst fliegen können. Ach ja, eines noch. Hoch mit Ihnen, Kumpel, und umdrehen!«

Phillippo glaubte, er solle gefilzt werden, und so gehorchte er widerspruchslos. Francescas Warnung kam zu spät. Der Lauf der Waffe sauste wie ein silbriger Scherben herab und traf den Leibwächter mit einem widerlichen Knirschen oberhalb des rechten Ohrs. Phillippo stieß einen lauten Schrei aus und brach zusammen.

Francesca sprang von ihrem Platz auf. »Was soll das?«, rief sie trotzig. »Sie haben seine Waffe. Er hätte Ihnen doch gar nichts tun können.«

»Tut mir Leid, Miss, aber ich gehe lieber auf Nummer Sicher.« Riordan stieg über die auf dem Gang liegende Gestalt hinweg, als handelte es sich um einen Sack Kartoffeln. »Um einen Kerl von Unklugheiten abzuhalten, geht wirklich nichts über

einen Schlag auf den Schädel. Da drüben an der Wand hängt ein Verbandkasten. Kümmern Sie sich um den Mann. Damit dürften Sie bis zur Landung genug zu tun haben.« Er tippte sich mit der Hand an den Schirm seiner Mütze, ging zurück ins Cockpit und schloss die Tür hinter sich.

Francesca kniete sich neben ihren bewusstlosen Leibwächter, tränkte einige Stoffservietten mit Mineralwasser und drückte sie auf die Verletzung, bis die Blutung gestillt war.

Nach einer gründlichen Reinigung besprühte sie die Platzwunde und den umliegenden Bluterguss mit einem Antiseptikum, fertigte aus einer weiteren Serviette einen Umschlag voller Eiskwürfel und presste diesen dann auf den Kopf des Mannes, um die Schwellung zu lindern.

Während Francesca dort neben ihm saß, versuchte sie, eine mögliche Erklärung für die Vorfälle zu finden. Eine Entführung aus finanziellen Gründen schloss sie aus. Allein das von ihr entdeckte Verfahren konnte der Anlass für eine solch groß angelegte Aktion sein. Wer auch immer hinter diesem verrückten Vorhaben steckte, wollte mehr als ein maßstabsgetreues Modell und ein paar Unterlagen über Francescas Projekt. Andernfalls hätte man einfach in ihre Arbeitsräume einbrechen oder am Flughafen ihr Gepäck entwenden können. Doch man brauchte Francesca, denn nur sie persönlich war in der Lage, die Details des Prozesses zu überblicken. Die von ihr entwickelte Methode wirkte dermaßen unergründlich, andersartig und abseits der wissenschaftlichen Norm, dass niemand sonst bislang darauf gekommen war.

Das alles ergab keinen Sinn! In ein oder zwei Tagen wollte sie den Ländern dieser Welt das besagte Verfahren völlig unentgeltlich zur Verfügung stellen. Ohne Patente. Ohne Copyright. Ohne Tantiemen. Absolut kostenfrei. Sie spürte immer größere Wut in sich aufsteigen. Diese skrupellosen Leute hielten sie davon ab, das Los vieler Millionen Menschen zu verbessern.



Phillipo stöhnte. Er kam wieder zu sich. Zunächst blinzelte er benommen, dann klärte sich sein Blick.

»Wie fühlen Sie sich?«, fragte sie.

»Es tut höllisch weh, also bin ich wohl noch am Leben. Bitte helfen Sie mir, mich aufzurichten.«

Francesca legte einen Arm um Phillipos Schultern und zog ihn hoch, bis er sich mit dem Rücken gegen einen Sitz lehnen konnte. Sie schraubte den Verschluss von einer Flasche Rum, die sie aus der Bar geholt hatte, und hob sie an seine Lippen. Er nippte vorsichtig an dem Alkohol, stellte fest, dass sein Magen nicht sofort revoltierte, und trank einen kräftigen Schluck. Dann verharrte er einen Moment lang, um die weitere Wirkung abzuwarten. Als er sich noch immer nicht übergeben musste, begann er zu lächeln. »Jetzt geht's mir schon besser. Vielen Dank.«

Sie reichte ihm seine Brille. »Ich fürchte, die ist bei dem Schlag zerbrochen.«

Er warf das Gestell beiseite. »Das war ohnehin nur Fensterglas. Ich komme bestens ohne zurecht.« Der kühle Blick, mit dem er Francesca nun tief in die Augen sah, war nicht der eines verängstigten Mannes. Er schaute zu der geschlossenen Cockpit-tür. »Wie lange war ich bewusstlos?«

»Ungefähr zwanzig Minuten.«

»Gut, dann bleibt noch genug Zeit.«

»Zeit wofür?«

Seine Hand glitt hinunter zum Knöchel und kam mit einem stupsnasigen Revolver wieder zum Vorschein.

»Falls unser Freund nicht so versessen darauf gewesen wäre, mir eins überzubraten, hätte er den hier vermutlich gefunden«, sagte er mit grimmigem Lächeln.

Das war eindeutig nicht mehr derselbe zerknitterte Mann, der eher wie ein zerstreuter Professor als wie ein Leibwächter gewirkt hatte, doch Francescas Erleichterung legte sich sogleich

wieder. »Was können Sie denn schon ausrichten? Die beiden haben mindestens zwei Waffen, und wir können die Maschine nicht fliegen.«

»Verzeihung, Senhora Cabral, das ist noch so ein Versäumnis meinerseits.« Er klang beinahe schuldbewusst. »Ich habe vergessen zu erwähnen, dass ich vor meinem Wechsel zum Geheimdienst bei der brasilianischen Luftwaffe war. Bitte helfen Sie mir auf.«

Francesca war sprachlos. Welche weiteren Kaninchen würde dieser Mann wohl noch aus dem Hut ziehen? Sie stützte ihn, bis er sich allein auf zitternden Beinen halten konnte. Eine Minute später schien ihn neue Kraft und Entschlossenheit zu durchströmen. »Sie bleiben hier, bis ich Ihnen weitere Anweisungen erteile«, sagte er im Tonfall eines Mannes, der es gewöhnt war, dass man seinen Befehlen gehorchte.

Dann trat er vor und öffnete die Tür. Der Pilot warf einen Blick über die Schulter. »Na, sieh mal an, wer jetzt schon aus dem Schattenreich zurückgekehrt ist. Ich habe anscheinend nicht hart genug zugeschlagen.«

»Eine zweite Gelegenheit werden Sie nicht erhalten«, sagte Phillipo und drückte dem Texaner schmerzhaft den Lauf des Revolvers hinter das Ohr. »Wenn ich einen von Ihnen erschiesse, kann der andere immer noch das Flugzeug fliegen. Meldet sich jemand freiwillig?«

»Verdammt, du hast doch gesagt, du hättest ihm die Waffe abgenommen!«, rief Carlos.

»Ihr Gedächtnis lässt zu wünschen übrig, *cavaleiro*«, entgegnete der Pilot mit ungerührter Stimme. »Wenn Sie uns umlegen, kann niemand mehr die Kiste in der Luft halten.«

»Doch, *cavaleiro*. Ich selbst. Leider habe ich meinen Pilotenschein heute nicht dabei. Sie müssen sich schon auf mein Wort verlassen.«

Riordan wandte den Kopf ein kleines Stück zur Seite und sah

das kalte Lächeln auf dem Gesicht des Leibwächters.

»Ich nehme zurück, was ich vorhin über den Umgang mit Profis behauptet habe«, sagte Riordan. »Was nun, Kumpel?«

»Geben Sie mir die beiden Waffen. Eine nach der anderen.«

Der Pilot kam der Aufforderung nach, und Phillippo reichte die Pistolen an Francesca weiter, die inzwischen hinter ihm stand.

»Jetzt aufstehen«, befahl Phillippo und wich in die Kabine zurück. »Ganz langsam.«

Riordan blickte zu Carlos und stemmte sich aus dem Sitz. Dann deutete er mit ausgestreckten Fingern eine Drehbewegung an, während sein Körper die Geste vor Phillippo abschirmte. Der Kopilot nickte kaum merklich.

Der Leibwächter trat immer weiter in die Kabine zurück, und der Pilot folgte ihm wie an einer imaginären Leine. »Ich möchte, dass Sie sich mit dem Gesicht nach unten auf das Sofa legen«, sagte Phillippo und behielt die Waffe unterdessen auf Riordans Brust gerichtet.

»Prima, ich habe mich schon auf ein Nickerchen gefreut«, sagte der Pilot. »Das ist wirklich nett von Ihnen.«

Francesca war seitlich auf einen Sitz ausgewichen und hatte die beiden Männer an sich vorbeigelassen. Phillippo bat sie, einige Müllsäcke aus dem Stauraum unter einem der vorderen Plätze zu holen. Er wollte den Piloten mit Hilfe der Plastiktüten fesseln. Sobald Riordan kaltgestellt war, würde der Leibwächter sich nur noch mit dem Kopiloten auseinandersetzen müssen.

Die Kabine war knapp vier Meter lang. Aufgrund der Enge musste Phillippo zur Seite treten, um den anderen Mann passieren zu lassen. Er warnte Riordan, keine Tricks zu versuchen, denn aus dieser Entfernung würde jeder Schuss unweigerlich treffen. Riordan nickte und ging auf die Rückwand zu. Die beiden Männer befanden sich nur wenige Zentimeter voneinander entfernt, als der Kopilot die Maschine über die linke Seite abkippen ließ.

Riordan hatte mit dieser Aktion gerechnet, wenngleich ohne den genauen Zeitpunkt zu kennen, doch die Heftigkeit des Manövers überraschte ihn. Er verlor das Gleichgewicht, wurde auf einen Sitz geschleudert und schlug mit dem Kopf gegen die Wand. Phillipso kam ebenfalls ins Straucheln, flog quer durch die Kabine und landete auf Riordan.

Der Pilot bekam den rechten Arm frei und hieb mit seiner großen Faust gegen Phillipos Kinn. Der Leibwächter sah augenblicklich Sterne und hätte fast erneut das Bewusstsein verloren, doch es gelang ihm, die Waffe festzuhalten. Riordan holte zu einem weiteren Schlag aus, den Phillipso jedoch mit dem Ellbogen abblocken konnte.

Beide Männer waren erfahrene Nahkämpfer. Phillipso stieß mit gekrümmten Fingern nach Riordans Augen, doch der Pilot biss ihm in den Handballen. Dann hämmerte der Leibwächter sein Knie in Riordans Unterleib, und als der Pilot den Mund aufriß, ruckte Phillipos Kopf nach vorn und zertrümmerte dem Gegner das Nasenbein. Er hätte wahrscheinlich die Oberhand gewonnen, doch in diesem Moment steuerte der Kopilot das Flugzeug scharf nach rechts.

Die beiden Kontrahenten flogen auf die andere Seite des Ganges. Jetzt lag der Amerikaner oben. Phillipso wollte ihn mit dem Revolverlauf schlagen, aber der Pilot umschlang mit beiden Händen seine Faust, drückte sie erst zur Seite und dann nach unten. Phillipso war stark, doch Riordans beidhändiger Angriff war stärker. Der Lauf näherte sich immer mehr Phillipos Leib.

Jetzt packte der Pilot die Waffe und zerrte daran. Phillipso versuchte, sich die Pistole nicht abnehmen zu lassen, und beinahe hätte er sie auch wieder zu fassen bekommen, aber das Blut, das unaufhörlich aus Riordans Nase strömte, ließ das Metall schlüpfrig werden. Mit einem kraftvollen Ruck riss der Pilot den Revolver an sich, legte den Finger um den Abzug und drückte ab. Es ertönte ein gedämpfter Knall. Phillipso bäumte sich auf und sackte dann in sich zusammen. Die Kugel war tief in seine

Brust gedrungen.

Der Kopilot brachte die Maschine wieder in eine waagerechte Flugposition. Riordan ließ die Pistole fallen, stand auf und taumelte in Richtung Cockpit. Dann blieb er stehen und wandte sich um, weil er anscheinend spürte, dass etwas nicht stimmte.

Phillipo hatte den Revolver ergriffen und bemühte sich gerade, die Waffe in Anschlag zu bringen. Riordan stürzte sofort auf ihn zu. Ein Schuss peitschte auf und erwischte den Piloten an der Schulter, ohne ihn dadurch stoppen zu können. Phillipos Gehirn hörte auf zu arbeiten, doch sein Finger krümmte sich noch zwei Mal. Die nächste Kugel traf Riordans Herz und tötete ihn auf der Stelle. Die dritte verfehlte ihn. Als der Pilot krachend auf dem Boden der Kabine aufschlug, fiel Phillipos Hand zurück auf die Brust.

Der gesamte Kampf hatte nur wenige Sekunden gedauert. Francesca war ebenfalls zwischen den Sitzen hin und her geschleudert worden und hatte sich nicht gerührt, als der blutüberströmte Pilot zurück zum Cockpit wankte. Die folgenden Schüsse ließen sie abermals den Kopf einziehen.

Vorsichtig schaute sie hinaus auf den Gang und sah den reglosen Körper des Piloten. Sie kroch an Phillipos Seite, entrang seiner blutigen Hand die Pistole und ging zum Cockpit. Sie war viel zu wütend, um Angst zu empfinden. Ihr Zorn verwandelte sich alsbald in Entsetzen.

Der Kopilot war in sich zusammengesunken und wurde nur durch den Sicherheitsgurt gehalten. In der Trennwand zwischen Kabine und Cockpit befand sich ein kleines Loch. Phillipos dritter Schuss war erst durch die Wand und dann durch die Rückenlehne des Kopiloten gedrungen.

Francesca richtete den Mann auf. Sein Stöhnen verriet, dass er noch am Leben war.

»Können Sie sprechen?«, fragte sie.

Carlos verdrehte die Augen. »Ja«, krächzte er.

»Gut. Sie haben eine Schussverletzung erlitten, aber ich glaube, es wurden keine lebenswichtigen Organe getroffen«, log sie. »Ich werde die Blutung stillen.«

Sie holte den Verbandkasten und dachte dabei, dass jetzt eigentlich ein Ärzteteam aus der Notaufnahme eines Krankenhauses erforderlich gewesen wäre. Als sie das Blut sah, das aus der Wunde des Mannes hervorquoll, den Rücken hinunterrann und sich in einer Pfütze auf dem Boden sammelte, wurde sie fast ohnmächtig. Die Kompresse färbte sich sofort dunkelrot, aber vielleicht ließ sich der Blutverlust dadurch zumindest ein wenig aufhalten. Es war schwer zu sagen. Francesca wusste lediglich, dass der Mann auf jeden Fall sterben würde.

Mit plötzlicher Angst blickte sie auf die beleuchtete Instrumententafel, denn ihr wurde auf einmal bewusst, dass sie auf diesen Sterbenden angewiesen war. Sie musste ihn unbedingt am Leben erhalten.

Sie holte die Flasche Rum und hielt sie Carlos an die Lippen. Der Alkohol tröpfelte sein Kinn hinab, und der kleine Schluck, den er trank, ließ ihn husten. Er bat um noch einen Schluck. Der starke Rum rötete seine bleichen Wangen, und sein glasiger Blick schien an Stärke zu gewinnen.

»Sie müssen fliegen«, flüsterte Francesca ihm ruhig ins Ohr. »Das ist unsere einzige Chance.«

Die Nähe einer schönen Frau wirkte anscheinend zusätzlich belebend auf ihn. Seine Augen waren immer noch leicht getrübt, aber er sah sie aufmerksam an. Er nickte und streckte die zitternde Hand nach dem Funkgerät aus, über das er direkt mit der Flugsicherung in Rio verbunden war. Francesca glitt auf den Pilotensitz und streifte sich das Headset über. Die Stimme des Fluglotsen meldete sich. Carlos sah Francesca Hilfe suchend an. Sie ergriff das Wort und schilderte die missliche Lage.

»Was raten Sie uns?«, fragte sie.

Die Pause schien endlos zu dauern. »Fliegen Sie umgehend

nach Caracas.«

»Zu weit«, stieß Carlos unter großer Anstrengung ächzend hervor. »Irgendwo näher.«

Erneut vergingen einige quälend langsame Sekunden.

Der Fluglotse meldete sich zurück. »Ein Stück vor Caracas, in San Pedro, rund dreihundert Kilometer von Ihrer gegenwärtigen Position, befindet sich ein kleiner Provinzflughafen. Ein Instrumentenanflug ist dort nicht möglich, aber wir haben erstklassige Wetterbedingungen. Können Sie das schaffen?«

»Ja«, sagte Francesca.

Der Kopilot machte sich an der Tastatur des Flugcomputers zu schaffen. Unter Aufbietung aller Kräfte erkundigte er sich bei dem Lotsen nach der internationalen Kennung San Pedros und gab sie in den Computer ein.

Das Flugzeug beschrieb wie von Geisterhand eine Kurve.

Carlos lächelte matt. »Ich hab Ihnen ja gesagt, dass diese Maschine ganz allein fliegen kann, Senhora.« Seine keuchend hervorgestoßenen Worte klangen irgendwie schläfrig. Der Blutverlust schwächte ihn zusehends. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis er das Bewusstsein verlieren würde.

»Mir ist egal, *wer* fliegt«, sagte Francesca barsch. »Bringen Sie uns nur heil nach unten.«

Carlos nickte und erteilte per Computer den Befehl, die Flughöhe automatisch auf sechshundert Meter zu senken. Die Maschine begann mit dem Abstieg durch die Wolken, und schon bald war unter ihnen grüne Vegetation zu erkennen. Der Anblick des Bodens beruhigte Francesca, aber er ängstigte sie auch. Ihre Furcht nahm zu, als Carlos plötzlich wie unter einem Stromschlag erzitterte. Er packte Francescas Hand und umklammerte sie fest.

»Ich schaff's nicht bis San Pedro«, keuchte er.

»Sie *müssen*«, beharrte Francesca.

»Unmöglich.«

»Verdammt, Carlos, Sie und Ihr Partner haben uns in diese Klemme gebracht, und Sie werden uns jetzt gefälligst auch wieder herausbringen!«

Er lächelte geistesabwesend. »Was wollen Sie tun, Senhora? Mich erschießen?«

Ihre Augen funkelten wütend. »Sie werden sich noch *wünschen*, ich hätte es getan, falls Sie diese Kiste nicht landen.«

Er schüttelte den Kopf. »Notlandung. Unsere einzige Chance. Suchen Sie nach einer geeigneten Stelle.«

Durch das große Cockpitfenster war nur dichter Regenwald zu erkennen. Francesca kam es fast so vor, als würden sie über ein endloses Feld voller Brokkoli fliegen. Erneut suchte sie den grünen Horizont ab. Hoffnungslos. *Halt*. Irgendetwas funkelte im Sonnenlicht.

»Was ist das?«, fragte sie und zeigte darauf.

Carlos schaltete den Autopiloten ab, nahm den Steuerknüppel in beide Hände und hielt auf die Spiegelung zu, die von einem riesigen Wasserfall stammte. Ein schmaler, gewundener Fluss kam in Sicht. Daneben befand sich eine unregelmäßig geformte Lichtung mit gelbbrauner Vegetation.

Auch Carlos schien nun beinahe automatisch zu reagieren. Er flog an dem offenen Gelände vorbei und dann mit dreißig Grad Schräglage in eine Rechtskurve, um sich der Lichtung in weitem Bogen erneut aus der ursprünglichen Richtung anzunähern. Durch eine weitere enge Rechtskurve brachte er das Flugzeug schließlich auf den endgültigen Kurs. Sie befanden sich jetzt in fünfhundertfünfzig Metern Höhe und sanken auf einer lang gezogenen, flachen Geraden nach unten. Carlos fuhr die Landeklappen aus, um die Geschwindigkeit weiter zu senken.

»Zu tief!«, knurrte er. Die Baumwipfel rasten ihnen entgegen. Mit der übermenschlichen Kraft der Verzweiflung streckte Car-



los die Hand nach dem Gashebel aus und gab mehr Schub. Die Maschine begann wieder ein wenig zu steigen.

Seine Sicht verschwamm. Ihn verließ der Mut. Es war ein furchtbarer Landeplatz, uneben und winzig wie eine Briefmarke. Ihre Geschwindigkeit betrug zweihundertfünfzig Kilometer pro Stunde. Zu schnell.

Seiner Kehle entfuhr ein rasselndes Pfeifen. Der Kopf sackte ihm auf die Schulter. Ein Blutschwall schoss aus seinem Mund hervor. Die Finger umklammerten auch weiterhin den Steuerknüppel, jetzt nutzlos im Todesgriff darum verkrampft. Sogar noch während seiner letzten Sekunden hatte Carlos hohes fliegerisches Geschick bewiesen und die Maschine perfekt getrimmt. Das Flugzeug blieb auf Kurs, und als es den Boden berührte, sprang es mehrfach wieder in die Luft empor, wie ein Stein, der in flachem Winkel über eine Wasserfläche hüpfte.

Dann schlug der Rumpf endgültig auf und protestierte mit dem ohrenbetäubenden Kreischen gepeinigten Metalls. Die Reibungskräfte bremsten die Maschine ab, doch noch immer betrug die Geschwindigkeit mehr als hundertfünfzig Kilometer pro Stunde, und der Jet durchfurchte den Untergrund wie ein Pflug. Die Tragflächen rissen ab, und die Treibstofftanks explodierten, sodass die Maschine auf den nächsten dreihundert Metern zu beiden Seiten einen Schweif aus orangefarbenen Flammen und tiefschwarzem Qualm hinter sich herzog, während vor ihr viel zu schnell eine Biegung des Flusses in Sicht kam.

Das Flugzeug wäre zerbrochen, hätte der grasbedeckte Boden sich nicht plötzlich in weichen morastigen Uferschlick verwandelt. Der blauweiße Rumpf des Jets war inzwischen über und über mit Dreck verschmiert und wirkte ohne die Tragflächen wie ein riesiger Wurm, der sich im Sumpf vergraben wollte. Er schlitterte über die Schlammfläche und kam schließlich mit einem Ruck zum Stehen. Francesca wurde nach vorn gegen die Instrumententafel geschleudert und verlor das Bewusstsein.

Dann herrschte weitgehend Stille, lediglich das brennende Gras knisterte leise, der Fluss plätscherte an die Ufer, und Dampf zischte auf, als das heiße Metall der Maschine mit dem Wasser in Berührung kam.

Wenig später tauchten aus den Tiefen des Waldes gespenstische Schatten auf und glitten lautlos auf das Flugzeugwrack zu.

*San Diego, Kalifornien, 2001*

Die elegante Motorjacht *Nepenthe* ankerte vor Encinitas an der Pazifikküste. Sie war das prächtigste Schiff einer Flottille, die sämtliche Segel- und Motorboote San Diegos zu umfassen schien. Der anmutig gestreckte Rumpf, das speerähnliche Spriet an der Spitze des kühn aufragenden Klipperbugs und der stolze Achtersteven verliehen der sechzig Meter langen *Nepenthe* das Aussehen eines edlen weißen Porzellanschiffs auf Delftblauer See. Ihr Anstrich war auf Hochglanz poliert, und sämtliche Metallteile funkelten in der kalifornischen Sonne. Von vorn bis achtern flatterten unzählige Flaggen und Wimpel im Wind, und mitunter riss ein Luftballon sich los und stieg hoch in den wolkenlosen Himmel empor.

Der geräumige Salon der Jacht war ganz im Stil des britischen Empire gehalten. Ein Streichquartett spielte ein Stück von Vivaldi, und eine bunt gemischte Gesellschaft aus schwarz gekleideten Hollywood-Größen, korpulenten Politikern und aalglatten Fernsehmoderatoren drängte sich um eine mächtige Mahagonitafel und vertilgte Pasteten, Beluga-Kaviar und Shrimps, als hätte es wochenlang nichts zu essen gegeben.

Draußen auf den sonnendurchfluteten Decks saßen zahllose Kinder in Rollstühlen oder stützten sich auf Krücken, kauten schmatzend an Hotdogs und Hamburgern und genossen die frische Seeluft. Eine attraktive Frau Mitte fünfzig wachte wie eine Glucke über sie. Millionen von Menschen hatten Gloria Ekharths Filme und ihre beliebte Fernseh-Sitcom gesehen und kannten dieses Gesicht mit den vollen Lippen und den kornblumenblauen Augen nur zu genau. Jeder Fan wusste von ihrer Tochter Elsie, dem hübschen sommersprossigen Mädchen, das hier ebenfalls in einem Rollstuhl über das Deck flitzte. Auf dem Gipfel

ihrer Schauspielkarriere hatte Ekhart beschlossen, ihr Geld und ihre Zeit fortan in den Dienst von Kindern zu stellen, die das schwere Schicksal ihrer Tochter teilten. Die einflussreichen und betuchten Gäste, die unterdessen im Salon Dom Perignon in sich hineinschütteten, würden später gebeten werden, ihre Scheckbücher für die Ekhart Foundation zu öffnen.

Gloria Ekhart wusste, wie eine gelungene Werbeaktion auszu-  
sehen hatte, und deshalb war ihre Wahl auch auf die *Nepenthe*  
gefallen, als es darum ging, einen geeigneten Veranstaltungsort  
für die Party zu mieten. Schon als das Schiff 1930 in der Glas-  
gower Werft G. L. Watson vom Stapel lief, gehörte es zu den e-  
legantesten Motorjachten, die jemals die Weltmeere befahren  
hatten. Der erste Eigentümer, ein englischer Graf, verlor die *Ne-  
penthe* während einer nächtlichen Pokerrunde an einen spiel-  
freudigen Hollywood-Mogul, der zudem einen Hang zu endlo-  
sen Partys und minderjährigen Starlets hatte. Es folgte eine Rei-  
he ebenso gleichgültiger Besitzer, und am Ende diente die *Ne-  
penthe* sogar eine Weile als Fischkutter. Schließlich landete die  
verrottete und nach Fisch und Ködern stinkende Yacht in der hin-  
teren Ecke eines Schiffsfriedhofs. Die Rettung kam in Gestalt  
eines Magnaten aus dem Silicon Valley, der einen Teil der für  
die Restaurierung erforderlichen Millionen wieder einzuspielen  
erhoffte, indem er die *Nepenthe* zu Anlässen wie der Ekhart-  
schen Wohltätigkeitsveranstaltung vermietete.

Ein Mann in einem blauen Blazer, auf dessen Brusttasche ein  
offiziell wirkendes Abzeichen prangte, hatte mit einem Fernglas  
die flache, grüne Weite des Pazifiks abgesucht. Jetzt rieb er sich  
die Augen und schaute erneut durch die Linsen. Am Horizont  
hoben sich vor dem blauen Himmel schmale, weiße Gischtrei-  
fen ab. Der Mann ließ das Fernglas sinken, nahm eine Gas-  
druckfanfare zur Hand und betätigte dreimal den Knopf.

*Tuuut... tuuut... tuuut.*

Das ohrenbetäubend laute Hupen schallte über das Wasser  
wie der Paarungsruf eines gewaltigen Gänserichs. Die Flottille

nahm das Signal auf. Eine Kakophonie aus Glocken, Pfeifen und Hörnern erfüllte die Luft und übertönte mühelos die Schreie der hungrigen Möwen. Hunderte von Zuschauern griffen aufgeregt nach ihren Ferngläsern und Kameras. Manche Boote neigten sich bedenklich, als die Passagiere sich alle an einer Seite versammelten. Auf der *Nepenthe* schlangen die Gäste ihr Essen hinunter und strömten aus dem Salon, während sie weiterhin an ihren Sektgläsern nippten. Sie schirmten die Augen vor der Sonne ab und spähten in die Ferne, wo die weißen Markierungen immer deutlicher zu erkennen waren. In der Luft hing plötzlich ein Geräusch, das wie ein wütender Schwärm Bienen klang.

Dreihundert Meter über der *Nepenthe* kreiste in einem Helikopter ein stämmiger italienischer Kameramann namens Carlo Pozzi. Jetzt tippte er dem Piloten auf die Schulter und deutete nach Nordwesten. Dort näherten sich auf dem Wasser parallele weiße Streifen, als würden sie von einer riesigen, unsichtbaren Egge stammen. Pozzi überprüfte sein Sicherheitsgeschirr, stellte einen Fuß hinaus auf die Kufe und wuchtete sich eine mehr als zwanzig Kilo schwere Fernsehkamera auf die Schulter. Geübt lehnte er sich in den Wind, der seinen Körper durchschüttelte, und richtete das überaus starke Teleobjektiv auf die herannahenden Linien. Er schwenkte mit der Kamera von links nach rechts und verschaffte so den Zuschauern in der ganzen Welt einen Überblick über die zwölf Rennboote, die dort das Meer zerfurchten. Dann zoomte er auf die zwei Boote, die zirka vierhundert Meter vor dem Rest des Feldes in Führung lagen.

Die beiden Kontrahenten rasten über die Wellenkämme, und die zwölf Meter langen Rümpfe zeigten dabei steil empor, als wollten sie den Fesseln der Schwerkraft entfliehen. Das führende Boot war in einem leuchtend hellen Feuerrot gestrichen. Der Verfolger, weniger als neunzig Meter dahinter, funkelte wie ein goldenes Nugget. Im Aussehen glichen die Gefährte eher futuristischen Raumjägern als irdischen Wasserfahrzeugen. Ihre flachen Tragdecks verbanden jeweils zwei messerscharfe Katama-

ranrumpfe miteinander, über deren Maschinenräumen aerodynamische Schwingen angebracht waren. In jedem der spitz zulaufenden Rumpfe befand sich nach ungefähr zwei Dritteln der Länge eine geschlossene Kanzel, nicht unähnlich dem Cockpit eines Kampfflugzeugs.

In der rechten Kanzel des roten Boots saß eingezwängt Kurt Austin. Sein sonnengebräuntes Gesicht glich einer starren Maske, und er musste allen Mut zusammennehmen, während das acht Tonnen schwere Gefährt immer wieder auf die betonharte Wasseroberfläche schlug. Im Gegensatz zu einem Landfahrzeug war dieses Boot überhaupt nicht gefedert, nichts dämpfte die markerschütternden Stöße. Jeder Aufprall fuhr aufs Neue durch den gesamten Rumpf, der in einem Stück aus einer Kevlar-Kohlenstoff-Verbindung gefertigt war, setzte sich durch Austins Beine fort und ließ seine Zähne aufeinander schlagen. Trotz seiner breiten Schultern, der kräftigen Oberarme und des Fünfpunktgurtsystems, das Austins neunzig Kilo an Ort und Stelle hielt, fühlte er sich wie ein Basketball, der von Michael Jordan quer über das Spielfeld gedribbelt wurde. Er brauchte jede Muskelfaser seiner hundertfünfundachtzig Zentimeter Körpergröße, um mit fester Hand Trimmruder und Gashebel zu bedienen, während sein linker Fuß per Pedal den Druck in den mächtigen Zwillings-Turboladern kontrollierte, die den Katamaran über das Wasser donnern ließen.

José »Joe« Zavala saß in der linken Kanzel über das Steuer gebeugt. Seine behandschuhten Finger umklammerten ein kleines schwarzes Lenkrad, das kaum geeignet schien, ein solches Gefährt auf Kurs zu halten. Zavala kam sich vor, als würde er das Boot genau genommen gar nicht lenken, sondern vielmehr damit *zielen*. Seine Lippen waren zu einem entschlossenen Strich zusammengepresst. Die großen dunkelbraunen Augen hatten jeglichen Anschein ihrer sonst so seelenvollen Tiefe verloren und starrten angestrengt durch das getönte Plexiglasvisier, um selbst kleinste Veränderungen von Windstärke oder Wellen-

höhe sofort zu bemerken. Die stetige Aufundab-Bewegung des Bugs machte die Aufgabe nur noch schwieriger. Während Austin das Verhalten des Boots buchstäblich mit Hilfe seines Hosenbodens einschätzte, spürte Zavala die Wogen und Wellentäler im Wesentlichen über das Lenkrad.

Austin meldete sich über die Sprechanlage, mit der die beiden Kanzeln verbunden waren. »Wie ist unsere Geschwindigkeit?«

Zavala warf einen Blick auf die Digitalanzeige. »Eins sechsundneunzig.« Dann überprüfte er Satellitennavigation und Kompass. »Genau auf Kurs.«

Austin sah auf die Uhr und dann auf die Seekarte, die er sich an den rechten Oberschenkel geschnallt hatte. Die knapp zweihundertsechzig Kilometer lange Rennstrecke begann in San Diego, machte zwei scharfe Kurven rund um die Insel Santa Catalina und führte dann zum Ausgangspunkt zurück, sodass von den Stränden aus Tausende von Zuschauern den dramatischen Endspurt verfolgen konnten. Die letzte Kurve musste jetzt unmittelbar bevorstehen. Austin spähte durch die mit Gischt besprühte Kanzel und entdeckte rechts von sich erst eine, dann noch eine vertikale Linie. Die Masten von Segelbooten! Die Zuschauer flankierten hier mit ihren Schiffen eine breite Schneise im offenen Fahrwasser. Wenig später würde dann das Küstenwachboot samt der Wendeboje auftauchen und den Beginn des letzten Streckenabschnitts markieren. Kurt schaute kurz über die rechte Schulter zurück und sah etwas Goldenes in der Sonne aufblitzen.

»Gehe auf zwei zehn«, sagte er.

Die harten Stöße am Lenkrad deuteten darauf hin, dass die Wellenhöhe zunahm. Außerdem hatte Zavala vereinzelte weiße Flecke und eine unverkennbare Marmorierung des Wassers bemerkt, was auf eine anwachsende Windstärke schließen ließ.

»Ich weiß nicht, ob das ratsam ist«, rief er über das Heulen der Motoren hinweg. »Das Wetter wird unruhiger. Wo ist Ali

Baba?«

»Er sitzt uns praktisch im Genick!«

»Er wäre *verrückt*, es jetzt darauf ankommen zu lassen. Er kann doch weiterhin in Ruhe zusehen, wie wir durchgeschüttelt werden, und auf der Zielgeraden dann den Angriff starten. See und Wind sind viel zu unberechenbar.«

»Ali verliert nicht gern.«

Zavala stöhnte auf. »Okay. Versuch's mit zweihundert. Vielleicht reicht das ja schon.«

Austin gab sachte Gas und spürte die Maschinen kraftvoll aufheulen.

»Sind jetzt bei zwei null fünf«, meldete Zavala kurz darauf. »Scheint alles zu klappen.«

Das goldene Boot fiel zunächst zurück, legte dann aber ebenfalls an Tempo zu und holte wieder auf. Austin konnte die schwarze Beschriftung am Rumpf lesen: *Flying Carpet*. Der Fahrer des Boots war hinter der getönten Kanzel nicht zu erkennen, doch Austin wusste, dass der bärtige junge Mann, der beinahe wie Omar Sharif aussah, jetzt bestimmt von Ohr zu Ohr grinste. Ali Bin Said war der Sohn eines Hotelbesitzers aus Dubai und gehörte zu den härtesten Konkurrenten im Offshore-Hochgeschwindigkeitsrennen, einer Sportart, die zu den weltweit gefährlichsten zählte, und zudem von extrem ehrgeizigen Sportlern betrieben wurde.

Im Vorjahr hatte Austin ganz knapp vor Ali den Dubai Duty Free Grand Prix gewonnen, und eine Niederlage auf eigenem Kurs und vor heimischem Publikum war natürlich besonders ärgerlich. Daraufhin hatte Ali die beiden Lamborghini-Triebwerke des *Carpet* noch etwas mehr auf Leistung trimmen lassen, doch auch die *Red Ink* verfügte inzwischen über einige zusätzliche Reserven. Austin schätzte die beiden Boote ungefähr gleich stark ein.



Bei der Fahrerbesprechung vor dem Rennen hatte Ali ihm im Scherz vorgeworfen, Austin habe die National Underwater and Marine Agency zu Hilfe gerufen, damit diese ihm ein bisschen unter die Arme greifen würde. Zwar standen Austin als dem Leiter des NUMA-Teams für Sonderaufgaben tatsächlich die Mittel dieser mächtigen Behörde zur Verfügung, doch dachte er nicht im Traum daran, sich dadurch einen unfairen Vorteil zu verschaffen. Ali war nicht durch eine überlegene Motorleistung besiegt worden, sondern durch die Tatsache, dass Austin und sein Partner von der NUMA so hervorragend als Team funktionierten.

Zavala wäre mit seiner dunklen Hautfarbe und dem dichten, immer nach hinten gekämmten, glatten schwarzen Haar problemlos als Restaurantchef eines feudalen Luxushotels in Acapulco durchgegangen. Er schien stets ein wenig zu lächeln, so dass man ihm die stählerne Entschlossenheit kaum ansah, die er sich während seiner Collegezeit als Mittelgewichtsboxer antrainiert und im Laufe der vielen herausfordernden NUMA-Aufträge weiter vervollkommen hatte. Der gesellige und einnehmende Schiffingenieur konnte auf Tausende von Flugstunden am Steuerknüppel von Hubschraubern, kleinen Jets und Turboprop-Maschinen verweisen und fand sich im Cockpit eines Rennboots schnell zurecht. Austin und er arbeiteten zusammen wie die Teile eines Präzisionsinstruments, und so setzten sie sich sofort an die Spitze des Feldes, als der Schiedsrichter die grüne Startflagge hob.

Bereits die Abfahrt gelang ihnen in einem nahezu idealen Winkel, und so rasten sie mit einer Geschwindigkeit von knapp zweihundertzehn Kilometern pro Stunde über die Startlinie. Am Anfang gab jeder der Teilnehmer Vollgas, was dazu führte, dass schon auf der ersten Etappe zwei Konkurrenten mit Motorschaden ausfielen und einer sich in der ersten Kurve überschlug. Nachdem dieser wahrscheinlich gefährlichste Teil eines jeden Rennens überstanden war, wurde der Rest der Fahrer durch die

beiden führenden Teams schlicht und einfach deklassiert. Die *Red Ink* ließ die anderen hinter sich, als hätten sie Sand im Getriebe. Nur die *Flying Carpet* hielt Schritt. Während der ersten Kehre bei Santa Catalina manövrierte Zavala die *Red Ink* dermaßen eng um die Boje herum, dass Ali nach außen ausweichen musste. Seitdem jagte die *Flying Carpet* ihnen hinterher.

Jetzt legte die *Carpet* an Tempo zu und befand sich auf gleicher Höhe mit der *Red Ink*. Austin wusste, dass Ali in letzter Minute auf eine kleinere Schiffsschraube gewechselt hatte, die sich besser für raue See eignete. Kurt wünschte, auch er könnte seinen großen Glattwasser-Propeller noch umtauschen. Ali hatte sich schlauerweise lieber auf sein Gespür verlassen als auf die Wettervorhersage.

»Ich lege noch einen Zahn zu!«, rief Austin.

»Wir sind jetzt bei zwei fünfundzwanzig«, rief Zavala zurück.  
»Der Wind nimmt zu. Sie wird noch abheben, falls wir es nicht langsamer angehen lassen.«

Austin wusste, wie riskant eine Kehre bei zu hoher Geschwindigkeit war. Die Rennkatamarane glitten praktisch ohne jeden Wasserwiderstand über die Oberfläche. Dasselbe Design, das ihnen ein solch hohes Tempo über den Wellenkämmen gestattete, machte sie anfällig für plötzliche Windböen, die unter den Rumpf dringen und das gesamte Boot wie einen Drachen in die Luft heben oder, was weitaus schlimmer war, zu einem kompletten Überschlag führen konnten.

Die *Flying Carpet* ging immer weiter in Führung. Austins Finger schlossen sich um die Gashebel. Er hasste es, zu verlieren. Die Angriffslust hatte er von seinem Vater geerbt, genau wie die Statur eines Footballspielers und die hellblaue Augenfarbe, die an ein Korallenriff in klarem Gewässer erinnerte. Eines Tages würde ihn dieser Charakterzug noch um Kopf und Kragen bringen. Aber nicht heute. Er nahm die Hand vom Gas und rettete ihnen damit vermutlich das Leben.

Der weiße Kamm einer fast anderthalb Meter hohen Woge kam von backbord heran und schien sich mit beinahe wütendem Fauchen auf sie zu stürzen. Zavala sah die Gefahr, schickte ein Stoßgebet zum Himmel und wusste doch im selben Moment, dass ihr Timing erbärmlich war. Wie eine Katzenpfote schloss die Woge sich um einen der Rümpfe und ließ die Red Ink wirbelnd emporsteigen. Mit blitzschnellem Reflex lenkte Zavala in Richtung der Drehbewegung, ganz wie ein Autofahrer, der auf eine Eisfläche geraten war. Das Boot schlug seitlich ins Wasser, geriet ins Schlingern, sodass die Kanzeln überspült wurden, und richtete sich dann schwankend wieder auf.

Ali wurde langsamer, doch sobald er sah, dass die beiden Konkurrenten alles glimpflich überstanden hatten, gab er wieder hemmungslos Vollgas. Er wollte mit möglichst großem Abstand vor Austin ins Ziel kommen. Obwohl sein erfahrener Kopilot Hank Smith ihm davon abriet, setzte Ali sämtliche Reserven des Boots frei. Hinter der *Flying Carpet* stieg eine gewaltige Gischtfontäne in die Luft, und die beiden Schrauben durchpflügten die See mit einer tiefen Doppelfurche. Die Fahrspur war noch nach mehreren hundert Metern deutlich zu erkennen.

»Tut mir Leid«, rief Zavala. »Die Welle hat mich voll erwischt.«

»Du hast erstklassig reagiert. Holen wir uns den zweiten Platz.«

Austin schob die Gashebel nach vorn, und mit laut heulenden Motoren nahm die *Red Ink* die Verfolgung auf.

Hoch über der Rennstrecke hatte der italienische Kameramann den dramatischen Führungswechsel beobachtet. Der Helikopter flog einen großen Bogen, bis er auf Höhe der Flottille genau über der Fahrrinne schwebte. Pozzi wollte in einer Totale festhalten, wie das einzelne Boot vorbei an den Zuschauern zur Wendeboje raste, um dort auf die letzte Etappe zurück nach San Diego zu gehen. Der Kameramann schaute hinunter aufs Was-

ser, um sich zu orientieren, und bemerkte kleine Wellen, die von einem großen, gräulich schimmernden Objekt ausgingen, das an der Oberfläche trieb. Eine Lichtspiegelung. Nein, da war *tatsächlich* etwas. Er winkte dem Piloten zu und deutete direkt nach unten.

»Was, zum Teufel, ist das?«, fragte der Pilot.

Pozzi richtete die Kamera auf das Objekt und zoomte mit einem Knopfdruck nah heran.

»Ein *balena*«, sagte er, als er Genaueres erkennen konnte.

»Mein Gott, sprechen Sie gefälligst Englisch.«

»Wie heißt es doch gleich? Ein Wal.«

»Ach so«, erwiderte der Pilot. »Die sieht man hier häufig. Keine Angst, er wird tauchen, wenn er die Boote hört.«

»Nein«, widersprach Carlo und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, er ist tot. Er bewegt sich nicht.«

Der Pilot ließ den Hubschrauber ein Stück zur Seite schweben, um besser sehen zu können. »Verdammt, Sie haben Recht. Da ist noch einer. Ich zähle insgesamt drei - nein, vier. Verflucht! Die sind ja überall hier.«

Er schaltete auf den Notrufkanal. »San Diego Küstenwache, bitte kommen. Hier ist der Fernsehhelikopter über der Rennstrecke. *Dies ist ein Notfall!*«

Aus dem Funkgerät ertönte krächzend eine Stimme. »Hier ist die Küstenwache in Cabrillo Point. Fahren Sie fort.«

»Ich sehe Wale genau auf der Rennstrecke.«

»Wale?«

»Ja, ungefähr ein Dutzend. Ich glaube, sie sind tot.«

»Roger«, entgegnete der Mann. »Wir veranlassen unser Boot dort unten, sich die Sache mal anzusehen.«

»Zu spät«, sagte der Pilot. »Sie müssen das Rennen abbrechen.«

Einige Sekunden lang herrschte gespanntes Schweigen. Dann:  
»Roger. Wir versuchen es.«

Kurz darauf verließ das Küstenwachboot als Reaktion auf einen entsprechenden Funkspruch der Zentrale seine Position an der Wendeboje. Orangefarbene Leuchtsignale stiegen in den blauen Himmel empor.

Ali bemerkte die Leuchtraketen nicht, und auch den aufgedunsenen grauen Kadaver in seiner Bahn registrierte er erst im letzten Moment. Er riss das Steuer herum, verfehlte das Hindernis nur um wenige Zentimeter und wich einer zweiten Tierleiche aus. Der nächste Zusammenstoß ließ sich nicht mehr abwenden. Ali versuchte es dennoch und brüllte Hank im selben Moment zu, vom Gas zu gehen. Smith zog blitzschnell die Hebel zurück, und das beinahe fliegende Boot senkte sich aufs Wasser. Die Geschwindigkeit beim Aufprall betrug immer noch rund achtzig Kilometer pro Stunde. Mit lautem Knall platzte der Kadaver wie ein riesiger Ballon voller Tran und ließ stinkende Gase entweichen. Das Boot legte sich auf die Seite, kippte, vollführte einen Salto und landete wie durch ein Wunder richtig herum auf beiden Rümpfen.

Nur dank ihrer Helme kamen die beiden Insassen des Katamarans ohne Schädelbruch davon. Wie durch einen schwarzen Schleier griff Ali halb betäubt nach dem Lenkrad und versuchte zu wenden, doch das Ruder reagierte nicht. Er rief nach seinem Kopiloten. Hank war über den Gashebeln zusammengesackt.

Der Kapitän der *Nepenthe* hatte die Brücke verlassen und sprach unten auf Deck gerade mit Gloria Ekhart, als die Schauspielerin sich plötzlich über die Reling beugte und den Arm ausstreckte. »Verzeihen Sie, Käpt'n. Was macht denn das goldene Boot da?«

Die *Flying Carpet* torkelte wie ein angeschlagener Boxer, der sich in die neutrale Ecke retten will. Dann fuhr der Zwillingsbug herum, und der Katamaran hörte auf zu schwanken. Mit zuneh-

mender Geschwindigkeit hielt er genau auf einen Punkt mittschiffs der Jacht zu. Der Kapitän wartete darauf, dass die *Flying Carpet* abdrehen würde. Nichts geschah. Erschrocken entschuldigte er sich mit ruhiger Stimme, trat ein Stück beiseite und nahm ein Walkie-Talkie vom Gürtel. Sein Verstand berechnete unterdessen, wie lange es dauern würde, bis das goldene Boot mit ihnen kollidierte.

»Hier spricht der Käpt'n«, bellte er ins Funkgerät. »Setzen Sie das Schiff in Bewegung!«

»Jetzt, Sir? Während des Rennens?«

»Sind Sie *taub*? Anker lichten, und Fahrt aufnehmen. *Sofort*.«

»Fahrt aufnehmen? Wohin, Sir?«

Ihnen blieb nur eine minimale Chance, rechtzeitig vom Fleck zu kommen, und dieser Steuermann wollte unbedingt ein Quiz veranstalten.

»*Nach vorn!*«, brüllte er, beinahe panisch. »Fahren Sie einfach *los!*«

Doch noch während er den Befehl erteilte, wusste er bereits, dass es zu spät war. Das Rennboot hatte schon die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht. Der Kapitän fing an, die Kinder auf die andere Seite der Jacht zu scheuchen. Vielleicht ließen sich so ein paar Leben retten, wenngleich er daran zweifelte. Der hölzerne Rumpf würde zersplittern, die Treibstofftanks in einem Feuerball explodieren und die Jacht innerhalb weniger Minuten auf den Meeresgrund sinken. Er packte einen Rollstuhl, in dem ein kleines Mädchen saß, und schob ihn quer über das Deck, während er die anderen Leute aufforderte, es ihm gleichzutun. Gloria Ekhart war vor Schreck wie erstarrt und sah den goldenen Torpedo immer schneller auf die Jacht zueilen. Instinktiv tat sie das Einzige, wozu sie noch imstande war: Sie legte schützend einen Arm um die schmalen Schultern ihrer Tochter und drückte das Mädchen fest an sich.

## 2

Austin war nicht überrascht, dass Ali die Kontrolle über das Boot verlor, denn schließlich hatte der Araber sein Schicksal geradezu herausgefordert, doch die Art des Unfalls gab Kurt zu denken. Die *Flying Carpet* wurde ruckartig herumgerissen und schleuderte in einer Schaumfontäne zur Seite. Dann wurde sie ihrem Namen gerecht und stieg steil in die Luft empor, wobei ein Rumpf tiefer als der andere hing. Sie sah aus wie ein Stuntfahrzeug, das über eine niedrige Rampe und dann auf zwei Rädern weiterfuhr. Fliegend legte sie mehrere Bootslängen zurück, überschlug sich dabei, ließ bei der Landung einen gewaltigen Schwall Wasser aufspritzen, verschwand kurz aus der Sicht und tauchte schwankend wieder an der Oberfläche auf, als wäre nichts passiert.

Austin und Zavala hatten festgestellt, dass gegenwärtig eine Geschwindigkeit von rund einhundertfünfzig Kilometern pro Stunde ausreichte, um einerseits den Abstand zum Verfolgerfeld zu halten und andererseits den wechselnden Wasser- und Windbedingungen Rechnung zu tragen. Es herrschte geringer bis mittlerer Seegang, und die meisten Wogen trugen weiße Schaumkronen. Nicht gerade Stärke 12 auf der Beaufort-Skala, aber dennoch nicht zu unterschätzen. Mit Argusaugen hielten sie nach plötzlichen Irrläuferwellen Ausschau, um nicht noch einmal in Gefahr zu geraten.

Zavala fuhr einen großen Bogen und hielt auf Alis Boot zu, um sich zu vergewissern, ob die Männer Hilfe brauchten. Als die *Red Ink* über den Kamm einer Woge stieg und ins nächste Wellental glitt, musste er jäh einem riesigen grauen Objekt ausweichen, dessen Länge die des Boots noch übertraf. Dann folgten drei weitere große schieferfarbene Hügel, die Joe zu einem hektischen Skalom zwangen. Die Rümpfe der *Red Ink* ächzten protestierend unter der großen Belastung.

»Wale!«, rief Zavala aufgeregt. »Überall Wale!«

Austin reduzierte ihre Geschwindigkeit um die Hälfte. Neben dem nächsten leblosen Kadaver trieb ein kleineres Tier, vermutlich ein Kalb. »Grauwale«, sagte Kurt verwundert. »Eine ganze Herde.«

»Die sehen nicht allzu gesund aus«, merkte Zavala an.

»Für *uns* sind sie das leider auch nicht«, sagte Austin und nahm die Hand vom Gas. »Das ist ja wie ein Minenfeld.«

Alis Boot hatte ziellos auf den Wogen getrieben, sodass die Schrauben lediglich die Luft durchpflügten. Auf einmal hob sich der Doppelbug, das Heck sank ins Wasser, die Propeller gaben Schub, und die *Flying Carpet* schoss davon wie ein Kaninchen auf der Flucht vor einem Jagdhund. Sie beschleunigte schnell, glitt alsbald über die Wellenkämme und hielt auf die Zuschauerflotte zu.

»*Macho hombre!*«, stieß Zavala bewundernd hervor. »Rammt einen Wal und fährt dann seine Fans begrüßen.«

Auch Austin glaubte, Ali wolle sich für den Beifall bedanken. Die *Flying Carpet* sauste über das Wasser wie ein goldener Pfeil auf dem Weg ins Schwarze einer Zielscheibe. In Gedanken verlängerte Kurt den Kurs des Boots und sah, dass er genau auf die Flanke einer großen weißen Jacht gerichtet war, die parallel zur Rennstrecke ankerte. Die anmutige Silhouette ließ auf ein luxuriöses Schiff älteren Datums schließen. Bewundernd stellte Austin fest, wie gut der hölzerne Rumpf Form und Funktion miteinander vereinte. Dann erneut ein Blick auf Alis Boot. Es wurde immer schneller und hielt nach wie vor genau auf die Jacht zu.

*Wieso halten sie nicht an oder drehen ab?*

Austin wusste, dass der Rumpf eines Rennboots praktisch unverwundlich war, aber die Steuerruder samt dem Verbindungsgestänge lagen ungeschützt. Sofern das Gestänge sich verbogen hatte, klemmten die Ruder womöglich fest. Aber dennoch... Auch wenn das der Fall war, musste man bloß die Maschinen



abschalten. Und falls der Mann an den Gashebeln nicht entsprechend reagieren konnte, besaß auch der Steuermann einen Not-schalter, der über eine kurze Schnur mit seinem Arm verbunden war. Das Boot hatte den Wal nicht voll erwischt, doch der Auf-prall dürfte trotzdem heftig gewesen sein, gefolgt von einem noch brutaleren Schlag bei der Landung nach dem Salto. Das Wasser musste sich hart wie Beton angefühlt haben. Trotz der Helme und Sicherheitsgurte waren Ali und sein Kopilot zumin-dest benommen, vielleicht sogar bewusstlos. Austin schaute er-neut zu der Jacht und bemerkte die jungen Gesichter auf den Decks. Um Gottes willen! *Kinder*. Die Jacht war voller Kinder.

Die Leute an Deck liefen hastig durcheinander. Alle hatten das herannahende Rennboot bemerkt. Der Anker der Jacht hob sich aus dem Wasser, aber inzwischen hätte sie Flügel haben müssen, um der verheerenden Kollision noch entinnen zu kön-nen.

»Das gibt ein Unglück!«, sagte Zavala und klang dabei eher verblüfft als besorgt.

Austins Hand schien sich von ganz allein zu bewegen und schob die Gashebel nach vorn. Mit donnernden Motoren schoss die *Red Ink* davon, als wäre sie ein Rennpferd und von einer Biene gestochen worden. Die plötzliche Beschleunigung kam für Zavala überraschend, doch er umklammerte das Lenkrad und hielt mit der *Red Ink* auf das führerlose Boot zu. Die Fähigkeit, intuitiv zu erfassen, was der andere gerade dachte, hatte Kurt und Joe während ihrer NUMA-Aufträge bereits mehr als einmal die Haut gerettet. Austin gab Vollgas. Der Katamaran hob sich empor und raste über das Wasser. Sie waren doppelt so schnell wie die *Carpet* und würden im schrägen Winkel ihre Bahn kreuzen. Nur noch wenige Sekunden...

»Bring uns auf parallelen Kurs und möglichst nah heran«, sagte Austin. »Auf mein Zeichen schubst du ihn nach steuer-bord.«

Austins Verstand arbeitete auf Hochtouren. Die *Red Ink* raste über die Flanke einer Welle, flog durch die Luft und landete mit einem markerschütternden Aufprall. Die Jacht bewegte sich inzwischen langsam vom Fleck. Ihre Chancen verbesserten sich dadurch nur marginal.

Die beiden Rennboote befanden sich nun fast auf gleicher Höhe. Zavala stellte sein enormes Talent als Pilot unter Beweis und brachte die *Red Ink* näher heran, obwohl das Kielwasser der *Carpet* immer höhere Wogen schlug. Austin wartete, bis sie das andere Boot ein kleines Stück überholt hatten, und zog dann langsam die Gashebel zurück, um sich der Geschwindigkeit von Alis Katamaran anzupassen. Der Abstand betrug allenfalls einen oder zwei Meter.

Austins Sinne waren aufs Äußerste gespannt, seine Handlungen eher durch Reflexe als durch Kalkül bestimmt. Das ohrenbetäubende Dröhnen der vier mächtigen Motoren schien jeden klaren Gedanken im Keim zu ersticken. Kurt und die *Red Ink* wurden eins, seine Muskeln und Sehnen verbanden sich mit dem Stahl und dem Kevlar und wurden ebenso zu Bestandteilen der Maschine wie die Kolben und Kardanwellen. Noch fuhren die beiden Boote nicht synchron; wenn eines sich hob, senkte sich das andere. Austin nahm minimale Änderungen an der Geschwindigkeit vor, und auf einmal glichen sie zwei Delphinen, die in perfektem Gleichklang der Bewegungen Seite an Seite durchs Wasser glitten.

*Auf.*

*Ab.*

*Auf.*

»Jetzt!«, brüllte er.

Die Lücke zwischen den Rennbooten verringerte sich bis auf wenige Zentimeter. Vorsichtig lenkte Zavala immer weiter nach rechts. Es war ein heikles Manöver. Falls er es zu hektisch anging, würden die Rumpfe sich verhaken und eventuell in tödli-

cher Umklammerung vom Wasser abheben. Ein lauter, dumpfer Schlag ertönte, und die gepeinigte Kohlenstoff-Verbindung kreischte auf, als die Boote sich zum ersten Mal kurz berührten und dann wieder ein Stück voneinander entfernten. Zavala steuerte erneut nach rechts und hielt diesmal entschlossen die Position. Das bockende Lenkrad wäre ihm beinahe aus den Händen gesprungen.

Austin gab mehr Gas. Der Motorenlärm wuchs ins Unermessliche. Abermals stießen die Boote zusammen. Es war, als würde man versuchen, einen riesigen, massigen Stier abzudrängen. Die Aktion zeigte Wirkung, und der schnurgerade Kurs der *Flying Carpet* wich nach rechts ab. Wieder vergrößerte sich der Abstand zwischen den Booten, und wieder versetzte Zavala der *Carpet* einen kräftigen Stoß. Er fand langsam Gefallen an der Sache. Die Kursabweichung fiel nun noch deutlicher aus.

»Das reicht, Joe!«

Alis Boot würde am Heck der Jacht vorbei und in Richtung der restlichen Flottille rasen. Die Boote der Zuschauer stoben auseinander wie Herbstlaub im Wind. Austin war klar, dass die *Red Ink* als Resultat der Rettungsaktion wie eine abprallende Billardkugel vom eigenen Kurs abweichen musste, aber er hatte nicht bedacht, wie lange das gesamte Manöver dauern würde. Jetzt schossen er und Joe nämlich auf die langsam fahrende Jacht zu, und es blieben nur noch wenige Sekunden bis zum Aufprall. Sie konnten die entsetzten Gesichter der Leute an Deck erkennen. Die Geschwindigkeit der *Red Ink* betrug hundertzwanzig Kilometer pro Stunde. Sogar wenn er die Motoren sofort abschaltete, würde man ihn und Zavala vom hölzernen Rumpf der alten Jacht abkratzen müssen.

»Was jetzt?«, rief Zavala.

»Bleib auf Kurs!«, rief Austin zurück.

Zavala stieß einen lautlosen Fluch aus. Er setzte großes Vertrauen auf Austins Fähigkeit, sie aus einer misslichen Lage zu

retten, doch manchmal schien das Verhalten seines Partners jeglicher Logik zu trotzen. Aber selbst wenn Zavala die Anweisung für sicheren Selbstmord hielt, so ließ er es sich nicht anmerken. Jede Faser seines Körpers drängte ihn, es darauf ankommen zu lassen und das Steuer herumzureißen, aber stattdessen behielt er erbittert und unveränderlich den irrsinnigen Kurs bei, als wäre die sechzig Meter lange Jacht, die wie eine große weiße Wand vor ihm aufragte, lediglich ein Trugbild. Er biss die Zähne zusammen und bereitete sich auf den Aufprall vor.

»*Duck dich*«, befahl Austin. »Zieh den Kopf ein. Ich lass sie abtauchen.«

Er beugte sich vor und gab Vollgas; gleichzeitig verstellte er Trimm- und Querruder. Normalerweise geschah ein solches Manöver eher unfreiwillig, wenn ein Boot über den Kamm einer Welle glitt und in die Flanke der nächsten Woge drang. Im schlimmsten Fall, nämlich bei hoher Geschwindigkeit, wurde sogar eine regelrechte Tauchfahrt daraus, und genau diesen Effekt hoffte Austin jetzt mit voller Absicht zu erzielen. Unwillkürlich hielt er den Atem an, als die *Red Ink* in steilem Winkel nach vorn kippte und der Zwillingsbug sich ins Wasser senkte, um mit unvermindertem Tempo in die Tiefe vorzustoßen. Die Motoren liefen mit vollem Schub und ließen die *Red Ink* vorübergehend zu einem Tauchboot werden.

Das Boot schoss unter die Jacht, allerdings nicht tief genug, um die Kanzeln zu retten. Es ertönte ein widerliches Knirschen, gefolgt vom Rauschen des Wassers. Die wirbelnden Schiffsschrauben der *Nepenthe* verfehlten die Köpfe der beiden Piloten nur um wenige Zentimeter. Dann glitt der Katamaran unter dem Schiff hindurch und wieder nach oben. Er durchbrach die Wasseroberfläche wie ein riesiger, leuchtend roter Fliegender Fisch und kam schließlich zum Stehen, als das Dröhnen der Motoren mit brodelndem Geräusch und einer purpurroten Rauchwolke erstarb.

Die Rümpfe konnten dank innen liegender Verstärkungen so-

gar dem Gewicht einer ganzen Elefantenherde standhalten. Die Plexiglaskanzeln waren hingegen weitaus weniger stabil und infolgedessen komplett aus ihren Verankerungen gerissen worden. Jetzt drang immer mehr Wasser in die Cockpits, während das Boot auf den Wellen trieb.

Zavala spuckte hustend einen Mund voll Salzwasser aus. »Ist bei dir alles in Ordnung?«, fragte er noch immer leicht benommen.

Austin nahm den Helm ab, sodass sein dichtes stahlgraues, beinahe platinweißes Haar sichtbar wurde. Er musterte die Spuren der Schiffsschrauben auf dem Tragdeck und begriff, wie knapp sie davongekommen waren. »Ich lebe noch«, erwiderte er, »aber ich glaube nicht, dass die *Red Ink* sich besonders gut als U-Boot eignet.«

Zavala spürte das Wasser um seine Taille. »Es wird langsam Zeit, von Bord zu gehen.«

»Betrachte es als einen Befehl«, sagte Austin und öffnete das Gurtschloss. Sie ließen sich aus den Cockpits ins Meer gleiten. Ein Schwimm- und Tauchschein gehörte zu den erforderlichen Nachweisen zum Erhalt einer Rennlizenz. Ein Kabinenkreuzer kam heran und nahm sie an Bord. Kurz darauf versank die *Red Ink* im Meer.

»Was ist mit dem goldenen Rennboot geschehen?«, fragte Austin den Eigner der Motorjacht, einen Pfeifenraucher mittleren Alters, der aus San Diego hergefahren war, um das Rennen zu verfolgen, und jetzt mehr als erwartet geboten bekam. Er wies mit dem Mundstück der Pfeife nach vorn. »Da drüben. Der Kerl ist mitten durch die anderen Boote gepflügt. Ich weiß auch nicht, wie er es geschafft hat, keinen weiteren Unfall zu bauen.«

»Hätten Sie etwas dagegen, mal nach ihm zu sehen?«

»Kein Problem«, entgegnete der Mann zuvorkommend und ließ Kurt bereitwillig ans Steuer.

Wenig später erreichten sie die *Flying Carpet* und gingen

längsseits. Die Kanzeln standen offen. Erleichtert registrierte Austin, dass beide Männer am Leben waren, wenngleich Ali aus einer Platzwunde an der Stirn blutete und Hank aussah, als litte er an den Folgen eines schweren Katers.

»Seid ihr verletzt?«, rief Austin.

»Nein«, antwortete Ali, obwohl er dabei nicht allzu überzeugend wirkte. »Was ist denn bloß *passiert*?«

»Du hast einen Wal gerammt.«

»Einen *was*?« Als er Kurts ernste Miene bemerkte, verzog er das Gesicht. »Ich schätze, den Sieg können wir uns abschminken«, sagte er verdrossen.

»Sei nicht traurig«, sagte Austin. »Wenigstens liegt dein Boot nicht auf dem Meeresgrund.«

»Tut mir Leid«, erwiderte Ali bekümmert. Dann kam ihm ein Gedanke, und sein Antlitz hellte sich auf. »Demnach hast *du* also auch nicht gewonnen.«

»*Au contraire*«, widersprach Austin. »Wir vier haben alle gewonnen, und zwar den ersten Preis als größte lebende Glückspilze.«

Ali nickte. »Allah sei gepriesen«, sagte er. Eine Sekunde später verlor er das Bewusstsein.

## Venezolanischer Regenwald

Der dichte Baldachin aus Ästen schirmte die Sonnenstrahlen ab und ließ das schwarze Wasser in dem spiegelglatten Teich tiefer wirken, als es tatsächlich war. Gamay Morgan-Trout wünschte, sie hätte nichts davon gelesen, dass die venezolanische Regierung seit kurzem wieder vermehrt die Menschen fressenden Orinoko-Krokodile auswilderte. Mit einem Hechtsprung durchdrang ihr geschmeidiger Körper die Oberfläche und tauchte mit kräftigen Stößen der schlanken Beine in die unheimliche Dunkelheit hinab. So musste ein prähistorisches Tier sich gefühlt haben, wenn es im Schlamm der kalifornischen Teergruben bei La Brea versank, dachte Gamay. Sie schaltete die beiden Halogenstrahler an ihrer Videokamera Marke Stingray ein und schwamm zum Grund. Die Pflanzen am Boden sahen aus wie Spinat und wiegten sich sacht in der leichten Strömung, als würden sie zu einer Melodie tanzen. Plötzlich stieß etwas sanft gegen Gamays Hinterteil.

Sie fuhr herum, eigentlich eher entrüstet als verängstigt, und griff nach dem Messer an ihrer Taille. Nur wenige Zentimeter vor ihrer Taucherbrille schwebte ein klobiger pinkfarbener Kopf mit kleinen schwarzen Augen und langer schmaler Schnauze. Die Schnauze wedelte hin und her wie ein tadelnd ausgestreckter Zeigefinger. Gamay nahm die Hand vom Heft des Messers und schob die Schnauze beiseite.

»Pass gefälligst besser *auf*.« Der Satz entströmte ihrer Atemmaske in Form einer Wolke geräuschvoller Luftblasen. Das schmale Maul öffnete sich zum freundlichen, allerdings scharfzahnigen Grinsen eines Zirkusclowns. Dann drehte das Gesicht des Flussdelfphins sich um die Längsachse, so dass es Gamay nun von unten musterte.

Sie musste lachen und klang dabei wie Old Faithful, der bekannteste Geysir im Yellowstone Nationalpark, wenn er kurz vor dem Ausbruch zu gluckern begann. Mit dem Daumen betätigte sie das Ventil an ihrer Tarierweste und ließ Luft in die Kammern strömen. Innerhalb weniger Sekunden durchbrach ihr Kopf wie ein Kastenteufel die glatte Oberfläche des Teichs. Die aufgeblasene Weste hielt sie wie ein Schwimmring in der Schwebelage. Gamay lehnte sich zurück, spuckte das Plastikmundstück aus und grinste breit.

Ein kleines Stück neben ihr saß Paul Trout in seinem drei Meter langen Bombard-Schlauchboot. Er überwachte den Tauchgang und war der schaumigen Spur aus Luftblasen gefolgt, die den Weg seiner Frau markierten. Es überraschte ihn, sie so plötzlich aus dem schwarzen Wasser emporschießen zu sehen, und noch mehr verblüffte ihn ihr fröhliches Grinsen. Verwirrt schürzte er die Lippen und neigte in charakteristischer Pose den Kopf, als würde er über den Rand einer unsichtbaren Brille spähen.

»Bist du okay?«, fragte er und sah sie aus seinen großen nussbraunen Augen neugierig an.

»Alles bestens«, sagte Gamay, obwohl das eindeutig nicht die ganze Wahrheit war. Angesichts von Pauls ungläubiger Miene brach sie nun endgültig in lautes Gelächter aus. Sie verschluckte sich an einem Mund voll Wasser, und der Gedanke, sie könnte infolge eines Lachanfalls ertrinken, ließ sie nur umso schallender lachen. Sie steckte sich die Atemmaske zurück zwischen die Zähne. Paul paddelte mit dem Boot näher heran, beugte sich hinaus und hielt ihr die Hand entgegen.

»Bist du *sicher*, dass mit dir alles in Ordnung ist?«

»Ja, mir geht's gut«, sagte sie. Nachdem sie sich ein wenig gefasst hatte, spuckte sie das Mundstück abermals aus. Sie musste husten. »Ich sollte wohl besser wieder an Bord kommen.«

Sie hielt sich am Boot fest und reichte Paul zunächst die



Tauchausrüstung nach oben. Dann streckte er den Arm aus und zog die einundsechzig Kilo schwere Gamay ohne Anstrengung aus dem Wasser. Mit seinen gelbbraunen Shorts, dem farblich passenden, nach militärischer Fassung mit Schulterklappen ausgestatteten Hemd und dem weichen Popelinhut wirkte er wie ein Angehöriger des altherwürdigen Explorers' Club aus viktorianischer Zeit. Der große tropische Schmetterling unter seinem Adamsapfel war in Wirklichkeit eine der farbenfrohen Fliegen, die er so gern trug. Trout legte großen Wert darauf, stets makellos gekleidet zu sein, und sei es in den Tiefen des venezolanischen Regenwalds, wo bereits ein Lendenschurz als förmliche Garderobe galt. Sein stutzerhaftes Aussehen täuschte darüber hinweg, dass er einst als Fischer vor Kap Cod gearbeitet und während dieser Jahre unzählige schwere Kisten voller Fang geschleppt hatte. Die harten Schwielen in den Handflächen waren inzwischen verschwunden, doch die Muskeln unter der Kleidung mit den messerscharfen Bügelfalten waren so stark wie eh und je, und auch die günstige Hebelkraft seines zwei Meter drei messenden Körpers wusste Paul geschickt zu nutzen.

»Laut Messung ist dieser Teich nur neun Meter tief, also dürfte dein Zustand sich wohl kaum durch eine Stickstoff Vergiftung erklären lassen«, stellte er auf seine typisch analytische Weise fest.

Gamay nahm das Band ab, mit dem ihr schulterlanges Haar zusammengehalten wurde, dessen dunkelrote Farbe ihren Vater, einen großen Weinkenner, einst bewogen hatte, seine Tochter nach einer Traubensorte aus dem Beaujolais zu benennen.

»Welch überaus scharfsinnige Bemerkung, mein Lieber«, sagte sie und wrang sich das Wasser aus den Haaren. »Ich musste lachen, weil ich mich eigentlich für die Beobachterin gehalten habe und doch in Wahrheit die Beobachtete war.«

Paul starrte sie verdutzt an. »Na, da bin ich aber erleichtert. Jetzt verstehe ich natürlich *alles*. Beobachterin und Beobachtete, so so...«

Sie schenkte ihm ein strahlendes Lächeln. »Cyrano der Delphin hat sich an mich herangeschlichen und mich in den Po gezwickt.«

»Ich kann's ihm nicht verdenken.« Er musterte ihren gertenschlanken Körper, ließ anzüglich grinsend die Augenbrauen zucken und sah dabei fast wie Groucho Marx aus.

»Mutter hat mich immer vor Männern mit Fliegen und Mittelscheitel gewarnt.«

»Habe ich dir schon mal gesagt, dass du wie Lauren Hutton aussiehst?«, fragte er und paffte an einer imaginären Zigarre. »Und dass ich mich zu Frauen hingezogen fühle, die diese ungemein attraktive kleine Lücke zwischen den oberen Schneidezähnen haben?«

»Ich wette, das sagst du zu allen Mädchen«, erwiderte sie mit der heiseren, lasziven Stimme von Mae West und nicht in dem tiefen und gelassenen Tonfall, der ihr ansonsten zu Eigen war. »Aber ich habe aus Cyranos liebevollem Stups auch eine wissenschaftliche Erkenntnis gezogen.«

»Dass du Nasenfetischistin bist?«

Sie hob tadelnd eine Augenbraue. »Nein, obwohl das durchaus der Fall sein könnte. Ich habe gelernt, dass Flussdelphine generell zwar nicht so weit entwickelt wie ihre Salzwasser-Cousins sein mögen, aber sie sind intelligent und verspielt, und sie haben eindeutig einen Sinn für Humor.«

»Den braucht man auch, wenn man pinkgrau gefärbt ist, eine lachhafte Finne sowie Brustflossen mit rudimentären Fingern besitzt und zudem mit einem Kopf leben muss, der eher einer deformierten Melone gleicht.«

»Gar nicht mal schlecht beschrieben für einen Tiefseegeologen.«

»Ich bin jederzeit gern behilflich.«

Sie küsste ihn. »Ich weiß deine Unterstützung sehr zu schät-

zen. Und auch die viele Arbeit, die du dir mit der Computervermessung des Flusses gemacht hast. Das hier war wirklich mal etwas anderes. Es tut mir beinahe Leid, jetzt schon die Heimreise antreten zu müssen.«

Paul ließ den Blick über die friedliche Umgebung schweifen. »Mir hat es sogar Spaß gemacht. Dieser Ort ist wie eine mittelalterliche Kathedrale. Und auch die Viecher waren ziemlich lustig, wenngleich ich mir nicht sicher bin, ob ich es gern sehe, dass sie sich Freiheiten gegenüber meiner Frau herausnehmen.«

»Cyrano und ich führen eine rein platonische Beziehung«, sagte Gamay und hob mit gespielter Arroganz das Kinn. »Er wollte lediglich meine Aufmerksamkeit erregen, damit ich nett zu ihm bin.«

»Nett?«

»Nach den Maßstäben eines Delphins natürlich.« Sie schlug mit dem Paddel mehrfach gegen die Seite des Schlauchboots. Am Übergang zwischen Lagune und Fluss spritzte Wasser auf. Ein rosagrauer Höcker mit langer flacher Rückenflosse zerteilte V-förmig die Oberfläche und glitt auf das Boot zu, umkreiste es und stieß dabei ein niesendes Geräusch durch die Atemöffnung aus. Gamay warf ein paar Brocken aus gepresstem Fischmehl über Bord, woraufhin die schmale Schnauze aus dem Teich auftauchte und die Köder gierig verschlang.

»Damit wäre bewiesen, dass Delphine tatsächlich auf Zuruf reagieren. Ich kann mir gut vorstellen, dass an der Behauptung, sie würden der einheimischen Bevölkerung beim Fischfang behilflich sein, etwas Wahres dran ist.«

»Du hast außerdem bewiesen, dass Cyrano dich prima darauf abgerichtet hat, ihm einen Imbiss zu servieren.«

»Stimmt, aber es herrscht weithin die Meinung vor, diese Tiere seien bloß unfertige Versionen ihrer Meeresverwandten, also ist es für mich durchaus von Interesse, dass ihre Gehirne sich anscheinend weiter entwickelt haben als ihr physisches Erschei-

nungsbild.«

Amüsiert beobachteten sie den munteren Delphin noch einige Minuten. Als dann langsam die Dämmerung hereinbrach, traten sie den Rückweg an.

Während Gamay die Ausrüstung zusammenpackte, startete Paul den Außenbordmotor und lenkte das Boot aus der Lagune in die behäbige Strömung des Flusses. Die Farbe des Wassers veränderte sich von schwarz nach erbsengrün. Der Delphin blieb zunächst auf gleicher Höhe, doch als er merkte, dass es für ihn keine Leckerbissen mehr geben würde, scherte er wie ein Kampfflugzeug aus der Formation aus. Wenig später öffnete sich eine Lichtung im Dschungeldickicht des Ufers. Rund um ein stuckverziertes weißes Haus mit rotem Ziegeldach und Säulengang im spanischen Kolonialstil gruppierten sich einige strohgedeckte Hütten.

Paul und Gamay vertäuten das Boot an einem kleinen Steg, nahmen ihre Ausrüstung und machten sich auf den Weg zum Hauptgebäude, während eine Schar plappernder, halb nackter Indiokinder sich sogleich an ihre Fersen heftete. Die Haushälterin, eine wohlbeleibte Frau spanischindianischer Abstammung, verscheuchte die Kleinen schließlich und schwang dabei ihren Besen wie eine Streitaxt. Paul und Gamay traten ein. Im kühlen Arbeitszimmer erhob sich ein silberhaariger Mann von seinem Platz am Schreibtisch, wo er offenbar über einem Stapel Unterlagen gesessen hatte, und ging den beiden Neuankömmlingen mit unverhohlener Freude entgegen. Der Hausherr war ungefähr Mitte sechzig und trug ein weißes, besticktes Hemd, eine bequeme Bundfaltenhose sowie handgefertigte Sandalen.

»Señor und Señora Trout. Wie schön, Sie zu sehen. Ich hoffe sehr, Ihre Arbeit war von Erfolg gekrönt.«

»Das war sie, Dr. Ramirez. Vielen Dank«, sagte Gamay. »Ich hatte Gelegenheit, das Verhalten von Delphinen weiter zu katalogisieren, und Paul konnte die Computervermessung des Flus-

ses abschließen.«

»Streng genommen, hatte ich nur ziemlich wenig damit zu tun«, warf Paul ein. »Im Wesentlichen musste ich die Mitarbeiter des großen Amazonas-Forschungsprojekts nur auf Gamays Vorhaben hier aufmerksam machen und sie bitten, den LandSat-Satelliten kurz in unsere Richtung zu drehen. Die Arbeit am eigentlichen ComputermodeLL kann ich zu Hause abschließen, und Gamay wird es dann als Teil ihrer Habitat-Analyse nutzen.«

»Ich lasse Sie nur sehr ungern wieder gehen. Es war überaus freundlich von der National Underwater and Marine Agency, uns bei diesem kleinen Projekt mit Ihrem Expertenwissen zu unterstützen.«

»Ohne diese Flüsse und die hiesige Flora und Fauna *gäbe* es überhaupt kein Leben im Ozean«, sagte Gamay.

»Danke, Señora Gamay. Und um meiner Dankbarkeit wenigstens geringen Ausdruck zu verleihen, habe ich für Ihren letzten Abend hier ein besonderes Festmahl vorbereiten lassen.«

»Das ist wirklich sehr nett«, sagte Paul. »Wir packen vorher schon alles zusammen, damit wir fertig sind, wenn das Versorgungsboot kommt.«

»Da würde ich mir an Ihrer Stelle nicht allzu viele Gedanken machen«, beruhigte Ramirez ihn. »Das Boot ist so gut wie nie pünktlich.«

»Soll uns nur recht sein«, erwiderte Paul. »Dann bleibt uns mehr Zeit, um noch ein wenig über Ihre Arbeit zu plaudern.« Ramirez lachte in sich hinein. »Ich komme mir beinahe wie ein Höhlenbewohner vor, weil ich als Botaniker weiterhin so altmodisch arbeite. Ich sammle Proben mit der Hand, konserviere und vergleiche sie und schreibe dann Berichte, die keiner liest.« Er strahlte. »Unsere kleinen Flusstiere hatten bestimmt noch nie bessere Freunde als Sie beide.«

»Vielleicht wird unsere Arbeit ergeben, von wo die Gefahr für den Lebensraum der Delphine ausgeht«, sagte Gamay. »Dann

kann man zumindest etwas dagegen tun.«

Ramirez schüttelte betrübt den Kopf. »In Lateinamerika handeln die Behörden meistens nur sehr langsam, es sei denn, man füllt einige Taschen. So viele wichtige Projekte sind bereits im Sand verlaufen.«

»Klingt irgendwie vertraut. Unser Fass ohne Boden heißt Washington D.C.«

Sie lachten noch über diesen Scherz, als die Haushälterin einen der Eingeborenen in das Arbeitszimmer führte. Der Mann war klein und muskulös, trug einen Lendenschurz um die Hüften und große Kupferringe durch die Ohren. Sein pechschwarzes Haar war zu einer Ponyfrisur gekämmt, und die Augenbrauen hatte er sich abrasiert. Er wandte sich respektvoll an den Doktor, doch sein aufgeregter Tonfall und der unstete Blick ließen erkennen, dass irgendetwas ihn beunruhigt hatte. Immer wieder deutete er in Richtung Fluss.

Dr. Ramirez nahm einen breitkrempigen Panamahut vom Haken. »Wie es scheint, ist ein toter Mann in einem Kanu angetrieben worden«, sagte er. »Bitte verzeihen Sie, aber als einziger Regierungsvertreter im Umkreis von hundertfünfzig Kilometern muss ich der Sache nachgehen.«

»Dürfen wir Sie begleiten?«, fragte Gamay.

»Aber *natürlich*. Ich bin alles andere als ein Sherlock Holmes, und jedes weitere wissenschaftlich geschulte Auge ist mir mehr als willkommen. Vielleicht ist dies für Sie sogar von Interesse. Der Gentleman hier sagt, der Tote sei ein Geisterwesen.« Paul und Gamay sahen ihn fragend an. »Ich erkläre es Ihnen später«, sagte Ramirez.

Sie eilten aus dem Haus und vorbei an den Hütten zum Flussufer. Die Männer des Dorfes standen schweigend in der Nähe des Wassers, während die Kinder versuchten, neugierig zwischen den Beinen ihrer Väter hindurchzuspähen. Die Frauen hielten sich im Hintergrund. Als Dr. Ramirez näher kam, öffnete

der Kreis sich für ihn. Am Steg vertäut lag ein mit Schnitzereien verzierter Einbaum. Das Kanu war überwiegend weiß gestrichen; nur der Bug und ein längsseits verlaufender Streifen waren in Blau gehalten.

In dem Boot lag ausgestreckt die Leiche eines jungen Indios. Genau wie die Dorfbewohner trug auch er eine schwarze Ponyfrisur und war lediglich mit einem Lendenschurz bekleidet. Weitere Ähnlichkeiten bestanden nicht. Die Männer aus dem Dorf tätowierten sich oder bestrichen ihre hohen Wangenknochen mit karmesinroter Farbe, um sich vor bösen Geistern zu schützen, denen es angeblich nicht möglich war, die Farbe Rot zu erkennen. Bei dem Toten zog sich hingegen eine hellblaue Bemalung über Nase, Kinn und Arme. Der Rest des Körpers war kalkweiß gefärbt. Als Dr. Ramirez sich über den Einbaum beugte, scheuchte sein Schatten einen dichten Schwärm flaschengrüner Fliegen von der Brust des Mannes auf, so dass dort ein rundes Loch sichtbar wurde.

Paul sog hörbar den Atem ein. »Das sieht wie eine Projektilverletzung aus.«

»Ich glaube, Sie haben Recht«, sagte Dr. Ramirez. Seine tief liegenden Augen wirkten besorgt. »Mir ist zumindest noch keine vergleichbare Speer- oder Pfeilwunde untergekommen.«

Er sprach einige Minuten mit den Dorfbewohnern. Dann übersetzte er für die Trouts.

»Die Leute sagen, sie seien beim Fischfang gewesen, als das Kanu den Fluss heruntergetrieben kam. Der Anstrich verriet ihnen sofort, dass es sich um ein Boot der Geisterwesen handelte, und deshalb hatten sie Angst, aber da sich niemand im Innern zu befinden schien, gingen sie längsseits. Dann entdeckten sie den Toten und wollten das Kanu zunächst einfach weitertreiben lassen. Aber sie haben es sich anders überlegt, denn sein Geist könnte ansonsten zurückkehren und sie heimsuchen, weil sie der Leiche kein anständiges Begräbnis verschafft hatten. Und des-

halb haben sie ihn hergebracht und damit zu *meinem* Problem gemacht.«

»Warum haben die Menschen denn solche Angst vor diesem... diesem Geisterwesen?«, fragte Gamay.

Der Doktor zwirbelte die Enden seines buschigen grauen Schnurrbarts. »Der einheimische Name des Stammes, zu dem dieser Gentleman gehört, lautet Chulo. Diese Leute, so heißt es, leben jenseits der großen Wasserfälle. Die Eingeborenen sagen, die Chulo seien als Geister dem Nebel entsprungen. Angeblich ist niemand je aus ihrem Stammesgebiet zurückgekehrt.« Er wies auf den Einbaum. »Wie Sie sehen, besteht dieser Gentleman aus Fleisch und Blut, genau wie wir alle.« Er griff in das Boot und nahm einen aus Tierhaut gefertigten Sack heraus, der neben der Leiche lag. Die Dorfbewohner wichen zurück, als ginge eine ansteckende Krankheit davon aus. Ramirez sprach auf Spanisch mit einem der Indios, der nach anfänglichem Zögern immer lebhafter zu nicken begann.

Dann beendete der Doktor das Gespräch relativ abrupt und drehte sich wieder zu den Trouts um. »Die Leute fürchten sich«, erklärte er, und tatsächlich zogen die Männer sich wieder zu ihren Familien zurück. »Bitte helfen Sie mir doch, das Boot an Land zu ziehen. Ich habe die Einheimischen davon überzeugt, eine Grube auszuheben, wenngleich nicht auf ihrem eigenen Friedhof, sondern da drüben, am anderen Flussufer, wo sowieso niemand hingeht. Der Schamane hat ihnen versichert, er könne genügend Totems auf dem Grab platzieren, um den Leichnam an der Auferstehung zu hindern.« Er lächelte. »Die Nähe der Leiche wird dem Schamanen mehr Macht verleihen. Falls einer seiner Zauber mal nicht wirken sollte, kann er stets behaupten, der Geist des Toten sei daran schuld. Nach der Beerdigung schieben wir das leere Boot wieder auf den Fluss hinaus und überlassen es sich selbst. Der Geist wird ihm folgen.«

Paul betrachtete das kunstvoll gearbeitete Kanu. »Was für eine Schande, ein solch wunderschönes Stück Bootsbaukunst ein-



fach zu opfern. Aber was tut man nicht alles um des lieben Friedens willen.« Er packte ein Ende des Einbaums. Kurz darauf hatten sie das Boot zu dritt und mit vereinten Kräften aufs Ufer und ein Stück vom Wasser weg gezerrt. Ramirez bedeckte den Toten mit einer gewebten Decke aus dem Kanu. Dann nahm er den Sack, der ungefähr die Größe einer Golftasche hatte und an einem Ende mit Riemen verschnürt war.

»Vielleicht erfahren wir hierdurch etwas mehr über unseren Geist«, sagte er und kehrte mit Paul und Gamay ins Haus zurück. Sie gingen ins Arbeitszimmer und legten den Sack auf einen langen Büchertisch. Ramirez löste die Verschnürung, weitete behutsam die Öffnung und schaute in das Behältnis. »Wir müssen vorsichtig sein. Manche der Stämme benutzen vergiftete Pfeile.« Er hob das untere Ende des Sacks an, und mehrere kleinere Beutel rutschten daraus hervor. Er öffnete einen davon und entnahm ihm eine glänzende Metallscheibe, die er an Gamay weiterreichte. »Wenn ich mich recht entsinne, haben Sie zunächst Archäologie studiert, bevor Sie Biologin geworden sind. Vielleicht wissen Sie ja, was das ist.«

Stirnrunzelnd musterte Gamay den flachen runden Gegenstand. »Ein Spiegel? Offenbar sind nicht nur Frauen eitel.«

Paul nahm ihr den Spiegel aus der Hand, drehte ihn um und betrachtete die Markierungen auf der Rückseite. Er lächelte. »Als Junge hatte ich auch so einen. Es ist ein *Signalspiegel*. Siehst du die Punkte und Striche? Sie entsprechen zwar nicht unserem Morsealphabet, aber sie dürften die gleiche Funktion erfüllen. Und dann diese kleinen Strichmännchen. Es ist eine Art Code. Ich schätze, dieser rennende Kerl hier bedeutet *komm her* und der andere *geh weg*, denn er läuft in die entgegengesetzte Richtung. Und hier liegt jemand am Boden.«

»*Bleib, wo du bist*«, schlug Gamay vor.

»Würde ich auch sagen. Diese beiden Jungs hier mit den Speeren könnten für *hilf mir beim Kampf* stehen. Der kleine

Mann und das Tier bedeuten vielleicht *jagen*.« Er lachte. »Das ist fast so gut wie ein Mobiltelefon.«

»Es ist sogar besser«, sagte Gamay. »Es kostet dich weder Batterien noch Gesprächsgebühren.«

Paul bat Ramirez, den nächsten Beutel zu öffnen, was der Spanier nur zu bereitwillig tat.

»Eine Angelausrüstung«, stellte Trout fest. »Metallhaken, eine Schnur aus Pflanzenfasern. He!«, rief er und hielt eine primitiv gefertigte Metallzange empor. »Ich wette, damit werden die Haken herausgezogen.«

»Es wird noch besser«, sagte Gamay, die den nächsten Beutel geleert hatte und soeben zwei kleine miteinander verbundene Holzringe hochhielt, deren Öffnungen von einer dunklen transparenten Fläche verdeckt wurden. Sie befestigte das Gebilde mit Faserbändern an ihren Ohren. »Eine Sonnenbrille.«

Ramirez wollte nicht hintenanstehen und durchsuchte bereits das nächste Behältnis. Er holte daraus eine etwa fünfzehn Zentimeter hohe Kürbisflasche hervor, zog den hölzernen Verschluss heraus und roch daran. »Vielleicht Medizin? Es riecht nach Alkohol.«

Am unteren Ende der Flasche hingen eine winzige Schale sowie ein Holzgriff mit einem flachen Stück Stein und einem ungleichmäßigen Rad, das sich um eine Mittelachse drehte. Nachdenklich betrachtete Paul die Utensilien und ließ sie sich schließlich von Ramirez aushändigen. Er füllte den kleinen Napf mit der Flüssigkeit, hielt das hölzerne Gebilde daneben und drehte das Rad. Es kratzte über den Stein und rief dadurch Funken hervor. Die Flüssigkeit entzündete sich sofort.

»*Voilà*«, sagte er mit deutlicher Zufriedenheit. »Ein Prototyp unserer modernen Feuerzeuge. Bestens zum Entfachen von Lagerfeuern geeignet.«

Es folgten noch weitere interessante Entdeckungen. Einer der Beutel enthielt Kräuter; manche davon kannte Ramirez als Heil-

pflanzen, andere hatte er noch nie zuvor zu Gesicht bekommen. Im nächsten Beutel fand sich ein schmales, flaches Stück Metall, das auf beiden Seiten spitz zulief. Als sie es in ein Glas Wasser legten, schwang es herum, bis eines der Enden auf den magnetischen Nordpol deutete. Ein Bambuszylinder mit gläsernen Linsen erwies sich als Fernrohr von ungefähr achtfacher Vergrößerung. Der nächste Gegenstand war ein schmales, hölzernes Gehäuse, aus dem sich eine Messerklinge ausklappen ließ. Ihr letzter Fund war ein kurzer Bogen, den man aus überlappenden Metallstreifen gefertigt hatte, fast wie die Federn eines Autos. Die geschwungene Form gewährleistete eine hohe Schussweite. Als Sehne fungierte ein dünnes Metallkabel. Die Waffe war bei weitem nicht so primitiv, wie man es im Regenwald erwarten würde. Ramirez fuhr mit der Hand über das polierte Metall.

»Unglaublich«, sagte er. »Ich habe so etwas noch nie gesehen. Die Bögen der Dorfbewohner bestehen aus einfachen Ästen mit schlichten Fasersehnern.«

»Wie hat er nur gelernt, all diese Sachen herzustellen?«, fragte Paul und kratzte sich am Kopf.

»Es sind nicht nur die Gegenstände, sondern auch die Materialien, aus denen sie bestehen«, fügte Garnay hinzu. »Woher stammen sie?«

Schweigend standen sie um den Tisch herum.

»Es gibt noch eine wichtigere Frage«, gab Ramirez ernst zu bedenken. »Wer hat ihn umgebracht?«

»Natürlich«, sagte Gamay. »Wir waren so überwältigt von den technischen Errungenschaften, dass wir den toten Besitzer der Sachen darüber ganz vergessen haben.«

»Haben Sie eine Ahnung, wer ihn ermordet haben könnte?«, fragte Paul.

Ramirez' Miene verfinsterte sich. »Wilderer. Illegale Holzfäller oder Schwarzbrenner. Vielleicht auch Männer, die wertvolle Arzneipflanzen stehlen. Sie würden jeden ermorden, der sich ih-

nen in den Weg stellt.«

»Wie könnte ein einzelner Indio ihnen gefährlich werden?«, fragte Gamay.

Ramirez zuckte die Achseln.

»Ich schätze, bei einer Morduntersuchung sollte man am besten mit der Leiche anfangen«, fuhr Gamay fort.

»Wie kommst du denn darauf?«, fragte Paul.

»Ich glaube, das habe ich in irgendeinem Kriminalroman gelesen.«

»Gute Idee. Sehen wir ihn uns noch mal an.«

Sie gingen zurück zum Fluss und nahmen die Decke von dem Toten. Paul rollte ihn auf den Bauch. Die kleinere Eintrittswunde im Rücken ließ darauf schließen, dass man den Mann von hinten erschossen hatte. Vorsichtig nahm Trout der Leiche einen geschnitzten Anhänger ab, den diese um den Hals trug. Das Schmuckstück stellte eine geflügelte Frau dar, die beide Hände ausgestreckt hielt, als würde sie etwas darbieten. Paul reichte den Anhänger an Gamay weiter. Sie erklärte, die Figur erinnere sie an ägyptische Darstellungen von der Wiedergeburt des Osiris.

Paul nahm inzwischen einige rötliche Striemen auf den Schultern des Toten genauer in Augenschein. »Anscheinend hat man ihn ausgepeitscht.« Er drehte den Körper wieder auf den Rücken. »He, seht euch mal diese merkwürdige Narbe an«, sagte er und deutete auf eine schmale Linie am Bauch des Indios. »Falls ich es nicht besser wüsste, würde ich auf eine Blinddarmoperation tippen.«

Vom anderen Ufer näherten sich zwei Einbäume. Der mit einer leuchtenden Federkrone geschmückte Schamane verkündete, das Grab sei bereit. Trout breitete die Decke über dem Leichnam aus, Gamay setzte sich ans Ruder des Schlauchboots, und dann schleppten sie das blauweiße Kanu auf die gegenüberliegende

Seite des Flusses. Trout und Ramirez trugen die Leiche einige hundert Meter in den Wald und bestatteten sie in dem flachen Grab. Der Schamane verstreute rund um die Stelle einige seltsame Utensilien, die wie diverse getrocknete Hühnerteile aussahen, und warnte dann alle Anwesenden mit ernster Stimme, dieser Ort sei nun auf ewig tabu. Dann zogen sie das leere Kanu in die Mitte des Flusses und überließen es der Strömung.

»Wie weit wird es treiben?«, fragte Paul, während sie zusahen, wie das blauweiße Boot gemächlich zu seiner letzten Reise aufbrach.

»Nicht weit von hier sind Stromschnellen. Falls es dort nicht auf den Felsen zerschellt oder im Unterholz hängen bleibt, könnte es durchaus bis aufs offene Meer gelangen.«

»*Ave atque vale*«, zitierte Trout den alten römischen Gruß an die Toten. »Zum Gruße und Lebewohl.«

Sie fuhren zurück über den Fluss. Als Ramirez aus dem Schlauchboot stieg, rutschte er auf der nassen Böschung aus.

»Alles in Ordnung?«, fragte Gamay.

Ramirez verzog vor Schmerzen das Gesicht. »Wie Sie sehen, ist der Einfluss der bösen Geister bereits zu spüren. Anscheinend habe ich mir etwas verstaucht. Ich wickle mir eine kalte Kompresse um den Knöchel, aber es kann sein, dass ich beim Gehen etwas Unterstützung brauche.«

Mit Hilfe der Trouts humpelte Ramirez zurück ins Haus. Er sagte, er würde den Zwischenfall den Bezirksbehörden melden, rechnete aber nicht mit einer Reaktion. Viele Venezolaner glaubten noch immer, dass nur ein toter Indio ein guter Indio war.

»Tja«, sagte er und lächelte, »das war's vorerst. Und jetzt freue ich mich auf unser Abendessen.«

Die Trouts gingen auf ihr Zimmer, um sich zuvor noch ein wenig auszuruhen und zurechtzumachen. Ramirez' Haus verfügte

te über eine Zisterne auf dem Dach, in der das Regenwasser aufgefangen wurde, um damit eine Dusche zu speisen. Gamay hatte offenbar weiter über den Indio nachgedacht. »Erinnerst du dich noch an die Mumie, die vor einigen Jahren in den Alpen gefunden wurde?«, fragte sie, während sie sich abtrocknete.

Paul lag in einem seidenen Bademantel auf dem Bett und hatte die Hände hinter dem Kopf verschränkt. »Na klar. Ein Mann aus der Steinzeit, den das Gletschereis konserviert hatte. Was ist mit ihm?«

»Anhand der bei ihm entdeckten Werkzeuge und Besitztümer konnte man sich ein Bild von seinen Lebensumständen machen. Die Indios hier befinden sich ungefähr auf einer steinzeitlichen Entwicklungsstufe. Unser blauesichtiger Freund passt nicht ins Bild. Wie hat er gelernt, diese Gegenstände anzufertigen? Falls der Mann aus den Alpen eine solche Ausrüstung besessen hätte, wären die Zeitungen voll davon gewesen. Ich kann es förmlich vor mir sehen: ›Steinzeitmann mit Feuerzeuge‹«

»Vielleicht hatte der Indio *Popular Mechanics* abonniert.«

»Vielleicht auch eine Pfadfinderzeitschrift, aber selbst wenn er jeden Monat Bauanleitungen für allerlei clevere Gerätschaften erhalten hätte, wäre er noch lange nicht im Besitz von Edelstahl gewesen, um sie auch tatsächlich herzustellen.«

»Womöglich kommt Dr. Ramirez beim Abendessen eine Erleuchtung. Ich hoffe, du hast Appetit«, sagte Paul. Er schaute aus dem Fenster. »Ich bin völlig ausgehungert. Warum?«

»Ich habe nur gerade gesehen, wie ein paar der Eingeborenen einen Tapir zur Feuerstelle geschleppt haben.«

Als Austin durch das große Tor in den geräumigen Lager-  
schuppen auf dem Gelände der Marinebasis von San Diego trat,  
stieg ihm ein fürchterlicher Gestank in die Nase. Verantwortlich  
dafür waren drei riesige, in Flutlicht getauchte Leiber, die auf  
Tiefladeanhängern lagen. Der junge Matrose direkt neben dem  
Tor hatte den breitschultrigen Mann mit dem seltsam weißen  
Haar kommen sehen und aufgrund der selbstbewussten Haltung  
des Fremden vermutet, es handle sich um einen Offizier in Zivil.  
Als Austin ihm Namen und Rang nannte, salutierte der Matrose.

»Seaman Cummings, Sir«, sagte der Mann. »Nehmen Sie am  
besten eins von diesen Dingern.« Er hielt Austin einen Mund-  
und Nasenschutz entgegen. Auch er selbst war damit ausgestat-  
tet. »Seit man die inneren Organe entfernt hat, ist der Gestank  
wirklich kaum noch auszuhalten.« Austin bedankte sich und leg-  
te die Maske an. Im Stillen fragte er sich, wer dem armen Kerl  
mit diesem widerlichen Wachauftrag wohl eins auszuwischen  
gedachte. Man hatte ein parfümiertes Desinfektionsmittel ver-  
sprüht, das den durchdringenden Geruch längst nicht überdeck-  
te, aber wenigstens den Würgereflex zu mildern vermochte.

»Was haben wir denn hier?«, fragte Austin.

»Mutter, Vater und ein Baby«, erwiderte der Matrose, »Mann,  
das war vielleicht ein Stück Arbeit, die drei Viecher herzubrin-  
gen.«

Der Junge übertrieb nicht, dachte Austin. Alles in allem hatte  
man dort im Meer vierzehn Wale gefunden. Die Beseitigung der  
Tierleichen hätte in jedem Fall eine ziemlich eklige Aufgabe  
dargestellt, auch ohne die sofort ausbrechenden Revierkämpfe.  
Die Küstenwache war als erste Regierungsbehörde am Fundort  
gewesen und machte sich Sorgen wegen der Gefahr für die  
Schifffahrt. Am liebsten hätte sie die Wale sogleich weiter aufs  
offene Meer hinausgezogen und dort von Marinegeschützen ver-

senken lassen. Mittlerweile waren die überaus dramatischen Fernsehbilder um die ganze Welt gegangen und hatten zahllose Tierschutzaktivisten auf den Plan gerufen, denen der Tod der Wale näher ging als wäre Los Angeles samt allen Einwohnern im Pazifik versunken. Sie verlangten Antworten, und zwar schnell. Die EPA, die amerikanische Umweltschutzbehörde, wollte ebenfalls gern wissen, welcher Umstand zum Tod der geschützten Tiere geführt hatte.

Der Gedanke, dass vor ihren Stränden, Jachthäfen, Küstenhotels und Luxusanwesen plötzlich riesige stinkende Kadaver treiben könnten, versetzte die Behörden der Stadt San Diego in Angst und Schrecken. Daher rief der Bürgermeister eilends beim zuständigen Kongressabgeordneten an, der zufälligerweise dem Komitee für See- und Schifffahrtsfragen vorsah, und einigte sich mit ihm erstaunlich schnell auf einen Kompromiss. Man würde drei der Wale zur genaueren Untersuchung an Land schleppen. Die anderen sollten draußen auf See als Übungsziele dienen. Greenpeace protestierte, aber noch bevor man die Schnellbootflotte der Organisation in Bewegung setzen konnte, hatten die Kanonen der Navy die restlichen Wale bereits in tausend kleine Tranfetzen zersprengt.

Unterdessen verfrachtete ein Hochseeschlepper die drei Untersuchungsobjekte zum Stützpunkt. Mit Hilfe von improvisierten Schlingen wuchteten Marinekräne die massigen Körper aus dem Wasser. Dann transportierte man sie in einen leer stehenden Schuppen, wo sich die Tier- und Gerichtsmediziner mehrerer kalifornischer Universitäten umgehend an die Arbeit begaben. Ein behelfsmäßiges Labor wurde eingerichtet. In ihrer Schlechtwetterkleidung, den Handschuhen und den Gummistiefeln sahen die Spezialisten aus wie große gelbe Insekten, die sich nun auf und neben den Kadavern zu schaffen machten.

Man trennte die Köpfe der drei Tiere von den Rümpfen ab, entnahm Gehirnproben und unterzog sie auf den Seziertischen einer Analyse. Zum Transport der Organe benutzte man nicht



etwa Tabletts aus rostfreiem Stahl, wie dies bei der Autopsie eines Menschen der Fall gewesen wäre, sondern Schubkarren.

»Die gehen nicht gerade zimperlich vor, was?«, fragte Austin, während das Geräusch mehrerer Motorsägen von den Metallwänden des Schuppens widerhallte.

»Nein, Sir«, pflichtete der Matrose ihm bei. »Und ich bin froh, wenn das alles hier vorbei ist.«

»Hoffen wir, dass es nicht mehr lange dauert, Seaman.«

Austin überlegte, weshalb er sein behagliches Hotelzimmer gegen diesen makaberen Anblick eingetauscht hatte. Falls das Rennen wie geplant zu Ende gegangen wäre, hätte er jetzt gemeinsam mit den anderen Fahrern auf der Siegesfeier Champagner getrunken, ganz gleich ob als Gewinner oder Verlierer, und wäre dabei von hübschen Frauen umschwärmt worden, die stets wie bunte Schmetterlinge im Umfeld des Renngeschehens auftauchten. Es wurde tatsächlich eine beträchtliche Anzahl Flaschen geleert, aber Kurt, Ali und ihre Kopiloten hatten diesmal keine rechte Freude an den Festlichkeiten.

Ali kam in Begleitung eines italienischen Fotomodells und einer ebenso hübschen Französin. Trotzdem wirkte er nicht besonders glücklich. Lächelnd ging Austin auf den Araber zu und sagte ihm, er freue sich bereits auf ihren nächsten Wettstreit. Zavala wurde seinem Ruf als Charmeur gerecht und suchte sich aus der Schar der für das Finalrennen bereitstehenden Groupies eine brünette Schönheit aus. Er lud sie zum Abendessen ein und musste versprechen, ihr den gefährlichen Unfall in allen Einzelheiten zu schildern.

Austin blieb lange genug auf der Party, um nicht unhöflich zu erscheinen, und rief dann beim Eigentümer der *Red Ink* an. Sein Vater wartete bereits darauf. Er hatte das Rennen im Fernsehen verfolgt und wusste, dass Austin mit heiler Haut davongekommen war, derweil das Boot auf dem Meeresgrund lag.

Austin senior war der wohlhabende Eigentümer einer Ber-

gungsfirma in Seattle. »Mach dir deswegen keine Gedanken«, sagte er. »Wir bauen ein neues, noch besseres Boot. Vielleicht sollten wir diesmal ein Periskop einplanen.« Er kicherte hämisch und rief Kurt dann in allen schmerzlichen und überflüssigen Details in Erinnerung, wie dieser als Teenager eines Abends das Mustang-Kabrio seines Vaters mit verbeultem Kotflügel nach Hause gebracht hatte.

Die meisten Grand-Prix-Rennen wurden in und um Europa abgehalten, aber in amerikanischen Gewässern sollte nach dem Willen von Austins Vater gefälligst auch ein amerikanisches Boot den Sieg davontragen. Er bezahlte den Entwurf und die Konstruktion eines schnellen neuen Katamarans, den er wegen der immensen roten Zahlen auf all den Rechnungen *Red Ink* nannte, und stellte ein erstklassiges Mechanikerteam zusammen. Wie üblich, nahm er gegenüber Kurt niemals ein Blatt vor den Mund: »Es ist höchste Zeit, der Konkurrenz einen kräftigen Tritt in den Hintern zu verpassen. Wir werden ein Boot konstruieren, das all diesen Typen nachdrücklich beweist, wie siegreich die Kombination aus amerikanischen Bauteilen, amerikanischem Knowhow und einem amerikanischen Fahrer sein kann. Und Letzterer bist du.«

Er machte sich auf die Suche nach Sponsoren und nutzte deren wirtschaftlichen Einfluss, um ein bedeutendes Rennen in die Vereinigten Staaten zu holen. Die Veranstalter des Grand Prix waren alles andere als abgeneigt, sich das gewaltige Potential des amerikanischen Publikums zu erschließen, und wenig später nahm der erste kalifornische Wettkampf konkrete Gestalt an.

Der Chef der NUMA, Admiral James Sandecker, reagierte nicht gerade begeistert, als Austin ihm eröffnete, er wolle seinen Terminplan ändern, um an den Ausscheidungsrunden teilnehmen zu können. Sandecker sagte, er fürchte, Austin könne sich bei einem der Rennen verletzen. Kurt wies in aller Höflichkeit darauf hin, dass im Vergleich zu den riskanten Aufträgen, die Sandecker ihm als dem Leiter des NUMA-Teams für Son-

deraufgaben zuwies, jedes Rennen ungeachtet der tatsächlichen Gefahren wie ein Wochenendausflug erschien. Und dann spielte er seine Trumpfkarte aus und appellierte an den leidenschaftlichen Patriotenstolz des Admirals. Sandecker gab Austin schließlich seinen Segen und sagte, es sei an der Zeit, dass die USA dem Rest der Welt bewiesen, wem in *Wahrheit* der Platz auf dem Siegerpodest gebührte.

Nach dem Gespräch mit seinem Vater kehrte Austin zu der Party zurück. Die aufgesetzte Fröhlichkeit ging ihm jedoch bald auf die Nerven, und so freute er sich, als Gloria Ekhart ihm eine Einladung an Bord der *Nepenthe* ausrichte ließ, weil sie sich bei ihm bedanken wollte. Die Herzlichkeit und Schönheit der reifen Frau bezauberten ihn. Schon der Händedruck zur Begrüßung dauerte ein wenig länger als eigentlich angemessen. Dann plauderten sie eine Weile und sahen sich dabei häufig in die Augen. Beide schienen mit ihren Blicken gegenseitiges Interesse auszudrücken. Einen kurzen Moment lang schwelgte Austin in der Fantasie, es könne sich vielleicht etwas anbahnen zwischen ihm und dieser Schauspielerin, die er bereits in so vielen Kino- und Fernsehproduktionen verehrt hatte. Doch es sollte nicht sein. Unter wortreichen Entschuldigungen musste Ekhart sich bald wieder den Belangen ihrer Kinder widmen.

Es war wohl wirklich nicht sein Tag. Austin kehrte ins Hotel zurück und rief die NUMA-Kollegen und Freunde an, die sich inzwischen gemeldet hatten. Dann bestellte er sich ein Abendessen aufs Zimmer und genoss ein Filet Mignon, während im Fernsehen auf allen Sendern Wiederholungen des Rennunfalls liefen, zumeist die gleichen Zeitlupenaufnahmen. Kurt interessierte sich weitaus mehr für das Schicksal der toten Wale. Einer der Reporter erwähnte, man würde drei der Tiere im Marinestützpunkt untersuchen. Austin war neugierig und gelangweilt zugleich. Nach allem, was er gehört und gesehen hatte, wiesen die Wale keinerlei äußerliche Verletzungen auf. Die ungelöste Frage nagte stärker an ihm als der Verlust des Katamarans. Sein

Ordnungssinn war gestört.

Die Autopsie schien sich dem Ende zuzuneigen. Austin bat den Matrosen, einem der Verantwortlichen seine NUMA-Visitenkarte zu überreichen. Der Matrose kehrte mit einem rot-blonden Mann Mitte vierzig zurück, der sich zwar der blutverschmierten Jacke und Handschuhe entledigte, die Maske aber vor Mund und Nase behielt.

»Mr. Austin«, sagte er und streckte die Hand aus. »Jason Witherell, EPA. Freut mich, Sie kennen zu lernen. Gut, dass die NUMA sich auch dafür interessiert. Vielleicht müssen wir auf Ihre Mittel zurückgreifen.«

»Wir sind der EPA stets gern behilflich«, sagte Austin. »Allerdings ist mein Interesse vorerst mehr persönlich als offiziell. Ich habe an dem Rennen teilgenommen, in dessen Verlauf die Wale aufgetaucht sind.«

»Ich habe die Nachrichten gesehen.« Witherell lachte. »Das war wirklich ein Wahnsinnsmanöver von Ihnen. Schade um Ihr Boot.«

»Danke für die Blumen. Konnten Sie schon eine Todesursache ermitteln?«

»Klar, die Tiere sind an NIDIGEA gestorben.«

»Wie bitte?«

Witherell grinste. »Nicht Die GERINGste Ahnung. NIDIGEA.«

Austin lächelte nachsichtig. Er wusste, dass Pathologen sich mitunter einen seltsamen Sinn für Humor zuleigten, um trotz ihres Jobs bei geistiger Gesundheit zu bleiben.

»Haben Sie eine Vermutung?«

»Soweit wir bislang feststellen konnten, gibt es keinerlei Anzeichen für traumatische Verletzungen oder Vergiftungen«, erklärte Witherell. »Ferner haben wir einige Gewebeproben auf Viren getestet. Vorläufig mit negativem Befund. Einer der Wale hatte sich in einem engmaschigen Fischernetz verfangen, aber es

sieht nicht so aus, als habe er daraufhin nicht mehr fressen können oder sei dadurch schwerwiegend behindert worden.«

»Im Augenblick können Sie also überhaupt nichts zur Art des Todes sagen?«

»Doch, sicher, die Art des Todes kennen wir. Sie sind erstickt. Ihre Lungen waren schwer geschädigt und hatten sich entzündet. Der Schaden scheint durch eine starke Hitzeeinwirkung entstanden zu sein.«

»Hitze? Ich weiß nicht, ob ich Ihnen folgen kann.«

»Lassen Sie es mich anders formulieren. Sie wurden teilweise von innen gekocht, und auch ihre Haut weist Blasen auf.«

»Wie könnten solche Verletzungen hervorgerufen werden?«

»NIDIGEA«, sagte Witherell und zuckte die Achseln.

Austin dachte kurz nach.

»Wenn Sie schon die *Ursache* nicht kennen, wie sieht es denn dann mit dem *Zeitpunkt* aus?«

»Schwer zu sagen. Die anfängliche Schädigung war vielleicht nicht sofort tödlich. Unter Umständen sind die Tiere mehrere Tage vor ihrem Tod erkrankt und danach weiter die Küste entlanggeschwommen. Die Kälber hätten am meisten darunter gelitten, und womöglich haben die ausgewachsenen Wale ihretwegen das Tempo reduziert oder Pausen eingelegt. Außerdem muss man berücksichtigen, wie lange es dauert, bis der Verwesungsprozess ausreichend Faulgase produziert hat, um die Kadaver an der Wasseroberfläche auftauchen zu lassen.«

»Falls Sie also den Weg der Wale kennen würden, könnten Sie den ungefähren Ort des Todes feststellen, natürlich unter Berücksichtigung der Reise- und Fresszeiten sowie der Strömungen.« Er schüttelte den Kopf. »Leider können die Tiere uns nicht sagen, wo sie gewesen sind.«

Witherell kicherte. »Wer behauptet das? Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.«

Der EPA-Mediziner führte ihn an den Anhängern vorbei und um die blutigen Pfützen herum, die unter Einsatz von Wasser-schläuchen in die Kanalisation gespült wurden. So nah bei den toten Walen traf Kurt der Gestank wie ein Fausthieb. Witherell schien das alles nichts auszumachen.

»Das ist das Männchen«, sagte er und blieb neben dem ersten Kadaver stehen. »Sie können selbst sehen, warum diese Tiere Grauwale heißen. Die Haut ist eigentlich dunkel, aber es haben sich zahlreiche Muscheln und Walläuse darauf festgesetzt. Inzwischen sieht der arme Kerl ziemlich zerhackt aus. Anfangs war er zwölfteinhalb Meter lang.« Sie gingen zu dem nächsten Anhänger, auf dem eine Miniaturausgabe des ersten Tieres lag. »Dieses Kalb ist ebenfalls ein Männchen und wurde erst vor wenigen Monaten geboren. Es gab noch andere Kälber, also wissen wir nicht, ob es zu diesem Weibchen gehört hat.« Er wies auf den letzten Anhänger. »Sie ist größer als das Männchen. Genau wie die anderen weist auch sie keine äußerlichen Verletzungen auf, die tödlich gewesen sein könnten. Das hier dürfte Sie interessieren.« Er ließ sich von einem seiner Kollegen ein Messer geben, stieg auf den Anhänger und beugte sich über die Rückenflosse des Wals. Kurz darauf sprang er wieder herunter und reichte Austin ein flaches quadratisches Päckchen aus Metall und Plastik.

»Ein Transponder?«, fragte Austin.

Witherell deutete nach oben. »Jede einzelne Bewegung dieses alten Mädchens wurde über Satellit verfolgt. Finden Sie heraus, wer den Wal beobachtet hat. Der Betreffende dürfte in der Lage sein, Ihnen genaue Angaben darüber zu liefern, wann das Tier wo gewesen ist.«

»Mr. Witherell, Sie sind ein Genie.«

»Bloß ein ergebener Diener der Regierung, der versucht, seine Aufgabe zu erfüllen, genau wie Sie.« Er streckte die Hand nach dem Transponder aus. »Ich muss dieses Ding vorerst hier behal-

ten, aber auf der Rückseite ist eine Telefonnummer eingeprägt.«

Austin notierte die Nummer in einem kleinen Buch und dankte dem Pathologen für die freundliche Unterstützung.

»Übrigens, warum haben Sie sich für genau diese drei Wale entschieden?«, fragte Kurt, während Witherell ihn zurück zum Ausgang begleitete.

»Das war mehr oder weniger ein Zufall. Ich habe die Navy gebeten, drei repräsentative Exemplare auszuwählen. Vermutlich war jemand an Bord, der sich meine Bitte tatsächlich zu Herzen genommen hat.«

»Hätte Ihrer Ansicht nach eine größere Chance zur Ermittlung der Todesursache bestanden, falls auch die anderen Kadaver zur Autopsie hergebracht worden wären?«

»Wohl kaum«, entgegnete Witherell lakonisch. »Was diese drei Wale umgebracht hat, hat auch die anderen getötet. Jetzt wäre es ohnehin ein wenig zu spät dafür. Nach allem, was ich gehört habe, ist von den restlichen Tieren kaum noch ein Teller Sushi übrig.«

Noch mehr Pathologen-Humor. Austin ließ die Schutzmaske in eine bereitstehende Tonne fallen und warf einen letzten Blick auf die traurigen Überreste dieser einst prächtigen Meereslebewesen, von denen jetzt nur noch zerlegte Kadaver übrig blieben. Er bedankte sich bei Witherell und Seaman Cummings und trat hinaus in die frische Abendluft. Dann atmete er mehrmals tief durch, als könnte er damit sowohl seine Lunge als auch sein Gedächtnis von dem widerlichen Gestank reinigen. Auf der anderen Seite des Hafens funkelten die Lichter eines Flugzeugträgers, der fast so groß wie eine ganze Stadt zu sein schien. Kurt fuhr zurück zum Hotel und durchquerte eiligen Schrittes die Lobby. Dennoch rümpften einige der Angestellten und Gäste die Nase, denn ihm haftete immer noch ein scharfer Verwesungsgeruch an.

Oben auf dem Zimmer zog Austin sich aus, stopfte Anzug

und Frackhemd in einen Wäschesack und gönnte sich eine ausgiebige heiße Dusche samt doppelter Haarwäsche. Dann zog er eine Stoffhose und ein Golfhemd an, nahm auf einem bequemen Sessel Platz und wählte die Telefonnummer, die auf dem Transponder vermerkt war. Wie erwartet, meldete sich ein Anrufbeantworter. Die Regierung würde schwerlich jemanden dafür bezahlen, tatenlos herumzusitzen und auf Neuigkeiten über einen umherziehenden Wal zu hoffen. Es konnte Tage dauern, bis jemand das Band abhörte. Kurt hinterließ keine Nachricht und rief stattdessen eine rund um die Uhr besetzte Nummer im NUMA-Hauptquartier außerhalb von Washington an. Er formulierte seine Bitte und wurde zirka eine halbe Stunde später zurückgerufen.

»Mr. Austin? Mein Name ist Wanda Perelli. Ich arbeite beim Innenministerium. Jemand von der NUMA hat angerufen und behauptet, Sie würden nach mir suchen. Angeblich ist es dringend.«

»Ja, danke für den Rückruf. Bitte verzeihen Sie, dass ich Sie zu Hause störe. Haben Sie von den Grauwalen vor der kalifornischen Küste gehört?«

»Ja. Ich würde gern wissen, wie Sie an meine Nummer gekommen sind.«

»Die stand auf einem Transponder, der an der Rückenflosse eines Walweibchens befestigt war.«

»Oje, das muss Daisy gewesen sein. Es war ihre Herde. Ich beobachte sie schon seit drei Jahren. Sie ist für mich fast so etwas wie eine Verwandte.«

»Tut mir Leid, das zu hören. Es waren insgesamt vierzehn Wale. Daisy wurde zufällig zur Autopsie ausgewählt.«

Wanda Perelli seufzte laut. »Was für schreckliche Neuigkeiten. Wir haben uns so sehr um den Schutz der Grauwale bemüht, und seitdem schien der Bestand sich tatsächlich wieder etwas zu vergrößern. Jetzt warten wir auf die Berichte der Gerichtsmedi-



ziner.«

»Ich war vorhin am Ort der Autopsie. Offenbar gibt es keinerlei Anzeichen für Viren oder Schadstoffe. Die Wale sind an einer Schädigung der Lungen eingegangen, die durch starke Hitze hervorgerufen wurde. Haben Sie jemals von einem vergleichbaren Vorfall gehört?«

»Nein, noch nie. Weiß jemand, wie es zu der Hitzeeinwirkung gekommen ist?«

»Noch nicht. Falls wir wüssten, welchen Weg die Wale in letzter Zeit genommen haben, könnten wir vielleicht etwas Licht ins Dunkel bringen.«

»Ich bin mit Daisys Herde recht gut vertraut. Ihre übliche Wanderoute ist ziemlich bemerkenswert und umfasst eine Strecke von mehr als fünfzehntausend Kilometern. Den Sommer über fressen die Tiere sich im Nördlichen Eismeer einen Vorrat an. Dann folgen sie ab November oder Dezember der Pazifikküste nach Süden bis zu den Lagunen der Baja California in Mexiko, um dort Anfang des neuen Jahres ihre Jungen zur Welt zu bringen. Die trächtigen Weibchen schwimmen voran, gefolgt von den erwachsenen Männchen und den Jungtieren, meistens eins hinter dem anderen, mitunter auch in Zweierreihen. Dabei bleiben sie stets relativ dicht vor der Küste. Die Rückreise beginnt im März, wobei die Wale mit Kälbern manchmal auch bis April warten. Auf dem Weg nach Norden entfernen sie sich abermals nicht weit von der Küste. Sie sind nicht besonders schnell; ihre Geschwindigkeit beträgt im Durchschnitt nur rund fünfzehn Kilometer pro Stunde.«

»Vor dem Bootrennen wurde eine Besprechung abgehalten. Man sagte uns, wir sollten auf vereinzelte Wale achten, aber eigentlich sei die letzte Herde bereits vorbeigezogen. Soweit die Verantwortlichen wüssten, hielten sich in der näheren Umgebung keine Wale mehr auf.«

»Es muss sich um Nachzügler gehandelt haben. Vielleicht ist

eines der Kälber krank geworden, und die anderen haben irgendwo eine Pause eingelegt, bis der Zustand des kranken Tieres sich gebessert hatte.«

»Der Pathologe hat die gleiche Vermutung geäußert. Gibt es Aufzeichnungen über den Weg der Herde?«

»Ja. Steht Ihnen ein Laptop zur Verfügung?«

»Natürlich. Ein Leben ohne Computer kann ich mir gar nicht mehr vorstellen.«

»Gut. Geben Sie mir Ihre EMail-Adresse. Ich frage die Datenbank ab und schicke Ihnen die gewünschten Informationen umgehend zu.«

»Vielen Dank. Das ist wirklich ein erstklassiger Service.«

»Vielleicht können Sie sich ja mal revanchieren, falls wir die Hilfe der NUMA benötigen.«

»Rufen Sie mich persönlich an, und wir werden tun, was wir können.«

»Danke. Ach je, ich kann das mit Daisy immer noch nicht glauben.«

Austin legte auf, schaltete seinen IBM-Laptop ein und verband ihn mit der Telefonleitung. Eine Viertelstunde später fragte er sein elektronisches Postfach ab. Auf dem Bildschirm baute sich eine Karte auf, die Alaska, Kanada und die westlichen USA umfasste. Eine gepunktete Linie verlief von der Tschuktschensee durch das Beringmeer und dann entlang der nordamerikanischen Küste bis zur Spitze der lang gezogenen Halbinsel Baja California. Über der Abbildung stand »Übliche Wanderroute der Walpopulationen«.

Beigefügt waren spezifische Daten zu den einzelnen Gruppen. Austin scrollte nach unten, bis er eine Datei namens »Daisy« entdeckte. Sie enthielt eine Karte mit der exakten Route der fraglichen Herde. Die Hinreise hatte ohne erkennbare Unterbrechungen bis zur mexikanischen Küste südlich von Tijuana ge-

führt. Nach einer Pause ging es in gemächlicherem Tempo zurück nach Norden. An einem Punkt drehten die Wale mehrere Kreise, als seien sie desorientiert. Der Rest des gewundenen Kurses führte dann bis kurz vor San Diego.

Austin schloss die Datei und betrachtete die Routen einiger anderer Herden. Dann lehnte er sich in seinem Sessel zurück und legte die Fingerspitzen aneinander. Die Wale folgten dem normalen Kurs bis zu einer bestimmten Region. Dann trat eine Veränderung ein. Kurt überlegte, was jetzt wohl als Nächstes zu tun sei, als jemand das Zimmer betrat. Zavala.

»Schon so früh von deiner Verabredung zurück?«

»Ja, ich habe ihr erzählt, ich müsste noch nach meinem kranken Zimmergenossen sehen.«

Austin wirkte beunruhigt. »Du hast dir heute doch hoffentlich nicht zu sehr den Kopf gestoßen, oder?«

»Ich muss zugeben, der kurze Tauchgang war wirklich ein besonderes Erlebnis. Inzwischen sehe ich die Verkehrsregeln der Seeschiffahrtsverordnung in einem ganz neuen Licht.«

»Tja, nur zu deiner Information, mir geht es gut, also kannst du beruhigt umkehren und da weitermachen, wo du aufgehört hast.«

Zavala ließ sich auf das Sofa fallen. »Du weißt doch, Kurt, manchmal muss man sich ein wenig zurückhalten.«

Austin fragte sich, ob das da vor ihm wirklich der echte Zavala war oder womöglich ein Klon, dessen Sexualtrieb man ausgeschaltet hatte. »Ganz meine Meinung«, stimmte er argwöhnisch zu. »Und jetzt verrate mir den tatsächlichen Grund.«

»Sie hat gegen eine von Zavalas Grundregeln verstoßen. Ich fange nichts mit verheirateten Frauen an.«

»Woher weißt du, dass sie verheiratet ist?«

»Ihr Ehemann hat's mir verraten.«

»Oh. War er groß?«

»Nur unwesentlich kleiner als ein Zementlaster.«

»Tja, in diesem Fall war Zurückhaltung vermutlich eine sehr weise Entscheidung.«

Joe nickte und sah dabei nicht besonders überzeugend aus. »Mein Gott, sie war eine echte Schönheit«, sagte er seufzend. »Was hast du inzwischen gemacht?«

»Ich habe mir eine Wal-Autopsie angesehen.«

»Und ich dachte, *mein* Abend sei in die Hose gegangen. Es muss in San Diego doch angenehmere Möglichkeiten geben, sich die Zeit zu vertreiben.«

»Bestimmt sogar, aber ich wollte wissen, wie diese Wale gestorben sind.«

»Hat man eine Ursache feststellen können?«

»Die Lungen der Tiere waren durch Hitzeeinwirkung geschädigt und hatten sich entzündet.«

»Seltsam«, sagte Zavala.

»Das dachte ich auch. Schau dir mal diese Aufnahme hier an. Sie stammt von einem Wettersatelliten und zeigt die Wassertemperatur des Ozeans. Siehst du diesen kleinen roten Punkt vor der Küste der Baja California? Ein plötzlicher Temperaturanstieg.«

»Willst du damit sagen, unsere Wale sind auf dem Weg durch diese wärmere Region krank geworden?«

»Vielleicht. Aber noch mehr interessiert mich, *wodurch* diese Erwärmung hervorgerufen wurde.«

»Wahrscheinlich wirst du mir jetzt einen Ausflug in südliche Gefilde vorschlagen.«

»Ich könnte einen Dolmetscher gebrauchen. Paul und Gamay dürften erst in ein paar Tagen nach Arlington zurückkehren.«

»*No problema*. Ich lege großen Wert darauf, mit meinen mexikanischen Wurzeln in Kontakt zu bleiben.«

Er stand auf und ging zur Tür.

»Wo willst du hin?«, fragte Austin.

Zavala sah auf die Uhr. »Die Nacht ist noch jung. Zwei ver-teufelt gut aussehende und charmante Junggesellen sitzen auf ihrem Zimmer und unterhalten sich über tote Wale und heißes Wasser. Das ist irgendwie nicht normal, *amigo*. Vorhin in der Hotelbar habe ich eine wunderschöne Frau gesehen. Sie schien sich nach Gesellschaft zu sehnen.«

»Ich dachte, du wolltest vorerst die Finger von den Frauen lassen.«

»Eine vorübergehende Wahnvorstellung infolge meiner Verletzungen. Übrigens befindet sich die Schöne offenbar in Begleitung einer Freundin«, sagte Zavala. »Und es spielt dort eine ziemlich gute Jazzband.«

Austins Vorliebe für Cool Jazz kam direkt nach seiner Schwäche für schöne Frauen und schnelle Boote. Außerdem würde ein Tequila mit Limettensaft als Schlummertrunk bestimmt ausgezeichnet schmecken. Ganz zu schweigen von der Aussicht auf weibliche Gesellschaft. Grinsend klappte er den Laptop zu.

*»Schmeckt es Ihnen?«, fragte Dr. Ramirez.*

Paul und Gamay sahen sich an. »Es ist vorzüglich«, sagte Gamay.

Erstaunlicherweise war das nicht übertrieben, dachte sie. Sie würde St. Julien Perlmutter, dem Marinehistoriker und Gourmet, von diesem exotischen Abendessen berichten müssen. Das zarte weiße Fleisch war in dünne Scheiben geschnitten und mit einheimischen Kräutern gewürzt. Dazu wurden frische Süßkartoffeln und eine kräftige dunkle Soße gereicht, begleitet von einem bemerkenswerten chilenischen Weißwein. O Gott! Sie war jetzt schon so lange im Dschungel, dass ihr gebratener Tapir schmeckte. Als Nächstes würde sie vermutlich Appetit auf Brüllaffen und Schlangen bekommen.

»Stimmt, es ist klasse«, pflichtete Paul ihr bei und nahm dann kein Blatt vor den Mund. »Damit hätten wir niemals gerechnet, als die Männer dieses seltsame Tier aus dem Wald geschleppt haben.«

Ramirez ließ verwirrt die Gabel sinken. »Tier? Aus dem Wald?... Ich fürchte, ich verstehe nicht ganz.«

»Der Tapir«, warf Gamay zögernd ein und blickte auf ihren Teller.

Ramirez schien zunächst völlig verblüfft zu sein. Dann fing sein Schnurrbart an zu zucken, und er brach in schallendes Gelächter aus. Er hielt sich die Serviette vor den Mund. »Sie haben geglaubt...« Er musste schon wieder lachen. »Bitte verzeihen Sie. Ich bin ein schlechter Gastgeber, mich einfach so auf Kosten meiner Gäste zu amüsieren. Aber ich darf Ihnen versichern, dass es sich hierbei nicht um das Tier handelt, das als Jagdbeute ins Dorf gebracht wurde. Ich habe für unser heutiges Festmahl aus einem der Nachbardörfer ein Schwein gekauft.« Er verzog

das Gesicht. »Tapir. Wie der wohl schmecken mag? Vielleicht sogar ganz gut.«

Er schenkte ihnen Wein nach und erhob sein Glas. »Ich werde Sie vermissen, meine Freunde. Ihre Gesellschaft war höchst erfreulich, und wir haben an diesem Tisch so manches anregende Gespräch führen können.«

»Vielen Dank«, sagte Gamay. »Die Zeit hier war eine faszinierende Erfahrung für uns und der heutige Tag dabei so aufregend wie kaum ein anderer.«

»Ach ja, der arme Indio.«

Paul schüttelte den Kopf. »Ich komme immer noch nicht über all diese ausgeklügelten Gerätschaften hinweg, die er bei sich gehabt hat.«

Ramirez hob beide Hände. »Das Nebelvolk ist ein geheimnisvoller Stamm.«

»Was wissen Sie über diese Leute?«, fragte Gamay mit wissenschaftlicher Neugier. Vor ihrem Dokortitel in Meeresbiologie am Scripps Institute of Oceanography hatte sie an der Universität von North Carolina Meeresarchäologie studiert und dabei zahlreiche Seminare in Anthropologie belegt.

Ramirez trank einen Schluck Wein, nickte beifällig und starrte dann kurz ins Leere, derweil er seine Gedanken ordnete. Durch die Fliegengitter der geöffneten Fenster drang das Summen und Zirpen von Millionen tropischer Insekten und bildete das passende Hintergrundkonzert für eine Erzählung aus dem Regenwald.

Dann ergriff Ramirez das Wort.

»Zunächst müssen Sie sich Folgendes verdeutlichen, während wir hier auf dieser Insel der Zivilisation sitzen, mit unserem Propangasherd und unserem Stromgenerator: Noch vor wenigen Jahren hätten wir diesen Bereich des Waldes nicht betreten können, ohne dafür innerhalb weniger Minuten mit unserem Leben

zu bezahlen. Das Gebiet wurde von wilden Indios bewohnt. Kopfjagd und Kannibalismus waren weit verbreitet. Jeder, ob nun ein Missionar, der Gottes Wort predigen wollte, oder ein Jäger auf der Suche nach Tierhäuten, wurde als Eindringling betrachtet, der getötet werden musste. Erst vor kurzem konnten diese Leute zivilisiert werden.«

»Außer den Chulo«, warf Gamay ein.

»Richtig. Sie ließen sich nicht befrieden, sondern zogen sich stattdessen tiefer in den Wald zurück. Ich muss gestehen, dass ich heute mehr über sie erfahren habe als in den drei Jahren, die ich nun schon hier lebe. Bislang habe ich ernstlich daran gezweifelt, dass sie überhaupt *existieren*. Bei diesem Stamm muss man besonders auf den Unterschied zwischen Tatsachen und Legenden Acht geben. Die anderen Indios meiden den Wald jenseits der großen Wasserfälle. Es heißt, dass niemand lebend aus dem Gebiet der Chulo entkommen könne. Wie Sie heute gesehen haben, ist die Furcht der Einheimischen nicht gekünstelt. Das sind die spärlichen Fakten.«

»Und die Legenden?«, fragte Gamay.

»Sie können sich unsichtbar machen«, erwiderte Ramirez lächelnd. »Sie können fliegen. Sie können feste Hindernisse durchdringen. Sie sind eher Geister oder Gespenster als Menschen. Sie können nicht durch normale Waffen getötet werden.«

»Zumindest *dieser* Mythos dürfte durch das Einschussloch widerlegt werden, das wir gesehen haben«, sagte Paul.

»Sollte man meinen«, stimmte Ramirez zu. »Es gibt noch eine faszinierende Geschichte. Offenbar herrscht bei den Chulo das Matriarchat. Eine Frau führt den Stamm. Genau genommen eine Göttin.«

»Eine Amazone?«, fragte Gamay.

Wortlos zog Ramirez einen Gegenstand aus der Tasche. Es war der Anhänger, den der Tote um den Hals getragen hatte. »Vielleicht ist das hier unsere geflügelte Göttin. Es heißt, sie be-



schütze ihren Stamm, und ihre Rache sei furchtbar.«

»*Sie*, die unbedingten Gehorsam fordert«, sagte Gamay in dramatischem Tonfall.

»Pardon?«

Gamay lächelte. »Das ist ein Zitat aus einem Abenteuerroman, den ich als Kind gelesen habe. Es ging um eine Dschungelgöttin, die schon seit Tausenden von Jahren lebte, ohne zu altern.«

Paul nahm den Anhänger und betrachtete ihn nachdenklich. »Göttin oder nicht, sie hat den Eingeborenen, den wir gesehen haben, nicht sonderlich gut beschützt.«

Die Miene des älteren Mannes verfinsterte sich. »Ja, aber das ist noch nicht alles...«

»Stimmt etwas nicht?«, fragte Gamay.

»Ich bin ein wenig beunruhigt. Einer der Dorfbewohner ist zu mir gekommen. Er hat gesagt, im Wald käme Unruhe auf.«

»Was genau hat er gemeint?«, fragte Paul.

»Er wusste es nicht. Aber es hängt angeblich mit dem ermordeten Indio zusammen.«

»Inwiefern?«, fragte Gamay.

»Ich bin mir nicht ganz sicher.« Er hielt inne. »Genau in diesem Moment sterben zahllose Lebewesen um uns herum. Die Insekten, Säugetiere und Vögel stehen ständig in einem erbitterten Überlebenskampf. Und doch herrscht bei all diesem blutigen Chaos eine Art Balance.« Seine tief liegenden Augen schienen sich noch weiter zu verdunkeln. »Ich fürchte, dass der Mord an dem Indio dieses Gleichgewicht gestört hat.«

»Vielleicht wird die Amazonengöttin demnächst schreckliche Vergeltung üben«, sagte Paul und gab ihm den Anhänger zurück.

Ramirez ließ die kleine Figur an ihrem Riemen hin- und herpendeln, als wolle er jemanden damit hypnotisieren. »Als Wis-

senschaftler muss ich mich an die Fakten halten. Es ist eine Tatsache, dass jemand dort draußen über eine Schusswaffe verfügt und sie ohne zu zögern auch benutzt. Dieser Indio hat entweder sein Stammesterritorium verlassen, oder jemand mit einer Schusswaffe ist dort eingedrungen.«

»Haben Sie eine Vermutung, um wen es sich dabei handeln könnte?«, fragte Gamay.

»Vielleicht. Wissen Sie über die Geschichte der Kautschukindustrie Bescheid?«

Die beiden Trouts schüttelten die Köpfe.

»Vor hundert Jahren wuchsen Kautschukbäume lediglich im Dschungel des Amazonas. Dann stahl ein britischer Wissenschaftler einige Samen und gründete damit große Kautschukplantagen im Osten. Etwas Vergleichbares passiert derzeit. Der Schamane, der uns heute bei der Bestattung geholfen hat, schwindelt zwar hin und wieder, wenn es um die Austreibung böser Dämonen geht, aber er kennt die medizinische Wirkung von vielen hundert Pflanzen im hiesigen Regenwald. Es tauchen Leute hier auf und behaupten, sie seien Wissenschaftler, aber in Wahrheit sind sie Piraten und suchen nach medizinisch nutzbaren Pflanzen. Sie verkaufen die Patente an multinationale Arzneimittelkonzerne. Manchmal stehen sie auch im direkten Dienst dieser Firmen. In beiden Fällen verdienen die Konzerne ein Vermögen, während die Eingeborenen, deren Wissen hier ausgebeutet wird, keinerlei Entlohnung erhalten. Schlimmer noch, zuweilen kommen diese Männer einfach her und *nehmen* sich die Pflanzen, ohne überhaupt zu fragen.«

»Und Sie glauben, einer dieser ›Piraten‹ habe den Indio gefoltert und ermordet?«, fragte Paul.

»Das ist durchaus möglich. Wenn viele Millionen Dollar auf dem Spiel stehen, zählt das Leben eines armen Indios rein gar nichts. Warum man ihn erschossen hat, weiß ich nicht. Vielleicht hat er einfach nur etwas gesehen, das nicht für seine Au-

gen bestimmt war. Die Geheimnisse der Pflanzen werden unter den Waldbewohnern seit vielen Generationen weitergegeben.«

»Versucht eigentlich jemand, diese Piraten aufzuhalten?«, fragte Gamay.

»Das ist ziemlich problematisch. Manche der offiziellen Funktionäre stecken mit den Arzneimittelkonzernen unter einer Decke. Es geht um viel Geld. Die Regierungen sorgen sich kaum um die Eingeborenen, sondern sind nur daran interessiert, wie man das überlieferte Pflanzenwissen der Indios an den Meistbietenden verkaufen kann.«

»Demnach können die Piraten völlig ungehindert agieren?«

»Nicht ganz. Die Universitäten entsenden Teams aus echten Wissenschaftlern, um die Piraten aufzuspüren. Auch sie erforschen die Pflanzen, aber sie reden mit den Indios und fragen, ob vielleicht Fremde aufgetaucht sind und Erkundigungen eingezo-gen haben. Unsere Nachbarn in Brasilien wollen versuchen, den Diebstahl des überlieferten Wissens gerichtlich verbieten zu las-sen. Sie haben einen Wissenschaftler vor Gericht gestellt, der angeblich Samenproben und Baumrinden katalogisiert hat, die von den Indios zu Heilzwecken benutzt werden. Die Anklage lautet auf Diebstahl von Kenntnissen der eingeborenen Bevölke-rung.«

»Ein solcher Fall ist bestimmt nicht leicht zu gewinnen«, merkte Paul an.

»Ja, leider. Brasilien bemüht sich zudem, ein Gesetz zum Schutz der biologischen Artenvielfalt zu erlassen, also geht es wenigstens schrittweise voran. Allerdings besteht die Gegenseite aus Konzernen, die über Mittel in Milliardenhöhe verfügen. Es ist kein ausgeglichener Kampf.«

Gamay kam plötzlich ein bestimmter Gedanke. »Hat auch Ihre Universität entsprechende Anstrengungen unternommen?«

»Ja«, entgegnete Ramirez. »Wir haben hin und wieder Teams ausgeschickt. Aber für eine umfassende Überwachung ist leider

kein Geld da.«

Das war nicht die Antwort, auf die Gamay gehofft hatte, doch sie bohrte nicht weiter nach. »Ich wünschte, wir könnten etwas tun.«

»Das können Sie tatsächlich«, sagte Ramirez mit breitem Lächeln. »Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten. Bitte fühlen Sie sich keineswegs verpflichtet.«

»Na, lassen Sie schon hören«, ermunterte Paul ihn.

»Also gut. Einige Wegstunden von hier befindet sich noch eine weitere Ansiedlung am Fluss. Der Deutsche, der dort lebt, hat kein Funkgerät. Vielleicht hat man bereits etwas über den Mord an einem Chulo gehört. Falls nicht, sollte man zumindest durch uns davon erfahren, damit die Leute sich auf eventuelle Auswirkungen gefasst machen können.« Er streckte sein Bein aus. Der Knöchel war dick bandagiert. »Ich kann kaum laufen. Anscheinend habe ich mir nichts gebrochen, aber die Verstauchung ist ziemlich schlimm. Ich wollte fragen, ob Sie an meiner Stelle diesen Ausflug unternehmen könnten. Es dürfte nicht lange dauern.«

»Was ist mit dem Versorgungsboot?«, fragte Gamay.

»Es wird sich morgen verspäten, wie schon vermutet, und dann über Nacht hier festmachen. Sie wären rechtzeitig wieder zurück.«

»Ich sehe keinen Grund, es nicht zu tun«, sagte Gamay und besann sich, als sie den spöttischen Blick ihres Ehemanns bemerkte. »Falls Paul nichts dagegen hat.«

»Nun ja...«

»Oh, ich muss Sie um Verzeihung ersuchen. Meine Bitte hat zu einer ehelichen Verstimmung geführt.«

»Nein, nein«, beruhigte Paul ihn. »Das ist bloß meine angeborene Neuengland-Vorsicht. Wir helfen Ihnen natürlich gern.«

»Wunderbar. Ich lasse Ihnen Vorräte bereitstellen und mein

Boot auftanken. Es dürfte auf dem Fluss schneller vorankommen als Ihr Schlauchboot, so dass Sie morgen Abend wieder zurück sind.«

»Ich dachte, es gäbe hier im Dorf nur Einbäume«, sagte Gamay.

Ramirez lächelte. »Meistens reichen die auch völlig aus, aber bisweilen ist ein zügigeres Fortbewegungsmittel vonnöten.«

Sie zuckte die Achseln. »Erzählen Sie uns noch etwas mehr über diesen Deutschen.«

»Dieter ist Händler und mit einer Einheimischen verheiratet. Manchmal besucht er mich hier, aber zumeist schickt er nur einmal im Monat seine Männer mit einer Liste her, die wir dann an das Versorgungsboot weiterreichen. Ich halte ihn für einen eher unangenehmen Zeitgenossen, aber das ist selbstverständlich kein Grund, ihn nicht vor einer möglichen Gefahr zu warnen.« Ramirez hielt inne. »Sie müssen das nicht tun. Das alles ist nun wirklich nicht Ihre Angelegenheit, und Sie sind Wissenschaftler, keine Abenteurer. Vor allem die schöne *Señora* Trout.«

»Ich schätze, wir werden es schon schaffen«, sagte Gamay und warf ihrem Mann einen amüsierten Blick zu.

Ihre Tapferkeit war keinesfalls gespielt. Als Angehörige des NUMA-Teams für Sonderaufgaben hatten sie und Paul bereits zahllose gefährliche Aufträge absolviert. Und so attraktiv sie auch sein mochte, Gamay war kein zartes Pflänzchen. Daheim in Racine, Wisconsin, ihrem Geburtsort, hatte sie sich als echter Wildfang stets mit einer Horde Jungen herumgetrieben und auch später nie Probleme gehabt, sich bei Männern zu behaupten.

»Na gut, dann sind wir uns einig. Nach dem Dessert und einem Glas Brandy sollten wir zu Bett gehen, damit Sie im Morgengrauen aufbrechen können.«

Wenig später hatten die Trouts sich auf ihr Zimmer zurückgezogen und bereiteten sich auf die Nachtruhe vor. »Weshalb hast du bei Dr. Ramirez' Bitte gezögert?«, fragte Gamay.

»Aus einer Reihe von Gründen. Zunächst mal hat dieser kleine Ausflug nichts mit unserem eigentlichen NUMA-Auftrag zu tun.«

Paul musste sich vor einem Kissen ducken, das in seine Richtung geflogen kam. »Seit wann handelst du denn nur streng nach Vorschrift?«, fragte Gamay.

»Immer dann, wenn es angebracht erscheint, genau wie du. Ich habe die Regeln zwar gelegentlich etwas großzügig ausgelegt, aber noch nie gebrochen.«

»Dann lass uns doch großzügig sein und beschließen, dass der Fluss ein wichtiger Bestandteil des Ozeans ist und daher jeder Todesfall, der mit dem Fluss zusammenhängt, vom NUMA-Team für Sonderaufgaben untersucht werden sollte. MUSS ich dich daran erinnern, dass dieses Team speziell zu dem Zweck gegründet wurde, Vorkommnisse zu untersuchen, für die sich niemand zuständig fühlt?«

»Keine schlechte Ansprache, aber bilde dir nicht zu viel darauf ein. Falls du unsere Hilfe nicht angeboten hättest, hätte ich es getan. Mit einer ebenso fadenscheinigen Begründung, wie ich hinzufügen möchte. Es widerstrebt mir, dass jemand mit einem Mord davonkommen könnte.«

»Mir auch. Hast du eine Idee, wie wir die Sache anpacken könnten?«

»Schon geschehen. Lass dich nicht von meiner wortkargen Art täuschen.«

»Das würde mir nie einfallen, mein Schatz.«

»Um auf deine ursprüngliche Frage zurückzukommen: Ich habe gezögert, weil ich *überrascht* war. Dies ist das erste Mal, dass Ramirez sein Boot erwähnt hat. Bislang hat er uns glauben lassen, auch er selbst würde nur Einbäume benutzen. Weißt du noch, wie sehr er sich über unser ach so tolles kleines Schlauchboot ausgelassen hat? Ich habe neulich ein wenig herumgeschnüffelt und bin dabei auf eine Hütte gestoßen, in der sich ein

Airboat befindet.«

Sie richtete sich auf. »Ein *Airboat*? Ein echtes Propellerboot? Wieso hat er das denn nie erwähnt?«

»Das dürfte wohl offensichtlich sein. Er wollte nicht, dass jemand davon erfährt. Ich schätze, unser Freund Ramirez ist kein ganz so schlichtes Gemüt, wie er zu sein vorgibt.«

»Den Eindruck habe ich auch. Ich glaube, sein angebliches Widerstreben, uns arme hilflose Wissenschaftler auf eine potentiell gefährliche Mission zu schicken, war ziemlich unaufrichtig. Wir haben ihm genug über das Team für Sonderaufgaben erzählt, also weiß er, dass wir meistens nicht nur Flussdelphine zählen. Meiner Ansicht nach will er die NUMA in diese Angelegenheit verwickeln.«

»Demnach haben wir ihm genau in die Hände gespielt.

Allerdings ist mir nicht klar, aus welchem Grund er sich so hinterlistig verhalten sollte.«

»Ich habe eine Theorie«, sagte Gamay. »Er hat uns doch von diesen Universitätswissenschaftlern erzählt, die als eine Art Bio-Polizei fungieren. Er ist Angehöriger einer solchen Universität. Er hat es ganz beiläufig erwähnt.«

»Das ist mir aufgefallen.« Paul streckte sich auf dem Bett aus und schloss die Augen. »Glaubst du, dass er eigentlich ein Bio-Cop ist, der sich als Botaniker tarnt?«

»Das ergäbe zumindest einen Sinn.« Gamay hielt nachdenklich inne. »Ich muss gestehen, der Hauptgrund für meine Neugier sind diese Gegenstände, die wir bei dem Chulo gefunden haben. Ich möchte zu gern wissen, wie ein rückständiger Indio an all diese Hightech-Spielzeuge gelangt ist. Du nicht auch?«

Von der anderen Seite des Betts war nur noch leises Atmen zu hören. Paul übte sich mal wieder in seiner berühmten Fähigkeit, auf Kommando einschlafen zu können. Gamay schüttelte den Kopf, zog sich die Decke über die Schultern und machte eben-

falls die Augen zu. Sie würden bei Tagesanbruch aufstehen, und der nächste Tag versprach sehr lang zu werden.



## 6

Der mexikanische Zollbeamte beugte sich aus seinem Fenster und musterte die zwei Männer in dem weißen Ford Pickup. Die beiden trugen zerknitterte Shorts und T-Shirts, dunkle Sonnenbrillen und Baseballmützen, auf denen das Logo eines Geschäfts für Anglerbedarf prangte.

»Zweck Ihres Aufenthalts?«, fragte der Beamte den stämmigen Mann am Steuer. Der Fahrer wies mit dem Daumen über die Schulter. Auf der Ladefläche des Wagens lagen Angelruten und Köderboxen. »Wir wollen angeln.«

»Ich wünschte, ich könnte mitkommen«, sagte der Beamte lächelnd und winkte sie durch nach Tijuana.

Sie fuhren los. »Was ist denn mit unserem üblichen Agenten-Gehabe?«, fragte Zavala vom Beifahrersitz. »Wir hätten ihm doch bloß unsere NUMA-Ausweise zu zeigen brauchen.«

Austin grinste. »Aber so macht es mehr Spaß.«

»Wir haben Glück, dass unsere hübschen Gesichter nicht nach Terroristen oder Drogenschmugglern aussehen.«

»Ich betrachte uns lieber als Meister der Tarnung.« Austin warf Zavala einen Blick zu und schüttelte den Kopf. »Übrigens, ich hoffe, du hast deinen amerikanischen Pass mitgenommen. Ich möchte dich nicht hier in Mexiko zurücklassen müssen.«

»Kein Problem. Das wäre nicht das erste Mal, dass ein Zavala sich über die Grenze schleichen müsste.«

Joes Eltern, beide geboren und aufgewachsen in Morales, Mexiko, hatten Ende der sechziger Jahre den Rio Grande durchwatet. Seine Mutter war damals im siebten Monat schwanger, doch auch das konnte sie nicht von ihrem Entschluss abbringen, mit ihrer Familie ein neues Leben in *El Norte* zu beginnen. Sie und ihr Mann schlugen sich nach Santa Fé, New Mexico, durch, wo schließlich auch Joe zur Welt kam. Als geschick-

ter Zimmermann und Holzschnitzer fand sein Vater rasch Arbeit auf den Baustellen der vielen wohlhabenden Einheimischen, die sich dort elegante Häuser errichten ließen. Genau dieselben einflussreichen Leute verhalfen seinem Vater auch zu einer Green Card und später sogar zur amerikanischen Staatsbürgerschaft.

Der Pickup, in dem Austin und Zavala jetzt saßen, gehörte eigentlich dem Mechanikerteam der *Red Ink*, denn mit einem normalen Mietwagen hätten sie die Grenze nach Mexiko nicht passieren dürfen. Sie verließen San Diego in südlicher Richtung und steuerten direkt die Grenzstadt Chula Vista an, die weder mexikanisch noch amerikanisch wirkte, sondern vielmehr die Eigenheiten beider Länder in sich vereinigte. In Mexiko führen sie entlang der ausgedehnten Slums von Tijuana bis zum Highway MEX 1, der *Carretera Transpeninsula*, die sich bis zur Südspitze der Baja California erstreckte. Hinter El Rosarita mit seinen zahllosen Souvenirläden, Motels und Taco-Ständen ließ das kommerzielle Überangebot immer mehr nach. Schon bald wurde der Highway zur Linken von Äckern und kahlen Hügeln flankiert, während rechts die Todos Los Santos verlief, eine geschwungene, smaragdgrüne Bucht. Ungefähr eine Stunde, nachdem sie Tijuana verlassen hatten, bogen Kurt und Joe nach Ensenada ab.

Austin hatte einst an der Newport-Ensenada-Segelregatta teilgenommen und kannte das Urlaubs- und Fischerstädtchen daher noch von früher. Der inoffizielle Zieleinlauf fand damals stets in Hussong's Cantina statt, einer schäbigen alten Bar, deren Boden mit Sägespänen bestreut war. Bevor der neue Highway die Gegend für die Touristen und ihre Dollars erschloss, stellte Baja California Norte eine regelrechte Grenzregion dar, und Ensenada galt auf dieser mehr als tausendzweihundert Kilometer langen Halbinsel als letzter Außenposten der Zivilisation bis La Paz. In der Blütezeit der Cantina trieb sich dort ein kunterbunter Haufen aus Einheimischen und ruppigen Einzelgängern, Matrosen, Fischern und Rennfahrern herum. Heute war Hussong's eine

dieser legendären Bars, die weltweite Berühmtheit genossen, wie Foxy's auf den Jungferninseln oder Capt'n Tony's in Key West. Als Austin und Zavala eintraten, registrierte Kurt erfreut ein paar heruntergekommene Gestalten am Tresen, die in der guten alten Zeit vielleicht noch selbst dabei gewesen waren, als der Tequila in Strömen floss und die Polizei zwischen der Cantina und dem örtlichen Kittchen praktisch einen Pendelverkehr eingerichtet hatte.

Sie setzten sich an einen der Tische und bestellten *huevos rancheros*. »Ah, das ist Nahrung für Körper und Seele«, sagte Zavala und schob sich genussvoll einen weiteren Bissen aus Rührei und Salsa in den Mund. Austin hatte versonnen den traurig blickenden Elchkopf betrachtet, der seit Menschengedenken über der Bar hing. Obwohl er sich noch immer nicht erklären konnte, wie dieser Elch wohl nach Mexiko gelangt war, wandte er seine Aufmerksamkeit nun wieder der Karte der Halbinsel zu, die vor ihm auf dem Tisch ausgebreitet lag, direkt neben dem Satellitenbild mit den verschiedenen Wassertemperaturen.

»Hier wollen wir hin«, sagte er und wies auf die Karte. »Die merkwürdige Erwärmung hat in dieser kleinen Bucht stattgefunden.«

Zavala beendete seine Mahlzeit mit zufriedenem Lächeln und schlug den Baedeker-Reiseführer Mexiko auf. »Hier steht, dass der *ballena gris* oder Grauwal zwischen Dezember und März vor der Baja eintrifft, um sich zu paaren und die Jungen zur Welt zu bringen. Die Wale wiegen bis zu fünfundzwanzig Tonnen und erreichen eine Länge zwischen drei und fünfzehn Metern. Zum Zwecke der Paarung hält ein Männchen das Weibchen an Ort und Stelle, während ein zweites Männchen...« Er zuckte zusammen. »Ich glaube, den Teil überspringe ich lieber. Die Grauwale wurden durch den kommerziellen Fang zunächst beinahe ausgerottet, stehen jedoch seit 1947 unter Artenschutz.« Joe blickte auf. »Ich möchte dich mal etwas fragen. Ich weiß, dass du viel Respekt vor allen Meereslebewesen empfindest, a-

ber bislang habe ich dich eigentlich nie als besonderen Walfreund erlebt. Wieso auf einmal das große Interesse? Weshalb überlassen wir die Angelegenheit nicht der EPA oder dem Fish and Wildlife Service?«

»Berechtigte Frage. Ich *könnte* behaupten, ich wolle herausfinden, was am Anfang der Ereigniskette gestanden hat, in deren Folge das Boot meines Vaters versenkt wurde. Aber da ist noch etwas, das ich nur schwer in Worte fassen kann.« Er sah Joe nachdenklich an. »Es erinnert mich an so manchen schaurigen Tauchgang, den ich erlebt habe. Du weißt schon, was ich meine. Du schwimmst einfach so vor dich hin, alles ist scheinbar in Ordnung, und dann richten sich plötzlich deine Nackenhaare auf, dem Magen zieht sich zusammen, und du hast das *eindeutige* Gefühl, dass du nicht mehr allein bist, sondern etwas dich beobachtet. Etwas sehr *Hungriges*.«

»Ja«, sagte Zavala grübelnd. »Aber meistens ist es noch schlimmer. Ich bin dann jedes Mal der Auffassung, der größte, übelste und hungrigste Hai des gesamten Ozeans sei hinter mir her und würde sich gerade überlegen, wie lange er wohl kein Stück mexikanisches Fleisch mehr vorgesetzt bekommen hat.« Er kratzte die letzten Reste auf seinem Teller zusammen. »Aber wenn ich mich dann umdrehe, ist rein gar nichts zu sehen oder höchstens eine winzige Elritze, die mich böse anglotzt.«

»Die See ist in geheimnisvolles Dunkel gehüllt«, sagte Austin mit verträumtem Blick.

»Soll das so eine Art Rätsel sein?«

»In gewisser Weise. Es ist ein Zitat von Joseph Conrad. »Die See ändert sich nie, und all ihr Wirken, mag der Mensch es noch so sehr ergründen, ist in geheimnisvolles Dunkel gehüllt.« Austin wies auf die Karte. »Es sterben jeden Tag Wale. Einige an natürlichen Todesursachen. Andere verfangen sich in Fischernetzen und verhungern, geraten in eine Schiffsschraube oder werden vergiftet, weil manche Leute glauben, es sei völlig

in Ordnung, die Meere als Sondermülldeponie zu benutzen.« Er hielt inne. »Aber das hier passt in keine dieser Kategorien. Auch ohne die Einwirkung des Menschen befindet die Natur sich nie ganz im Gleichgewicht, sondern reagiert beständig auf die wechselnden Bedingungen. Dennoch entsteht kein totales Chaos. Es ist wie bei den Improvisationen einer guten Jazzband, wenn beispielsweise Ahmad Jamal von selbst ein Pianosolo einfügt und dann wieder wie beiläufig zu seiner Rhythmusgruppe aufschließt.« Er lachte auf. »O Mann, ich rede ganz schönen Blödsinn.«

»Vergiss nicht, dass ich deine Jazz-Sammlung kenne, Kurt. Willst du sagen, es gebe hier verschiedene Misklänge?«

»Eher eine umfassende Dissonanz.« Er dachte eine Weile darüber nach. »Dein Vergleich gefällt mir besser. Ich habe das Gefühl, dass am Rande unseres Sichtfelds ein riesiger, gemeiner Hai lauert und dabei gewaltigen Hunger verspürt.«

Zavala schob den leeren Teller von sich weg. »Wie heißt es doch so schön bei mir zu Hause? Man fischt am besten dann, wenn die Fische hungrig sind.«

»Zufällig weiß ich, dass du in der Wüste aufgewachsen bist, *amigo*«, sagte Austin und stand auf. »Aber ich stimme dir zu. Lass uns angeln gehen.«

Sie fuhren zurück zur MEX 1 und dort weiter nach Süden. Ähnlich wie hinter Tijuana verloren sich auch hier schon bald alle Anzeichen des kommerziellen Tourismus, und die Fahrbahn verengte sich auf zwei Spuren. Bei Maneadero verließen sie den Highway und gelangten über eine Reihe von Nebenstraßen, die sie an Feldern, vereinzelter Farmgebäuden und alten Missionen vorbeiführten, schließlich in ein zerklüftetes, menschenleeres Gebiet mit nebelverhangenen, baumbestandenen Hügeln, die sich bis hinunter ans Meer erstreckten. Zavala, der Kurt die Richtung ansagte, warf erneut einen Blick auf die Karte.

»Wir sind fast da. Gleich hinter der nächsten Ecke«, sagte er.

Austin wusste nicht, womit er gerechnet hatte. Dennoch war er erstaunt, als sie die Kurve hinter sich ließen und plötzlich ein Schild vor sich sahen, auf dem in ordentlicher Schrift auf Spanisch und Englisch zu lesen stand, dass hier die Baja Tortilla Company ihren Hauptsitz habe. Kurt hielt am Straßenrand. Das Schild stand an der Einfahrt einer langen gepflasterten Allee. In der Ferne konnte man ein großes Gebäude erkennen.

Austin beugte sich vor und schob sich die Sonnenbrille auf die Stirn. »Bist du *sicher*, dass wir hier richtig sind?«

Zavala reichte ihm die Karte. »Überzeug dich selbst.«

»Sieht so aus, als seien wir den ganzen Weg völlig umsonst gefahren.«

»Nicht unbedingt«, sagte Zavala. »Die *huevos rancheros* waren vorzüglich, und ich besitze jetzt ein nagelneues T-Shirt von Hussong's Cantina.«

Austin kniff die Augen zusammen. »Das alles kommt mir ziemlich seltsam vor. Auf dem Schild steht ›Bitte besuchen Sie uns.‹ Na, dann nehmen wir die Leute doch mal beim Wort.«

Er bog in die Zufahrt ein und folgte ihr mehrere hundert Meter bis zu einem gepflegten, mit Kies bestreuten Parkplatz, auf dem auch Stellflächen für Besucher reserviert waren. Hier standen einige Wagen mit kalifornischen Nummernschildern und sogar ein paar Reisebusse. Die Seiten des Gebäudes bestanden aus gewelltem Aluminium, während die Fassade mit dem Haupteingang aus Lehmsteinen errichtet war und gemeinsam mit dem Ziegeldach ganz dem typisch spanischen Stil entsprach. Durch die offenen Fenster des Pickups wehte der Duft von gebackenem Mais herein.

»Teuflich clevere Tarnung«, sagte Zavala.

»Es war kaum anzunehmen, dass wir hier eine Leuchtreklame vorfinden würden, auf der steht ›Willkommen bei den Jungs, die die Wale getötet haben.‹ «

»Ich wünschte, wir hätten unsere Waffen dabei«, sagte Joe mit gespielter Ernst. »Man weiß nie, ob nicht plötzlich eine wild gewordene Tortilla angreift. Ich habe mal von einem Kerl gehört, der in Nogales einem Burrito zum Opfer gefallen ist...«

»Spar dir das für den Rückweg auf.« Austin stieg aus und ging voran in Richtung der Eingangstür. Das dunkle Holz war mit kunstvollen Schnitzereien verziert.

Kurt und Joe betraten einen makellos sauberen Empfangsbereich. Hinter einem Schreibtisch saß eine junge Mexikanerin und lächelte ihnen entgegen. »*Buenos dias*«, sagte sie. »Sie haben Glück. Die Führung durch die Tortilla-Fabrik fängt gleich an. Sie gehören nicht zu der Reisegruppe von einem der Kreuzfahrtschiffe?«

Austin musste sich ein Grinsen verkneifen. »Wir sind allein unterwegs und zufällig hier vorbeigekommen. Das Schild ist uns aufgefallen.«

Sie lächelte erneut und bat sie, sich einer Schar älterer Leute anzuschließen, deren Akzent darauf hindeutete, dass sie vorwiegend aus dem mittleren Westen der USA stammten. Dann übernahm die Empfangsdame die Leitung der Gruppe und ging voran in die Bäckerei.

»In Mexiko ist Mais schon immer das wichtigste Grundnahrungsmittel gewesen, und sowohl die Indios als auch die spanischen Kolonisten haben sich jahrhundertlang vornehmlich von Tortillas ernährt.« Sie erreichten einige große Mahlwerke, die von Arbeitern mit Säcken voller Mais gefüllt wurden. »Früher haben die Menschen ihre Tortillas selbst hergestellt. Die Körner wurden zu Maismehl gestampft, mit Wasser vermischt, um eine *masa* herzustellen, dann ausgerollt, zurechtgeschnitten, gepresst und von Hand gebacken. Die wachsende Nachfrage in Mexiko und vor allem den Vereinigten Staaten hat zu einer stärkeren Zentralisierung der Tortilla-Industrie geführt. Dadurch wurde es uns ermöglicht, unsere Produktionsanlagen zu modernisieren

und somit eine effizientere und hygienischere Herstellung zu gewährleisten.«

Kurt und Joe ließen sich ein Stück zurückfallen.

»Falls der größte Markt für mexikanische Teigfladen in den USA liegt, wieso befindet diese Fabrik sich dann nicht näher an der Grenze?«, fragte Austin leise seinen Partner. »Warum errichtet man sie hier und muss die Ware dann den weiten Weg über den Highway transportieren?«

»Gute Frage«, erwiderte Zavala. »Die mexikanische Tortilla-Industrie wird von einigen wenigen Monopolisten kontrolliert, die über enge Kontakte zur Regierung verfügen. Es geht um Milliarden von Dollar. Selbst wenn es einen guten Grund für diesen so weit südlich gelegenen Standort gäbe, weshalb steht die Fabrik dann so nah am Meer? Das hier wäre genau der richtige Platz für ein Luxushotel. Aber ein solcher Betrieb?«

Es ging vorbei an Teigmixern, aus denen große Maschinen gespeist wurden, die pro Minute Hunderte von Tortillas produzierten und auf Fließbändern ablegten. Der gesamte Prozess wurde von Arbeitern in blütenweißen Kitteln und Plastikhauben überwacht. Als die junge Mexikanerin die Gruppe in die Pack- und Versandabteilung führte, entdeckte Austin eine Tür mit spanischer Beschriftung.

»Nur für Personal?«, fragte er Zavala.

Joe nickte.

»Ich weiß jetzt genug über Burritos und Enchiladas.« Austin trat beiseite und drehte den Türknopf. Es war nicht abgeschlossen. »Ich werde mich mal ein wenig umschauen.«

Zavala musterte Austins imposante Gestalt und das auffallend helle Haar. »Bei allem nötigen Respekt für dein Talent als Schnüffler, Kurt«, warf er ein. »Du siehst irgendwie anders aus als die Leute, die hier arbeiten. Ich bin vielleicht nicht ganz so auffällig wie irgendein riesiger Gringo, der durch die Gänge geistert.«



Zavala hatte Recht. »Okay, schleich dich weg. Sei vorsichtig. Ich treffe dich dann am Ende der Führung. Falls die junge Frau nach dir fragt, behaupte ich, du seist zur Toilette gegangen.«

Joe zwinkerte ihm zu und schlüpfte durch die Tür. Er war überzeugt davon, dass es ihm gelingen würde, sich aus so gut wie jeder Situation herauszureden, und er hatte sich bereits eine Geschichte zurechtgelegt, wie er auf der Suche nach dem baño wohl versehentlich falsch abgebogen sei. Jetzt fand er sich auf einem langen, fensterlosen Flur wieder, der vor einer Stahltür endete. Er ging bis zu der Tür und lauschte daran. Da er kein verdächtiges Geräusch hörte, drehte er den Knauf. Die Tür war abgeschlossen.

Er griff in die Tasche und holte ein modifiziertes Schweizer Armeemesser hervor, das ihn mancherorts als Einbruchswerkzeug hinter Gitter gebracht hätte. Statt der üblichen Utensilien wie Schere, Nagelfeile oder Dosenöffner besaß dieses Messer Dietriche, mit denen sich die meisten normalen Schlösser öffnen ließen. Beim vierten Versuch hörte Joe den Riegel leise zurückschnappen. Hinter der Stahltür verlief ein weiterer Korridor schräg nach unten, von dem im Gegensatz zum ersten Flur mehrere Türen abgingen. Bis auf eine waren alle abgeschlossen, und diese offene Tür führte in einen Umkleideraum.

Die Spinde dort waren ausnahmslos verriegelt, wenngleich die Schlösser Joes Dietrichen nicht lange standhalten würden. Er sah auf die Uhr. Die Führung konnte nicht mehr lange dauern. Vor der gegenüberliegenden Wand standen Regale mit ordentlich zusammengelegten weißen Kitteln. Er fand einen in seiner Größe und streifte ihn über. In einem Vorratsschrank entdeckte er ein Klemmbrett. Er trat auf den Flur hinaus und folgte ihm bis zu einer dritten Durchgangstür. Auch sie war verschlossen, ließ sich allerdings nach einigen Versuchen entriegeln.

Joe gelangte auf eine erhöhte Plattform, unter der sich ein großer Raum erstreckte. Von der Plattform aus erreichte man eine Reihe von Laufgängen, die mitten durch ein Netz aus hori-

zontalen und vertikalen Röhren führten. Von überall her schien ein leise brummendes Maschinengeräusch zu ertönen, dessen Ursprung Zavala nicht zu erkennen vermochte. Er stieg eine Treppe hinab. Die Röhren entsprangen dem Boden, knickten rechtwinklig ab und verschwanden in der Wand. Irgendwelche Leitungen für die Tortilla-Fabrik, vermutete er. An einem Ende des Raums befand sich eine weitere Tür. Sie war nicht verschlossen. Als er sie vorsichtig öffnete, wehte ihm eine kühle Meeresbrise ins Gesicht.

Ihm stockte vor Erstaunen der Atem. Er stand auf einer kleinen Plattform hoch oben in der Wand einer Klippe. Etwa sechzig Meter unter ihm lag eine Lagune. Die Aussicht war wunderschön, und abermals fragte er sich, warum man hier anstelle einer Fabrik nicht lieber ein Hotel errichtet hatte. Das Fabrikgebäude musste sich oben auf der Klippe befinden, war von dieser Stelle aus jedoch nicht zu sehen. Er schaute noch einmal nach unten. Die Wogen brachen sich schäumend an den zerklüfteten Felsen. Am anderen Ende der Plattform befand sich ein Durchgang, doch dahinter gähnte nur Leere, und es führte auch keine Leiter hinauf oder hinab. *Seltsam*. Ein kurzes Stück von dem Durchgang entfernt war eine Metallschiene an der Klippenwand befestigt. Sie verlief bis ganz nach unten und verschwand im Meer.

Zavala musterte die entsprechende Stelle. Ein Teil des Wassers schien dunkler als die Umgebung zu sein. Vielleicht Tang oder andere Meerespflanzen, die sich dort angesammelt hatten. Dann stiegen am Fuß der Klippen auf einmal brodelnde Blasen auf, und ein großes, glänzendes eiförmiges Objekt hob sich aus dem Wasser und glitt die Klippenwand empor. *Natürlich!* Die Schiene gehörte zu einem Aufzug. Das Ei schoss unverändert schnell nach oben und würde sein Ziel in wenigen Sekunden erreicht haben. Zavala eilte zurück in den großen Raum mit den Röhren und ließ die Tür einen kleinen Spalt offen.

Das Ei hielt auf Höhe der Plattform. Es bestand aus dunkel

getöntem Glas oder Kunststoff und hob sich dadurch nicht von der Farbe der Klippe ab. Eine Tür ging auf, und zwei Männer in weißen Kitteln stiegen aus. Zavala rannte zu der Treppe. Wenige Sekunden später befand er sich wieder in dem Umkleideraum. Er zog seinen Kittel aus, legte ihn so ordentlich wie möglich wieder zusammen und ging dann zügig durch die Flure zurück in die Bäckerei. Niemand sah, wie er den verbotenen Bereich verließ. Dann eilte er Austin und der Touristengruppe hinterher. Die Führerin sah ihn herannahen und musterte ihn fragend und wenig erfreut.

»Ich habe nach dem *baño* gesucht.«

Sie wurde rot. »Oh, ja. Ich zeige Ihnen gleich den Weg.« Sie klatschte in die Hände, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. »Hiermit ist unsere Führung beendet.« Jeder Besucher erhielt eine Probepackung Tortillas, und dann wurde die Gruppe zurück in den Empfangsbereich geleitet. Während die anderen Wagen und Reisebusse sich sogleich wieder auf den Weg machten, hielten Austin und Zavala eine kurze Unterredung ab.

»Deiner Miene nach zu urteilen, war dein kleiner Erkundungsgang wohl erfolgreich, was?«

»Ja, ich habe etwas entdeckt. Ich weiß bloß nicht, was es ist.« Zavala fasste seine Beobachtungen in knappen Worten zusammen.

»Die Tatsache, dass diese Leute etwas unter der Wasseroberfläche verstecken, lässt darauf schließen, dass sie ihr Vorhaben geheim halten wollen«, sagte Austin. »Lass uns einen kleinen Spaziergang unternehmen.«

Sie schlenderten an der Seite der Fabrik entlang, kamen jedoch nur ein kurzes Stück in Richtung Wasser voran, bis ihnen ein hoher, mit Stacheldraht bewehrter Gitterzaun den Weg versperrte. Der Rand der Klippe lag noch einige Dutzend Meter entfernt.

»So viel zum Thema Meerblick«, sagte Zavala.

»Lass uns versuchen, die andere Seite der Bucht zu erreichen.«

Die beiden Männer stiegen in ihren Wagen und fuhren zurück zur Straße. Es führten mehrere Wege nach unten ans Meer, doch wurden sie allesamt durch den Zaun blockiert. Beinahe hätten Kurt und Joe ihr Vorhaben aufgegeben, aber dann tauchte auf einem der Pfade ein Mann mit Angelrute und einem Korb voller Fische auf. Zavala rief ihn herbei und fragte, ob es dort irgendwo einen Zugang zum Wasser gebe. Zunächst war der Fremde sehr misstrauisch, weil er offenbar befürchtete, sie würden für die Tortilla-Fabrik arbeiten. Dann zog Zavala einen Zwanzigdollarschein aus der Brieftasche, und das Gesicht des Mannes hellte sich auf. Ja, da sei zwar der Zaun, aber an einer Stelle könne man darunter hindurchkriechen, erklärte er.

Er führte sie über einen schmalen Pfad durch das schulterhohe Dickicht und wies auf ein bestimmtes Stück des Metallzauns. Dann machte er kehrt, eine Hand fest um das unverhoffte Trinkgeld geschlossen. Jemand hatte den Zaun ein wenig vom Boden weggebogen und darunter eine flache Senke gegraben. Zavala kroch mühelos auf die andere Seite hinüber und hob den Zaun für Austin ein zusätzliches Stück an. Sie folgten dem überwucherten Weg bis zum Rand der Klippe und fanden sich auf der Spitze des südlichen Ausläufers wieder, der die Lagune begrenzte.

Der Hang war hier nicht allzu steil, und ein Trampelpfad verlief weiter nach unten. Vermutlich diente er den Anglern als Zugang zum Wasser. Die beiden Männer von der NUMA waren hingegen weitaus mehr an dem ungehinderten Blick quer über die kleine Bucht interessiert. Aus diesem Winkel wirkte das dunkle Metallgebäude wie die finstere Festung in einem Conan-Film. Austin musterte die Anlage durch sein Fernglas. Dann konzentrierte er sich auf die Wand der Klippe. An der von Zavala beschriebenen Stelle glitzerte etwas Metallenes in der Sonne. Das musste die Aufzugschiene sein. Kurt schaute zur breiten

Einfahrt der Lagune, wo das Wasser gegen die Felsen brandete, dann erneut zu der Fabrik.

»Raffiniert«, sagte Austin anerkennend. »Falls du hier draußen eine solch große Produktionsanlage versteckt errichten wolltest, würde das bei Leuten wie unserem Angler nur zu allerlei Gerüchten und Gerede führen. Aber stell sie deutlich sichtbar mitten auf die Anhöhe, lade jeden Tag Besucher zu dir ein, und schon hast du eine unschlagbare Tarnung für dein geheimes Vorhaben.«

Zavala nahm das Fernglas und betrachtete die gegenüberliegende Klippe. »Was soll der wasserdichte Aufzug?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Austin und schüttelte den Kopf. »Ich schätze, mehr gibt es hier nicht zu sehen.«

In der Hoffnung, rund um das Gebäude oder an der Klippe irgendwelche Anzeichen von Aktivität zu entdecken, warteten sie noch einige Minuten ab, doch außer den zahlreichen Seevögeln regte sich nichts. Dann traten Kurt und Joe den Rückweg an und krochen kurz darauf wieder unter dem Zaun hindurch. Zavala hätte den Angler am liebsten noch nach dem Aufzug oder anderen ungewöhnlichen Vorkommnissen in der Lagune befragt, aber der Mann hatte sich mit dem Geld eilig aus dem Staub gemacht. Sie stiegen in ihren Wagen und fuhren zurück nach Norden.

Anfangs sprach Austin kaum ein Wort. Aus Erfahrung wusste Zavala, dass sein Partner über einen Plan nachgrübelte und erst dann nähere Einzelheiten kundtun würde, wenn er mit seinen Überlegungen am Ende angelangt war.

»Führt die NUMA eigentlich immer noch diese Feldversuche vor San Diego durch?«, fragte Kurt kurz hinter Ensenada.

»Ja, soweit ich weiß. Ursprünglich wollte ich mich im Anschluss an das Rennen mal nach dem Stand der Dinge erkundigen.«

Austin nickte. Während der weiteren Rückfahrt plauderten sie

über belanglose Dinge und wärmten Geschichten über frühere Abenteuer und andere Jugendsünden in Mexiko auf. Die lange Autoschlange am Grenzübergang kam nur im Schneckentempo voran. Um keine weitere Zeit zu verlieren, zeigten sie ihre NUMA-Ausweise vor und wurden sofort durch den Zoll gewunken. In San Diego steuerten sie die Bucht an und parkten in der Nähe eines ausgedehnten städtischen Jachthafens. Dann folgten sie einem langen Pier vorbei an Dutzenden von Segel- und Motorbooten bis zum Ende eines Stegs, der für größere Yachten reserviert war. Dort lag ein breites, gedrungenes Schiff von etwa sechsundzwanzig Metern Länge. Auf dem grünlich-blauen Rumpf stand in großen weißen Buchstaben »NUMA« geschrieben.

Sie betraten die Gangway und fragten einen der auf Deck beschäftigten Matrosen, ob der Kapitän an Bord sei. Er führte die beiden Besucher zur Brücke, wo ein schlanker, olivhäutiger Mann über einige Seekarten gebeugt stand. Jim Contos galt als einer der besten Skipper der NUMA. Er stammte aus Tarpon Springs, war Sohn eines Schwammtauchers und fuhr seit frühester Jugend zur See.

»Kurt. Joe«, begrüßte er sie mit breitem Grinsen. »Was für eine angenehme Überraschung! Ich habe gehört, dass ihr in der Gegend seid, aber ich hätte nie gedacht, dass ihr die *Sea Robin* mit eurem Besuch beehren würdet. Was habt ihr vor?« Er sah Zavala an. »Was *du* vorhast, kann ich mir lebhaft vorstellen.«

Zavalas Mund verzog sich zu seinem typischen Lächeln.

»Kurt und ich waren gestern bei dem Offshore-Rennen dabei.«

Contos runzelte die Stirn. »Ich hab das von eurem Boot gehört. Tut mir wirklich Leid.«

»Danke«, sagte Austin. »Demnach weißt du auch bereits von den toten Grauwalen.«

»Ja... eine sehr merkwürdige Geschichte. Wisst ihr, woran sie

gestorben sind?«

»Mit deiner Hilfe könnten wir es vielleicht herausfinden.«

»Klar, was kann ich für euch tun?«

»Wir würden uns die *Sea Robin* und das U-Boot gern mal ausleihen, um damit südlich der Grenze eine kleine Tauchfahrt zu unternehmen.«

Contos lachte. »Ein kleinerer Gefallen ist euch wohl nicht eingefallen, was?« Er dachte kurz nach und zuckte dann die Achseln. »Wieso nicht? Wir sind mit unserer Testreihe so gut wie fertig. Falls es euch gelingt, eine mündliche Freigabe für das Eindringen in mexikanische Gewässer zu bekommen, soll es mir recht sein.«

Austin nickte und rief sogleich im Hauptquartier der NUMA an. Nach einem kurzen Gespräch reichte er das Mobiltelefon an Contos weiter. Der hörte zu, nickte, stellte einige Fragen und beendete dann die Unterredung. »Sieht so aus, als würden wir in Richtung Süden aufbrechen. Gunn hat sein Einverständnis erteilt.« Rudi Gunn war der Einsatzleiter in Washington. »Höchstens zwei Tage. Er will, dass ihr beide so bald wie möglich zurückkehrt, weil es anscheinend neue Arbeit für euch gibt. Ach ja, eines noch. Er sagt, es bleibt nicht genug Zeit, um uns so kurzfristig eine Freigabe der mexikanischen Regierung zu verschaffen.«

»Falls jemand uns dort überrascht, können wir ja behaupten, wir hätten uns verirrt«, sagte Austin mit gespielter Einfältigkeit.

Contos deutete auf die funkelnden Lichter und Skalen im Steuerpult des Schiffs. »Bei all der Elektronik hier dürfte uns kaum jemand die Geschichte abkaufen. Die *Sea Robin* mag hässlich sein, aber auf den Kopf gefallen ist sie nicht. Das Außenministerium wird uns heraushauen, sofern es Probleme gibt. Wann wollt ihr aufbrechen?«

»Wir holen unsere Ausrüstung und kommen so schnell wie möglich wieder her. Der Rest liegt bei dir.«

»Dann stechen wir morgen früh um sieben in See«, sagte er und verließ die Brücke, um die Besatzung von den neuen Befehlen in Kenntnis zu setzen.

Auf dem Rückweg zum Wagen fragte Austin seinen Partner, was Contos mit der Anspielung auf Joes Absichten wohl gemeint haben könnte.

»Wir haben uns ein paar Mal gleichzeitig um dieselbe Frau bemüht«, sagte Zavala und zuckte die Achseln.

»Gibt es im District of Columbia überhaupt ein weibliches Wesen, um das du dich noch *nicht* bemüht hast?«

Zavala überlegte. »Die First Lady. Wie du weißt, halte ich mich von verheirateten Frauen fern.«

»Da bin ich aber erleichtert«, entgegnete Austin und setzte sich ans Steuer.

»Aber falls sie sich je scheiden lässt, na ja...«

Auch Joe stieg ein. Austin ließ den Motor an.

»Ich glaube, jetzt wäre der geeignete Zeitpunkt gekommen, um mir von dem Kerl zu erzählen, der in Nogales einem Burrito zum Opfer gefallen ist.«



Der dunkelgrüne McDonnell-Douglas-Hubschrauber überflog bei strahlend blauem Himmel den zerklüfteten Gipfel des Squaw Mountain, schwebte dicht über das Hochgebirgsbecken des Lake Tahoe hinweg und raste dann wie eine aufgeschreckte Libelle in Richtung der kalifornischen Küste weiter. Am Ziel angekommen, verharrte er einen Moment in der Luft und sank dann in einen Hain aus imposanten Kiefern hinab, um auf einer betonierten Plattform zu landen. Während die Rotoren allmählich zum Stillstand kamen, rumpelte ein schwerfälliger Chevrolet Kombi heran. Der Fahrer, dessen Uniform ebenso dunkelgrün war wie der Helikopter und der Wagen, stieg aus und salutierte vor dem schlanken, hoch gewachsenen Passagier, der soeben die Maschine verließ.

»Bitte steigen Sie ein, Abgeordneter Kinkaid«, sagte er und nahm die Reisetasche des Neuankömmlings entgegen.

Sie fuhren los und folgten einer asphaltierten Straße durch den dichten Wald. Wenig später erreichten sie einen Gebäudekomplex, der aussah wie eine Rotholz-Version des legendären Landguts Hearst Castle in San Simeon. Die tief stehende Nachmittagssonne ließ die Erker, Wälle und Türme wie einen fantastischen Schattenriss wirken. Allein für die Verblendung der Fassade musste ein ganzer Wald von Mammutbäumen gefällt worden sein. Das ausgedehnte Anwesen glich beinahe , einer würfelförmigen Festung, innerhalb derer sich eine Reihe von miteinander verbundenen Nebengebäuden um ein dreigeschossiges Haupthaus gruppierten.

»Das hier ist ja größer als das Tabernakel der Mormonen«, murmelte der Kongressabgeordnete Kinkaid.

»Willkommen in Walhalla«, sagte der Fahrer mit unverbindlicher Stimme.

Er parkte den Wagen, nahm die Tasche des Abgeordneten und

führte den Gast eine breite Treppe hinauf und quer über eine Terrasse von den Ausmaßen einer Bowlingbahn. Dann betraten sie ein großes Foyer, das mit dem gleichen dunklen, nahezu schwarzen Holz vertäfelt war wie die zahlreichen Korridore, denen sie bis zu einer hohen, zweiflügeligen Metalltür folgten, die mit Reliefs verziert und nach Art eines gotischen Bogens geformt war.

»Ich bringe das Gepäck auf Ihr Zimmer, Sir. Die anderen warten bereits. Ihr Sitzplatz ist durch ein Namensschild gekennzeichnet.«

Der Mann betätigte einen Druckknopf an der Wand, woraufhin die Türflügel geräuschlos aufschwangen. Kinkaid trat ein und hielt beeindruckt den Atem an. Hinter ihm schloss sich die Tür. Er befand sich in einem riesigen, hohen Saal, der durch das Feuer eines mächtigen Kamins und unzählige lodernde Fackeln erhellt wurde, die in Wandhalterungen steckten. Dazwischen hingen bunt verzierte Schilde und Wimpel, Speere, Streitäxte, Schwerter und andere Mordinstrumente, die an eine Zeit gemahnten, in der Krieg noch gleichbedeutend mit blutigen Nahkämpfen war.

Doch selbst die prächtigen Waffen verblassten neben dem Objekt, das die Mitte des Raums ausfüllte. Es handelte sich um ein Wikingerschiff von mehr als zwanzig Metern Länge, dessen Eichenplanken jeweils in einem hochgezogenen Vorder- und Achtersteven endeten. Das Rahsegel aus Tierhaut schien sich in der nächstbesten Brise blähen zu wollen. Über eine Gangway in der Nähe des Hecks gelangte man auf Deck, wo sich zu beiden Seiten des Mastes und parallel zum Rumpf ein langer Tisch erstreckte.

Kinkaid hatte früher bei den Marines gedient und Kampfeinsätze in Vietnam absolviert, so dass er nicht so leicht einzuschüchtern war. Er biss die Zähne zusammen, durchquerte mit unverkennbar entschlossener Miene den Saal und stieg die Gangway hinauf. Rund um den Tisch saßen etwa zwei Dutzend

Männer, die jetzt verstummten und ihm neugierig entgegenblickten. Er nahm auf dem letzten freien Stuhl Platz und musterte die anderen Anwesenden. Gerade als er den Mann zu seiner Rechten ansprechen wollte, öffnete sich die Flügeltür am Ende der Halle.

Eine Frau trat ein und ging im flackernden Schein der Fackeln auf das Schiff zu. Ihre langen Beine durchschritten den Raum mit erstaunlicher Geschwindigkeit, und der eng anliegende Overall betonte deutlich ihre athletische Figur, doch vor allem beeindruckte die Fremde durch ihre Größe: Sie maß ungefähr zwei Meter zehn.

Zwar waren Körper und Gesicht der Frau makellos, doch glich ihre Schönheit der eines Eisbergs. Sie wirkte dermaßen kalt und abweisend, als wäre sie soeben den Tiefen der Arktis entstieg. Ihr flachsblondes Haar hatte sie im Nacken zu einem Knoten verschlungen und brachte dadurch ihren marmornen Teint und die großen gletscherblauen Augen voll zur Geltung. Sie betrat das Schiff und ging um den Tisch herum. Mit überraschend sanfter Stimme begrüßte sie jeden der Männer mit Namen und bedankte sich für sein Kommen. Als der Kongressabgeordnete an die Reihe kam, hielt sie kurz inne, richtete den durchdringenden Blick ihrer bemerkenswerten Augen auf sein markantes Gesicht und schüttelte ihm mit festem Griff die Hand. Dann nahm sie auf dem hochlehnigen Stuhl am Bug-Ende des Tisches Platz. Ihr Lächeln war frostig und verführerisch zugleich.

»Guten Tag, Gentlemen«, sagte sie, derweil ihre Stimme den nachdrücklichen Tonfall einer geübten Rednerin annahm. »Mein Name ist Brynhild Sigurd. Zweifellos fragen sie sich, an was für einem Ort sie sich derzeit befinden. Walhalla ist sowohl mein Zuhause als auch der Sitz meines Unternehmens. Zudem stellt es eine Reminiszenz an meine skandinavischen Wurzeln dar. Das Hauptgebäude entspricht einem überdimensionierten Langhaus der Wikinger. Die Seitenflügel dienen verschiedenen Zwe-

cken. So sind dort Büros, Gästezimmer, ein Trainingsraum sowie ein Museum für meine Sammlung norwegischer Altertümer untergebracht.«

Sie zog eine Augenbraue hoch. »Ich hoffe, Sie werden nicht so leicht seekrank.« Als das höfliche Gelächter sich gelegt hatte, fuhr sie fort. »Dieses Schiff ist die Nachbildung des berühmten Wikingerboots von Gogstad. Es stellt mehr als eine bloße Kulisse dar; es steht für meinen Glauben an die Machbarkeit des Unmöglichen. Ich habe es bauen lassen, weil ich die funktionelle Schönheit der Form bewundere, aber auch als stetige Erinnerung daran, dass die Wikinger niemals den Ozean überquert hätten, wären sie nicht von Abenteuerlust und Wagemut erfüllt gewesen. Vielleicht kann der Geist meiner Vorfahren die Entscheidungen beflügeln, die hier getroffen werden sollen.« Sie legte eine kurze Pause ein. »Vermutlich wundern Sie sich, weshalb ich Sie eingeladen habe.«

Eine raue Stimme fiel ihr ins Wort. »Ich möchte behaupten, Ihr Angebot, uns fünfzigtausend Dollar zu zahlen oder diese Summe einer Wohlfahrtseinrichtung unserer Wahl zu stiften, dürfte maßgeblich für unser Erscheinen hier verantwortlich sein«, sagte der Abgeordnete Kinkaid. »Ich habe das Geld an eine Forschungseinrichtung überweisen lassen, die pränatale Schädigungen untersucht.«

»In Anbetracht Ihrer weithin bekannten Integrität habe ich von vornherein mit einem Beschluss dieser Art gerechnet.«

Kinkaid grunzte mürrisch und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Verzeihen Sie die Unterbrechung«, sagte er. »Bitte fahren Sie doch fort mit Ihrem, äh, faszinierenden Vortrag.«

»Danke«, erwiderte Brynhild. »Die hier anwesenden Gentlemen stammen aus allen Teilen des Landes und repräsentieren viele verschiedene Gesellschafts- und Wirtschaftszweige.

Unter Ihnen befinden sich Politiker, Funktionäre, Akademiker, Lobbyisten und Ingenieure. Doch es gibt etwas, das uns alle

verbindet: *Wasser*, ein wertvolles Gut, das in der heutigen Zeit immer knapper wird, wie Sie wissen. Jedermann ist sich der Tatsache bewusst, dass den Vereinigten Staaten wahrscheinlich die längste Trockenperiode der Geschichte bevorsteht. Nicht wahr, Professor Dearborn? Wären Sie als Klimaforscher vielleicht so nett, uns Ihre Einschätzung der Lage zu schildern?»

»Aber gern«, entgegnete ein Mann mittleren Alters. Die Aufforderung schien ihn zu überraschen. Nervös fuhr er sich mit den Fingern durch das dünne rötliche Haar.

»Im mittleren Teil unseres Landes sowie auf einer südlichen Achse von Arizona bis Florida herrscht gegenwärtig ein gemäßigter, teils auch schon gravierender Wassermangel. Damit ist bereits fast ein Viertel der achtundvierzig Kontinentalstaaten betroffen. Vermutlich wird die Situation sich noch verschlimmern. Hinzu kommt, dass der Pegel der Großen Seen so niedrig steht wie noch nie zuvor. Es ist durchaus möglich, dass bald vermehrt Zustände wie in unseren traditionellen Trocken- und Wüstengebieten herrschen, und auch eine jahrzehntelange regelrechte Dürre erscheint längst nicht mehr undenkbar.«

Unter den Anwesenden machte sich Unruhe breit.

Brynhild öffnete einen Holzkasten, der vor ihr auf dem Tisch stand, steckte die Hand hinein und ließ Sand durch ihre langen Finger rinnen.

»Die Party ist vorbei, Gentlemen. Das hier ist die trostlose, staubige Zukunft, die uns allen droht.«

»Bei allem nötigen Respekt, Miss Brynhild«, sagte ein Mann, dessen gedehnter Tonfall verriet, dass er aus Nevada stammte. »Sie erzählen uns hier beileibe nichts Neues. Vegas wird einiges zu erdulden haben, und für Los Angeles und Phoenix sieht es auch nicht viel besser aus.«

Sie hob die Hände und klatschte leise Beifall. »Einverstanden. Aber was wäre, wenn ich behaupten würde, dass eine Möglichkeit besteht, unsere Städte zu retten?«

»Darüber würde ich gern Näheres hören«, sagte der Mann aus Nevada.

Mit symbolträchtiger Geste klappte sie den Deckel des Kastens mit einem lauten Knall zu.

»Ein erster Schritt wurde bereits eingeleitet. Wie die meisten von Ihnen wissen, hat der Kongress die Wasserverteilung des Colorado River in private Hände gelegt.«

Kinkaid beugte sich vor. »Und wie Ihnen fraglos bewusst ist, war ich einer der entschiedensten Gegner dieser Gesetzesvorlage.«

»Zum Glück haben Sie sich nicht durchsetzen können. Bei einem Fehlschlag der Initiative wäre der Westen dem Untergang geweiht gewesen. Die Reserve in den Staubecken hält lediglich zwei Jahre vor. Danach hätten wir fast ganz Kalifornien und Arizona sowie weite Teile von Colorado, New Mexico, Utah und Wyoming evakuieren müssen.«

»Ich wiederhole, was ich auch diesen Dummköpfen in Washington gesagt habe. Ein privat kontrollierter Hoover-Damm führt keineswegs zu einer Vergrößerung der Wasserreserven.«

»Das hat auch nie jemand behauptet. Das eigentliche Problem ist nicht die Größe der Reserve, sondern die Art der Verteilung. Ein beträchtlicher Anteil des Wassers wurde bislang verschwendet. Das Ende der staatlichen Subventionierung zugunsten einer privaten Verwaltung wird zugleich auch das Ende der Verschwendung bedeuten, und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Verschwendung ist nicht profitabel.«

»Ich bleibe bei meinem grundlegenden Argument«, sagte Kinkaid. »Etwas so Wichtiges wie Wasser sollte keinesfalls von Firmen verwaltet werden, die nicht der Kontrolle des Staates unterliegen.«

»Der Staat hatte seine Chance und ist gescheitert. Ab jetzt wird der Wasserpreis durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Es entscheiden allein die Gesetze des Marktes. Nur der be-

kommt Wasser, der es sich auch leisten kann.«

»Genau diese Befürchtung habe ich im Verlauf der Debatte geäußert. Die reichen Städte werden wachsen und gedeihen, während die armen Kommunen schlicht verdursten.«

Brynhild ließ sich nicht beirren. »Na und? Was wäre denn die Alternative, falls man das Wasser weiterhin nach dem alten öffentlich geförderten System verteilen und dadurch die Flüsse austrocknen würde? Der Westen, so wie wir ihn kennen, würde sich in eine Wüstenregion verwandeln. Los Angeles, Phoenix und Denver würden zu Geisterstädten, wie der Gentleman aus Nevada bereits völlig richtig bemerkt hat. Stellen Sie sich vor, wie der Wind Staub und vertrocknetes Gestrüpp durch die leeren Kasinos von Las Vegas wehen lässt. Es gäbe eine volkswirtschaftliche Katastrophe. Der Rentenmarkt würde zusammenbrechen. Die Wall Street würde uns den Rücken kehren, und ein Verlust an Finanzkraft bedeutet automatisch einen Verlust an politischem Einfluss in Washington. Die öffentlichen Gelder würden in andere Teile des Landes fließen.«

Sie ließ diese Schreckensvision kurz wirken und fuhr dann fort.

»Aus den Bürgern der westlichen Staaten würden die neuen ›Okies‹ werden, ganz wie in John Steinbecks *Früchte des Zorns*. Anstatt allerdings nach *Westen* ins Gelobte Land zu ziehen, würden sie ihre Familien in den Kombi Marke Lexus oder Mercedes stecken und nach *Osten* fahren.« Ein süffisanter Unterton schlich sich in ihre Stimme. »Stellen Sie sich doch mal vor, wie die dicht bevölkerte Ostküstenregion auf Tausende oder gar *Millionen* von arbeitslosen Weststaatlern reagieren würde, die plötzlich in die Städte drängen.« Sie legte eine dramatische Pause ein. »Was wäre, wenn diesmal die Leute in Oklahoma sich weigerten, *uns* bei sich aufzunehmen?«

»Ich könnte ihnen deswegen nicht mal einen Vorwurf machen«, sagte ein Stadtplaner aus Südkalifornien. »Sie würden

uns vermutlich genauso empfangen wie die Kalifornier damals meine Großeltern empfangen haben, nämlich mit Waffen, Bürgerwehren und Straßenblockaden.«

Ein Rancher aus Arizona grinste humorlos. »Wenn ihr Kalifornier nicht so verdammt gierig wärt, dann gäbe es genug Wasser für alle.«

Auf einmal redeten sämtliche Anwesenden wild durcheinander. Brynhild ließ den Streit eine Weile andauern und klopfte dann mit einer Hand auf den Tisch.

»Diese fruchtlose Diskussion ist ein gutes Beispiel für die erbitterte Auseinandersetzung, die jetzt schon seit Jahrzehnten in der Wasserfrage vorherrscht. Früher haben die Rancher einander wegen der Wasserrechte erschossen. Heute führt man stattdessen Prozesse vor Gericht. Die Privatisierung wird diesem Disput ein Ende bereiten. Wir müssen aufhören, einander zu bekämpfen.«

Jemand klatschte lautstark Beifall.

»Bravo«, rief Kinkaid. »Ich bewundere Ihren eloquenten Auftritt, aber Sie verschwenden Ihre Zeit. Ich beabsichtige, den Kongress zur Wiederaufnahme der Debatte zu veranlassen.«

»Das wäre nicht ratsam.«

Kinkaid war zu aufgewühlt, um die versteckte Drohung zu erkennen. »Da bin ich anderer Ansicht. Ich weiß aus glaubwürdiger Quelle, dass das Firmenkonsortium, von dem die Wasserverteilung des Colorado River übernommen wurde, mehrere Hunderttausend Dollar aufgewendet hat, um das Gesetzgebungsverfahren in diesem Fall zu beeinflussen.«

»Ihre Informationen sind ungenau. Wir haben Millionen von Dollar investiert.«

»Millionen? Sie...?«

»Nicht ich persönlich. Mein Konzern, der als Dachverband des von Ihnen erwähnten Konsortiums fungiert.«



»Ich bin sprachlos. Der Colorado River steht unter *Ihrer* Kontrolle?«

»Genau genommen unter der Kontrolle eines eigens dafür geschaffenen Unternehmens.«

»Das ist ja *ungeheuerlich*! Ich kann kaum glauben, was Sie da gerade gesagt haben.«

»Keine unserer Maßnahmen ist illegal gewesen.«

»Das wurde auch in Los Angeles behauptet, nachdem die öffentlichen Versorgungsbetriebe sich einfach des Flusses im Owens Valley bemächtigt hatten.«

»Sie nehmen mir das Wort aus dem Mund. Das alles hier ist wirklich nichts Neues. Los Angeles wurde zur größten, reichsten und mächtigsten Wüstenstadt der Welt, indem sie eine Armee von Landvermessern, Anwälten und Immobilienspekulanten aussandte, um Kontrolle über die Wasservorräte ihrer Nachbarn zu erlangen.«

»Verzeihung, aber ich fürchte, ich muss dem Kongressabgeordneten zustimmen«, meldete Professor Dearborn sich zu Wort. »Der Fall Los Angeles war ein klassisches Beispiel für Wasser-Imperialismus. Falls Ihre Behauptungen zutreffen, sind Sie im Begriff, ein Wasser-Monopol zu errichten.«

»Lassen Sie mich bitte kurz das folgende Szenario skizzieren, Dr. Dearborn. Die Dürre hält an. Der Colorado River kann den Bedarf nicht decken. Die Städte verdursten. Dann würden nicht etwa Anwälte vor Gericht um irgendwelche Kontingente feilschen, sondern es käme genau wie früher zu bewaffneten Auseinandersetzungen am Wasserloch. Denken Sie mal darüber nach. Ein vor Durst fast wahnsinniger Mob auf den Straßen, der jedweden Behördenvertreter sofort angreift. Der umfassende Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung. Verglichen damit wären die Rassenunruhen der sechziger Jahre nicht mehr als eine Schulhofrangelei.«

Dearborn nickte wie betäubt. »Das stimmt«, sagte er, sichtlich

beunruhigt. »Aber, verzeihen Sie... es scheint einfach nicht rechtens zu sein.«

Sie fiel ihm ins Wort. »Dies ist ein Kampf ums Überleben, Professor. Wir leben oder wir sterben, ganz wie wir wollen.«

Dearborn gab sich geschlagen. Kopfschüttelnd lehnte er sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

Kinkaid sprang ihm bei. »Lassen Sie sich durch diese haltlosen Hirngespinnste nicht vom eigentlichen Thema abbringen, Professor Dearborn.«

»Offenbar ist es mir nicht gelungen, Ihre Meinung zu ändern.«

Kinkaid erhob sich von seinem Platz. »Nein«, sagte er, »aber ich verrate Ihnen, was Sie *stattdessen* bewirkt haben. Sie haben mir einige gute Argumente für die Wiederaufnahme des Verfahrens geliefert. Es würde mich nicht überraschen, die Kartellbehörde einschreiten zu sehen, und ich möchte wetten, meine Kollegen, die für das Gesetz gestimmt haben, werden ihre Meinung ändern, sobald sie erfahren, dass der Colorado River letztendlich unter der Kontrolle einer einzigen Firma stehen würde.«

»Es tut mir Leid, das zu hören«, sagte Brynhild.

»Ihnen wird noch verdammt viel mehr Leid tun, wenn ich mit Ihnen fertig bin. Und jetzt will ich auf der Stelle Ihren privaten Vergnügungspark verlassen.«

Sie musterte ihn betrübt. Stärke imponierte ihr, selbst wenn diese Stärke gegen sie gerichtet war.

»Wie Sie wünschen.« Sie nahm ein Funkgerät vom Gürtel und sprach hinein. »Es wird einige Minuten dauern, Ihr Gepäck zu holen und den Helikopter startklar zu machen.«

Die Tür zu dem Saal öffnete sich, und der Mann, in dessen Begleitung Kinkaid hergekommen war, geleitete ihn nun wieder hinaus.

Brynhild wartete, bis die beiden den Raum verlassen hatten.

»Manche Leute mögen diese Dürre als eine Katastrophe betrachten«, sagte sie dann, »doch sie bietet auch eine einmalige Gelegenheit. Der Colorado River stellt nur einen Teil unseres Plans dar. Wir beabsichtigen, überall im Land die Wasserversorgung zu übernehmen. Jeder von Ihnen befindet sich in einer Position, in der er maßgeblich zum Erfolg unseres Vorhabens beitragen kann, und jeder hier im Raum wird fürstlicher dafür entlohnt werden, als er es sich vorzustellen vermag. Gleichzeitig werden Sie dadurch etwas für das Gemeinwohl tun.« Sie ließ den Blick über alle Anwesenden schweifen. »Sofern jemand jetzt gehen möchte, steht es ihm frei, unsere Runde zu verlassen. Ich bitte lediglich um Ihr Wort, über die Einzelheiten dieses Treffens Stillschweigen zu bewahren.«

Die Männer sahen sich an, und einige rutschten unruhig auf ihren Stühlen umher, doch niemand machte von dem Angebot Gebrauch. Nicht einmal Dearborn.

Wie aus dem Nichts tauchten mehrere Kellner auf und stellten einige Krüge mit Wasser sowie vor jedem der Männer ein Glas auf den Tisch.

Brynhild ließ die Anwesenden keinen Moment aus den Augen. »Los Angeles hat den Wassersegen in erster Linie William Mulholland zu verdanken«, sagte sie. »Er war derjenige, der den Finger in Richtung Owens Valley ausstreckte und rief: ›Da ist es. Nehmt es euch.‹ «

Bei diesen Worten füllten die Kellner alle Gläser und zogen sich dann zurück.

Brynhild erhob ihr Glas. »Da ist es. Nehmt es euch.«

Sie trank einen großen Schluck, und die anderen taten es ihr nach, als handle es sich um das seltsame Ritual eines Geheimbunds.

»Gut«, sagte sie. »Jetzt zum nächsten Schritt. Sie werden nach Hause zurückkehren und auf einen Anruf warten. Sobald eine Bitte an Sie herangetragen wird, entsprechen Sie ihr, ohne i-

gendwelche Fragen zu stellen. Niemand darf auch nur das Geringste von diesem Treffen erfahren. Nicht einmal die Tatsache, dass Sie hier gewesen sind.«

Sie blickte nacheinander jedem der Männer eindringlich ins Gesicht. »Falls Sie keine weiteren Fragen mehr haben, wünsche ich Ihnen einen angenehmen Abend.« Ihr Tonfall ließ unmissverständlich erkennen, dass die Zusammenkunft beendet war. »Das Essen wird in zehn Minuten im Speisesaal serviert. Ich habe einen Fünf-Sterne-Koch engagiert und bin daher überzeugt, dass es Ihnen zusagen dürfte. Nach dem Dinner bieten wir Ihnen ein Unterhaltungsprogramm aus Las Vegas, und später werden Sie auf Ihre Zimmer geleitet. Morgen nach dem Frühstück treten Sie die Heimreise an, und zwar in der Reihenfolge Ihres Eintreffens. Unsere nächste Besprechung findet in genau einem Monat statt.«

Dann erhob sie sich von ihrem Platz, durchquerte den Saal und verließ ihn auf demselben Weg, auf dem sie ihn betreten hatte. Sie folgte einem Korridor und öffnete die Tür zu einem Nebenraum. Dort standen breitbeinig und mit auf dem Rücken verschränkten Armen zwei Männer und starrten aus tief liegenden schwarzen Augen auf die flimmernden Monitore, die eine Wand des Zimmers einnahmen. Die Männer waren eineiige Zwillinge und trugen zudem die gleichen schwarzen Lederjacken. Beide waren von stämmiger Statur, hatten hohe Wangenknochen, dunkelblondes Haar und dunkle, vorstehende Augenbrauen.

»Nun, was halten Sie von unseren Gästen?«, fragte Brynhild spöttisch. »Werden diese Würmer ihren Zweck erfüllen und den Boden auflockern?«

Der bildhafte Vergleich war den beiden Brüdern völlig egal. Sie hatten nur eines im Sinn.

Der rechts stehende Mann ergriff als Erster das Wort.

»Wen sollen wir...«

»... für Sie erledigen?«, beendete sein Bruder den Satz mit dem gleichen osteuropäischen Akzent.

Ihre monotonen Stimmen klangen absolut identisch. Brynhild lächelte zufrieden. Die Antwort bestätigte sie in der Überzeugung, dass es richtig gewesen war, Melo und Radko Kradzik vor den NATO-Truppen zu retten, die das berüchtigte Zwillingspaar festnehmen und an das Kriegsverbrechertribunal in Den Haag überantworten wollten. Die beiden waren klassische Sozio-pathen und hätten sich zweifellos auch ohne den Bosnienkrieg einen Namen gemacht. Ihr paramilitärischer Status verlieh den von ihnen im Auftrag des Nationalismus begangenen Morden, Vergewaltigungen und Folterungen sogar noch eine gewisse Art von Legitimität. Es schien nur schwer vorstellbar, dass diese beiden Ungeheuer sich jemals im Leib einer Mutter befunden hatten, doch irgendwo war es ihnen gelungen, eine intuitive Verbindung zur Gedankenwelt des jeweils anderen aufzubauen. Sie waren ein und derselbe Mann, nur in getrennten Körpern. Ihre Bindung machte sie doppelt gefährlich, denn auf diese Weise konnten sie ohne verbale Kommunikation agieren. Brynhild hatte es längst aufgegeben, die beiden auseinander halten zu wollen.

»Wen würden Sie denn zur Eliminierung vorschlagen?«, fragte sie.

Einer der Männer streckte eine Hand aus, deren an Klauen gemahnende Finger wie dafür geschaffen schienen, anderen Menschen Schmerz zuzufügen, und spulte das Videoband zurück. Der andere Zwilling wies auf einen Mann in einem blauen Anzug.

»Ihn«, sagten beide gleichzeitig.

»Den Abgeordneten Kinkaid?«

»Ja, ihm hat nicht...«

»... gefallen, was Sie gesagt haben.«

»Sonst noch jemand?«

Erneut spulte einer das Band zurück, und der andere deutete auf eine Person.

»Professor Dearborn? Schade um ihn, aber Sie haben vermutlich Recht. Wir können es uns nicht leisten, dass jemand auch nur den Hauch eines Skrupels besitzt. Also gut, schaffen Sie ihn ebenfalls beiseite, aber gehen Sie so diskret wie möglich vor. Ich beabsichtige, schon bald eine Direktionssitzung einzuberufen, auf der unsere langfristige Strategie besprochen werden soll. Bis dahin muss alles geregelt sein. Ich werde nicht noch einmal zulassen, dass jemand einen Auftrag in ähnlicher Weise verpfuscht wie diese Idioten vor zehn Jahren in Brasilien.«

Sie machte kehrt und verließ den Raum. Die Zwillinge verharrten reglos an Ort und Stelle und betrachteten mit glänzenden Augen die Monitore. Sie wirkten wie hungrige Katzen, die sich den dicksten Goldfisch im Aquarium als Abendessen erwählten.

Die Flusslandschaft sah nahezu unverändert aus, seit Dr. Ramirez die Trouts winkend am Steg verabschiedet und ihnen eine sichere Reise gewünscht hatte. Meile um Meile glitt das Airboat über das gewundene, gleichförmige Band aus dunkelgrünem Wasser voran, während zu beiden Seiten eine dichte Wand aus Bäumen aufragte und jeden tieferen Einblick in die immer währende Dunkelheit des Waldes verhinderte. An einem Punkt mussten Paul und Gamay die Fahrt unterbrechen, weil Treibholz jedes weitere Vorankommen zunächst unmöglich machte. Der Zwischenfall kam ihnen gelegen, bedeutete er doch etwas Abwechslung von dem einschläfernd monotonen Propellergeräusch des Boots. Mit Hilfe von Seilen gelang es ihnen, das Gewirr aus Stämmen und Ästen zu entflechten und den Engpass zu überwinden. Die Aufgabe erwies sich als ziemlich zeitaufwendig, und so war es bereits später Nachmittag, als die belaubte Uferbarriere sich auflockerte und erste kurze Ausblicke auf offenes Gelände und bebaute Äcker gestattete. Dann kamen auf einer größeren Lichtung mehrere strohgedeckte Hütten in Sicht.

Paul reduzierte die Geschwindigkeit und richtete den stumpfen Bug des Boots auf eine Lücke zwischen mehreren Einbäumen, die auf der schlammigen Böschung lagen. Er erhöhte kurz den Schub, glitt mit dem Fahrzeug an Land und schaltete den Motor aus. Dann nahm er die NUMA-Baseballmütze vom Kopf und fächelte sich damit etwas Luft zu.

»Wo sind denn bloß alle hin?«

Die unheimliche Stille stand in deutlichem Gegensatz zu Dr. Ramirez' Dorf, wo die Eingeborenen stets geschäftig ihrem Tagewerk nachgingen. Dieser Ort hingegen schien verlassen zu sein. Nur ein paar graue Rauchfahnen über den Feuerstellen ließen erkennen, dass sich noch vor kurzem Menschen hier aufgehalten hatten.

»Wie seltsam«, sagte Gamay. »Als wäre irgendeine Seuche ausgebrochen.«

Paul klappte den Deckel eines Staukastens auf und holte einen Rucksack daraus hervor. Dr. Ramirez hatte darauf bestanden, den Trouts einen langläufigen Revolver, einen Colt, mitzugeben. Langsam stellte Paul den Rucksack zwischen sich und Gamay, griff hinein, öffnete die Sicherungslasche des Holsters und legte die Hand um den beruhigend kühlen Kolben der Waffe.

»Ich würde nicht unbedingt auf eine Seuche tippen«, sagte

Paul leise und musterte die leeren Hütten. »Stattdessen muss ich die ganze Zeit an diesen toten Indio und sein Kanu denken.«

Gamay hatte Paul nach dem Revolver greifen sehen. Auch sie war beunruhigt.

»Sobald wir das Boot verlassen haben, kommen wir womöglich nicht mehr so leicht zurück an Bord«, sagte sie. »Lass uns noch ein paar Minuten abwarten, ob etwas passiert.«

Paul nickte. »Vielleicht halten die Leute hier gerade eine Siesta ab. Versuchen wir doch mal, sie zu wecken.« Er legte die Hände um den Mund und rief laut hallo. Nichts geschah. Er rief noch einmal. Wieder ohne Ergebnis.

Gamay lachte. »Wer von diesem Gebrüll nicht aufgewacht ist, muss schon einen ziemlich gesunden Schlaf haben.«

»Irgendwie unheimlich«, sagte Paul und schüttelte den Kopf. »Mir ist zu heiß, um noch länger hier hocken zu bleiben. Ich werde mich ein bisschen umsehen. Gibst du mir Rückendeckung?«

»Ich behalte eine Hand auf dem Anlasserknopf und die andere auf der Pistole, die Dr. Ramirez uns mitgegeben hat. Spiel nicht den Helden.«

»Du solltest mich eigentlich besser kennen. Beim geringsten Anzeichen für Schwierigkeiten nehme ich die Beine in die Hand.«



Trout schob seinen schlaksigen Körper von dem Sitz vor dem Propellerkäfig und stieg hinab auf Deck. Er wusste, dass er sich auf seine Frau verlassen konnte. Als Kind in Racine hatte ihr Vater sie Tontaubenschießen gelehrt, und inzwischen beherrschte sie meisterhaft alle Arten von Feuerwaffen. Paul behauptete stets, sie könne einem springenden Sandfloh das Auge ausschießen. Er ließ den Blick abermals über das Dorf schweifen und ging von Bord, nur um sofort wie angewurzelt zu verharren. In der dunklen Türöffnung der größten Hütte hatte sich etwas bewegt. Jemand hatte kurz um die Ecke geschaut und prompt wieder den Kopf eingezogen. Da, noch einmal. Einige Sekunden darauf trat ein Mann aus der Hütte ans Tageslicht und winkte. Er rief etwas, das wie ein Gruß klang, und kam über den Abhang auf die beiden Neuankömmlinge zu.

Als er das Ufer erreichte, tupfte er sich das feuchte Gesicht mit einem fleckigen Taschentuch aus Seide ab. Er war groß und breit, und der hohe, ausladende Strohhut trug nur noch mehr zu seiner imposanten Erscheinung bei. Statt eines Gürtels hatte er sich ein Stück Nylonseil um den korpulenten Leib geschlungen und hielt damit die ausgebeulte weiße Baumwollhose an Ort und Stelle. Sein langärmeliges weißes Hemd war bis zum Kragen zugeknöpft, und vor seinem linken Auge funkelte ein Monokel in der Sonne.

»Willkommen«, sagte er mit leichtem Akzent. »Willkommen im Paris des Regenwalds.«

Paul sah an dem Mann vorbei zu der armseligen Ansammlung von Hütten. »Wo ist denn der Eiffelturm?«, fragte er beiläufig.

»Ha, ha. Eiffelturm. *Fabelhaft!* Da drüben, nicht weit vom Arc de Triomphe.«

Nach der langen Flussfahrt durch die schwüle Hitze hatte Paul wenig Lust auf einen geistreichen Schlagabtausch. »Wir suchen nach einem Deutschen, der hier wohnt«, sagte er.

Der Mann nahm den Hut ab und enthüllte einen widerspensti-

gen weißen Schöpf mit einer runden kahlen Stelle am Hinterkopf. »Zu Ihren Diensten. Mein Name ist Dieter von Hoffmann, und ich lebe nun schon seit sieben Jahren auf diesem verwahrlosten Fleckchen Erde.«

»Ich bin Paul Trout, und das ist Gamay, meine Frau.«

Hoffmann richtete das Monokel auf Gamay. »Ein wunderschöner Name für eine überaus entzückende Frau«, sagte er galant. »Wir bekommen hier draußen nicht allzu viele weiße Frauen zu Gesicht, weder schöne noch andere.«

Gamay erkundigte sich, weshalb das Dorf wie ausgestorben dalag. Dieter verzog den fleischigen roten Mund zu einem Lächeln. »Ich habe den Bewohnern geraten, sich zu verstecken. Es kann nicht schaden, bei Fremden vorsichtig zu sein. Sobald die Leute sehen, dass die Besucher nichts Böses im Schilde führen, kommen sie wieder heraus.« Wieder dieses humorlose Grinsen. »Also, was führt Sie in unser bescheidenes Dorf?«

»Eine Bitte von Dr. Ramirez. Wir gehören zur NUMA, der National Underwater and Marine Agency«, erklärte Gamay. »Während der letzten Zeit haben wir den Lebensraum der Flussdelphine erforscht und unterdessen bei Dr. Ramirez gewohnt. Er hat uns gebeten, mal bei Ihnen vorbeizuschauen.«

»Mir war bereits das Gerücht zu Ohren gekommen, es hielten sich hier in der Gegend einige amerikanische Wissenschaftler auf, aber ich hätte nie gedacht, dass Sie uns die Ehre eines Besuches erweisen würden. Wie geht es dem geschätzten Dr. Ramirez?«

»Er wäre gern selbst hergekommen, aber er hat sich den Knöchel verstaucht und kann kaum laufen.«

»Wie schade. Ich würde mich gern mal wieder mit ihm unterhalten. Nun, es mag zwar eine Weile her sein, dass ich Gesellschaft hatte, aber das ist keine Entschuldigung dafür, meine Gäste zu vernachlässigen. Bitte treten Sie doch näher. Ihnen dürfte ziemlich warm sein, und Sie haben bestimmt Durst.«

Paul und Gamay sahen sich kurz an. *Einverstanden, aber sie würden vorsichtig bleiben.* Gamay hängte sich den Rucksack mit der Waffe über die Schulter, und dann gingen sie in Richtung der Hütten, die im Halbkreis auf dem Scheitelpunkt einer Anhöhe standen. Dieter rief etwas in einer fremden Sprache, und aus jeder der Behausungen ergoss sich eine Schar von Indios - Männer, Frauen und Kinder. Zunächst wirkten sie schüchtern und verharren schweigend. Dann gab Dieter eine weitere knappe Anweisung, und sie widmeten sich sofort ihren alltäglichen Beschäftigungen. Paul und Gamay warfen sich erneut beredte Blicke zu. Dieter erteilte in diesem Dorf nicht etwa *Ratschläge*; er gab Befehle.

Aus der größten Hütte trat mit geneigtem Kopf eine Eingeborene Mitte zwanzig. Im Gegensatz zu den anderen Frauen trug sie keinen schlichten Lendenschurz, sondern hatte sich einen roten Sarong aus maschinell gewebtem Stoff um den wohlgeformten Körper geschlungen. Dieter knurrte eine Anordnung, und die Frau verschwand wieder im Innern der Behausung.

Vor dem Gebäude stand auf vier Pfählen ein Strohdach und beschattete einen primitiv gefertigten Holztisch samt einiger Hocker aus Baumstümpfen. Dieter wies auf die Sitzgelegenheiten, nahm selbst auf einer davon Platz und setzte den Strohhut ab. Mit dem Taschentuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Dann rief er einen Befehl in Richtung der Hüttentür.

Die Frau kam heraus und brachte ein Tablett mit drei hölzernen Bechern, die man aus ausgehöhlten Ästen geschnitzt hatte. Sie stellte die Becher ab und trat einige Schritte zurück, um dort respektvoll und mit weiterhin gesenktem Blick abzuwarten.

Dieter erhob seinen Becher. »Auf unsere neuen Freunde.« Als er trank, ertönte ein unverkennbares Klimpern. »Ganz recht«, sagte er. »Sie hören das herrliche Geräusch von Eismwürfeln. Dank der Wunder der modernen Technik verfüge ich über eine tragbare, propangasbetriebene Eismaschine. Es besteht absolut kein Anlass, so ärmlich zu leben wie diese braunhäutigen A-

dams und Evas.« Er stürzte auf einen Schluck den halben Becher hinunter.

Paul und Gamay nippten vorsichtig an ihren Getränken und stellten fest, dass die Drinks nicht nur kühl und erfrischend, sondern zudem ziemlich gehaltvoll waren. Gamay sah sich neugierig um. »Dr. Ramirez sagte, Sie seien Händler. Mit welchen Waren handeln Sie denn?«

»Mir ist bewusst, dass unser Dorf auf einen Außenstehenden eher ärmlich wirken dürfte, aber diese einfachen Leute sind überaus geschickte Kunsthandwerker. Ich bin den Eingeborenen bei der Vermarktung ihrer Produkte als Mittelsmann behilflich und stehe in Verbindung mit Geschenkartikelläden und dergleichen.«

Nach dem verarmten Aussehen der Ansiedlung zu urteilen, strich der Mittelsmann wohl den Löwenanteil des Geldes ein, vermutete Gamay. Sie wandte erneut wissbegierig den Kopf. »Wir haben außerdem gehört, Sie seien verheiratet. Ist Ihre Frau zurzeit nicht da?«

Paul verbarg sein Lächeln hinter dem Becher. Gamay wusste sehr wohl, dass die Eingeborene Dieters Frau war, und ihr gefiel nicht, wie der Deutsche sie behandelte.

Dieter errötete und rief die Frau zu ihnen an den Tisch. »Das ist Tessa«, brummte er.

Gamay stand auf und streckte ihr zum Gruß die Hand entgegen. Die Frau starrte sie verblüfft an, zögerte einen Augenblick und ergriff die dargebotene Hand.

»Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Tessa. Ich bin Gamay, und das ist mein Mann Paul.«

Tessas dunkles Gesicht verzog sich kurz zu einem angedeuteten Lächeln. Gamay spürte, dass sie nicht zu weit gehen durfte, denn sonst würde Dieter seine Frau später dafür zur Rechenschaft ziehen. Sie nickte und setzte sich wieder. Tessa wich zurück an ihren ursprünglichen Platz.

Dieter verbarg seine Verärgerung hinter einem jovialen Grinsen. »Und jetzt, nachdem ich Ihre Fragen beantwortet habe... was ist der Anlass Ihrer beschwerlichen Reise?«

Paul beugte sich vor und und kniff die Augen zusammen, als ob er über den Rand einer Brille spähen würde. »Weiter flussabwärts wurde in einem Einbaum die Leiche eines Indios angetrieben.«

Dieter breitete die Arme aus. »Der Regenwald kann gefährlich sein, und seine Bewohner haben noch vor wenigen Jahren in völliger Barbarei gelebt. Ein toter Indio ist hier leider nichts Ungewöhnliches.«

»Dieser durchaus«, entgegnete Paul. »Er wurde erschossen.«

»Erschossen?«

»Und dann noch etwas. Er war ein Chulo.«

»Das ist allerdings etwas anderes«, sagte Dieter. Seine feisten Wangen bebten. »Alles, was mit den Geisterwesen in Zusammenhang steht, bedeutet Ärger.«

»Dr. Ramirez sagte, der Stamm würde von einer Frau angeführt«, warf Gamay ein.

»Ach, Sie haben die Legende also auch schon gehört. Recht fantasievoll, nicht wahr? Natürlich sind mir die Gerüchte um eine mythische Göttin und Stammesführerin ebenfalls geläufig, aber bislang hatte ich noch nie das Vergnügen, die Bekanntschaft der Dame zu machen.«

»Sind Sie je mit Angehörigen des Stammes zusammengetroffen?«, fragte Gamay.

»Nein, nicht direkt. Ich kenne nur die Geschichten...«

»Was für Geschichten, Mr. von Hoffmann?«

»Es heißt, die Chulo würden jenseits der Hand Gottes leben. So nennen die Eingeborenen die großen Wasserfälle nicht weit von hier, weil die fünf Kaskaden angeblich riesigen Fingern ähnlich sehen. Mancher Indio, der sich zu nah an die Fälle her-

angewagt hat, ist spurlos verschwunden.«

»Der Regenwald ist gefährlich, wie Sie bereits angemerkt haben.«

»Ja, die Leute könnten einem wilden Tier zum Opfer gefallen oder von einer Giftschlange gebissen worden sein. Oder sie haben sich einfach nur verirrt.«

»Was ist mit Nicht-Einheimischen?«

»Gelegentlich tauchen einige Glücksritter hier auf. In dem Fall biete ich den Männern meine bescheidene Gastfreundschaft an, teile ihnen mit, was ich über die Gegend weiß, und warne sie ausdrücklich davor, sich in das Gebiet der Chulo zu wagen.« Er vollführte eine wegwerfende Handbewegung. »Drei der Expeditionen haben meine Warnungen ignoriert und sich kurz darauf in Luft aufgelöst. Ich habe natürlich die Behörden informiert, aber jeder dort ist sich der Tatsache bewusst, dass man niemanden mehr wiederfindet, der erst einmal vom Wald verschluckt wurde.«

»Haben manche dieser Leute zufällig nach Heilpflanzen gesucht?«, fragte Paul.

»Einige ja. Andere angeblich nach Kautschuk, Edelholz, Schätzen oder versunkenen Städten. Kaum einer der Durchreisenden lässt sich bereitwillig in die Karten schauen. Und ich stelle keine Fragen.«

Während ihr Mann munter drauflosredete, hob Tessa schweigend die Hand und deutete gen Himmel. Schließlich bemerkte Dieter die seltsame Geste und die fragenden Mienen der Trouts. Seine Züge erstarrten zu einer eisigen Maske, und dann erschien plötzlich wieder dieses ölige Lächeln auf seinem Gesicht.

»Wie Sie sehen, war Tessa vor allem von einer Gruppe beeindruckt, die erst kürzlich auf der Suche nach Pflanzenproben hier durchgekommen ist. Die Männer hatten einen Miniatur-Zeppelin dabei, mit dessen Hilfe sie über das Blätterdach aufsteigen konnten. Das Fluggerät hat die Eingeborenen ziemlich faszii-

niert, und mich auch, wie ich gestehen muss.«

»Wer waren diese Leute?«, fragte Gamay.

»Ich weiß nur, dass sie im Auftrag einer französischen Firma gehandelt haben. Franzosen sind ja oftmals so wortkarg.«

»Was ist aus den Männern geworden?«

»Keine Ahnung. Ich habe gehört, sie seien weitergezogen. Vielleicht haben die Chulo sie gefangen und aufgefressen.« Dieser Gedanke ließ ihn herzlich lachen. »Was mich wieder auf den Anlass Ihres Besuches bringt. Ich bedanke mich vielmals für die Warnung. Und jetzt, da Sie die Gefahren der hiesigen Gegend kennen, werden Sie sicherlich so bald wie möglich zu Dr. Ramirez zurückkehren wollen, um ihm meinen Dank zu übermitteln.«

Gamay betrachtete die tief stehende Nachmittagssonne. Sie und Paul wussten, dass die Nacht in den Tropen innerhalb weniger Minuten hereinbrach.

»Es ist ein wenig spät, um noch aufzubrechen«, sagte sie. »Was meinst du, Paul?«

»Es wäre ziemlich riskant, den Fluss im Dunkeln befahren zu wollen.«

Dieter runzelte die Stirn, sah die Fruchtlosigkeit seines Versuchs ein und lächelte. »Na gut, in dem Fall seien Sie bitte meine Gäste. Morgen früh können Sie dann ausgeschlafen die Heimreise antreten.«

Gamay hörte ihm nur noch mit halbem Ohr zu, denn Tessa schaute inzwischen nicht mehr zu Boden, sondern direkt in Gamays Gesicht. Ihre Augen waren weit aufgerissen, und sie schüttelte fast unmerklich den Kopf. Auch Paul entging die Veränderung nicht.

Sie bedankten sich bei Dieter für die erfrischenden Drinks und die freundliche Einladung und sagten, sie wollten noch einige Habseligkeiten aus dem Boot holen. Auf dem Weg zum Fluss wichen die Eingeborenen ihnen aus, als wäre das Paar von ei-

nem unsichtbaren Kraftfeld umgeben.

Gamay tat so, als würde sie den Ölstand des Motors überprüfen.

»Hast du Tessa bemerkt?«, fragte sie. »Sie hat uns gewarnt.«

»Ja. Das Entsetzen in ihrem Blick war nicht zu übersehen«, sagte Paul und inspizierte ebenfalls den Peilstab.

»Was sollten wir deiner Ansicht nach tun?«

»Uns bleibt kaum eine Wahl. Ich bin zwar alles andere als erfreut darüber, die Nacht an diesem fröhlichen Ort verbringen zu müssen, aber ich habe das vorhin ernst gemeint. Es wäre Wahnsinn, bei Nacht auf diesem Fluss unterwegs zu sein. Hast du eine Idee?«

»Ja, allerdings«, erwiderte Gamay und sah einer Fledermaus von der Größe eines Adlers hinterher, die im Dämmerlicht quer über den Fluss huschte. »Ich schlage vor, dass wir nicht gleichzeitig die Augen zumachen.«



Austin glitt auf dem Rücken eines Miniaturtauchboots durch die blaugrünen Gewässer der Baja und fragte sich, was wohl ein Fotograf des *National Geographic* denken würde, der eigentlich eine Walherde filmen wollte und dann plötzlich im Sucher seiner Kamera einen Mann erblickte, der rittlings auf einer Art Torpedo saß. Kurt kam sich vor wie auf dem Notsitz eines alten Roadsters. Vor ihm, im wasserdichten Cockpit des Boots, saß Joe an den Kontrollschaltern. Sein Kopf und die Schultern zeichneten sich deutlich vor dem blauen Schimmer des Computermonitors ab.

»Wie ist das Wetter da draußen, Kumpel?«, ertönte Zavalas Stimme blechern aus dem Kopfhörer von Kurts Unterwasserfunkgerät.

Austin klopfte gegen die Plexiglaskanzel und bildete mit Daumen und Zeigefinger einen Kreis. *Alles klar.*

»Bestens - und weitaus bequemer, als aus eigener Kraft zu schwimmen«, sagte er.

Zavala lachte. »Contos wird sich freuen, das zu hören.«

Mit stolzgeschwellter Brust hatte der Skipper ihnen das neue U-Boot vorgeführt, das auf einem Schlitten an Bord der *Sea Robin* ruhte. Das kleine Forschungsfahrzeug war auf wundersame Weise eine kompakte Einheit. In der trockenen Druckkabine des zweieinhalb Meter langen Rumpfs saß der Steuermann mit ausgestreckten Beinen wie der Fahrer eines Autos. Flankiert wurde das winzige Cockpit von zwei Schwimmern, und auf der Rückseite befanden sich die Lufttanks und vier Schubdüsen.

Austin hatte mit den Fingern über die transparente Kuppel gestrichen. »Kaum zu glauben! Das Ding sieht *tatsächlich* aus wie ein alter Stiefel.«

»Ich wollte euch ja die *Roter Oktober* besorgen«, erwiderte

Contos mürrisch, »aber die hatte Sean Connery sich bereits unter den Nagel gerissen.«

Austin hielt wohlweislich den Mund. Es war bekannt, dass die Leute von der NUMA sich der hoch entwickelten Ausrüstung, die ihnen zur Verfügung stand, oftmals eng verbunden fühlten. Je hässlicher die Geräte, desto intensiver die Beziehung. Austin wollte Contos nicht in Verlegenheit bringen und verschwieg deshalb, woher er von dem Test des Boots vor der kalifornischen Küste, also ganz in der Nähe der Produktionsstätte, gewusst hatte. Kurt selbst hatte Planung und Bau des Miniaturboots für sein Team in Auftrag gegeben, und Zavala hatte das Fahrzeug entworfen. Die NUMA verfügte über Boote mit größerer Geschwindigkeit und Tauchtiefe, doch Austin wollte ein robustes kleines Gefährt, das sich leicht per Helikopter oder Schiff transportieren ließe. Außerdem sollte es unauffällig aussehen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Bislang hatte Kurt nur die Baupläne gesehen; das fertige Ergebnis bekam er hier zum ersten Mal zu Gesicht.

Zavala war ein hervorragender Schiffsingenieur und hatte bereits die Konstruktion zahlreicher bemannter und unbemannter Unterwasserfahrzeuge geleitet. Bei diesem Auftrag ließ er sich von der DeepWorker inspirieren, einem kommerziellen Miniaturchtauchboot aus der Werkstatt von Phil Nuytten, das im Dienst der Zegrahm DeepSea Voyages stand, einer Kreuzfahrtgesellschaft für Abenteuerreisen. Zavala verbesserte Reichweite und Motorleistung und fügte einige hochmoderne Messgeräte hinzu. Er behauptete, mittels der an Bord befindlichen Instrumente könne man feststellen, aus welchem Fluss oder Gletscher jeder beliebige Tropfen Meerwasser ursprünglich stammte.

Anfangs sollte das Boot DeepSee getauft werden, was nicht nur eine Hommage an die Vorlage bedeutet hätte, sondern zugleich der beabsichtigten Funktion als Forschungsfahrzeug gerecht geworden wäre. Admiral Sandecker hatte wenig für dieses Wortspiel übrig. Als man ihm ein maßstabsgetreues Modell

des Boots zeigte, musste er grinsen. »Das Ding sieht aus wie einer der Brogans, die ich als Kind immer getragen habe«, sagte er in Anspielung auf den alten umgangssprachlichen Begriff für knöchelhohe Arbeitsschuhe. Der neue Name setzte sich durch.

Von San Diego aus drang das NUMA-Schiff weit vor der Küste nach Süden in mexikanische Gewässer vor. Auf der Höhe von Ensenada verringerte die *Sea Robin* den Abstand zum Festland. Unterwegs begegneten ihr mehrere Fischerboote und einige Kreuzfahrtschiffe. Wenig später befand sie sich nur noch ungefähr achthundert Meter von der Mündung der kleinen Bucht entfernt, die Austin und Zavala am Vortag von Land aus erkundet hatten. Mit Hilfe eines starken Fernglases suchte Kurt die schroffen Klippen und die Rückseite der Tortilla-Fabrik ab. Es war nichts Ungewöhnliches festzustellen. Zu beiden Seiten der Lagune wiesen große Schilder auf gefährliche Felsen unter der Wasseroberfläche hin.

Zudem verlief quer über die Einfahrt der Bucht eine Kette aus Warnbojen.

Die *Sea Robin* fuhr an der Lagune vorbei und verbarg sich hinter einer kleinen Landzunge. Als der Anker ins Wasser glitt, stieg Zavala ins Cockpit des Tauchboots und überprüfte ein letztes Mal alle Funktionen. Die Kanzel schloss absolut wasserdicht und verfügte über eine eigene Luftversorgung. Joe trug bequeme Shorts und sein neues purpurrotes T-Shirt mit dem Werbeaufdruck von Hussong's Cantina.

Austin würde außerhalb des U-Boots bleiben und legte daher eine komplette Tauchausrüstung samt einer Reserveflasche Pressluft an. Er stieg auf den Rücken der Brogan, stellte seine Flossen auf die beiden Schwimmer und klinkte, sich in das am Boot befestigte Gurtsystem ein. Die Kanzel wurde verriegelt. Auf Kurts Signal hob ein Kran das Boot in die Luft, schwenkte aus und senkte es ins Wasser. Austin löste die schlaffen Halteleinen des Hebegeschirrs und gab Zavala grünes Licht für den Tauchgang. Innerhalb weniger Sekunden sanken sie in einem

brodelnden Schwall aus Luftblasen in die Tiefe.

Die batteriebetriebenen Schubdüsen erwachten mit hohem Summton zum Leben, und Zavala lenkte das Boot aufs Meer hinaus. Sie umrundeten einige zerklüftete, von der Brandung umspülte Felsen und schlugen einen Kurs ein, der direkt zur Mündung der Lagune führte. Ihre Tiefe betrug elf Meter, die Geschwindigkeit gemütliche fünf Knoten. Zur Navigation nutzten sie sowohl Austins Beobachtungen als auch die Instrumente des Boots. Kurt duckte sich so tief wie möglich, um den Wasserwiderstand zu verringern. Er genoss den Ausflug und freute sich vor allem über die bunten Fischschwärme, die, wenn sie näher kamen, in alle Richtungen auseinander stoben, als würde ein Windstoß in einen Haufen Konfetti fahren.

Austins Begeisterung hatte nicht nur ästhetische Gründe.

Die Anwesenheit der Fische bedeutete in erster Linie, dass ihnen in diesen Gewässern vorerst keine Lebensgefahr drohte. Immerhin hatte irgendeine unbekannte Gewalt bereits eine ganze Herde riesiger Geschöpfe getötet, die in dieser Umgebung weitaus zäher und anpassungsfähiger waren als ein schwächlicher kleiner Mensch. Zwar wurden durch Sensoren in der Außenhaut des Boots beständig Wasserproben genommen und analysiert, doch war sich Austin der Tatsache bewusst, dass im Fall einer bedrohlichen Veränderung jede Warnung womöglich zu spät für ihn käme.

»Wir nähern uns der Mündung der Bucht, liegen genau auf Mittellkurs«, meldete Zavala. »Jede Menge Platz zu beiden Seiten. An Steuerbord die Halteleine einer der Warnbojen.«

Austin blickte nach rechts und sah einen dünnen schwarzen Strich, der von der Oberfläche bis zum Grund verlief. »Ich sehe sie. Fällt dir etwas auf?«

»Ja«, erwiderte Zavala, während sie die Boje passierten. »Hier sind keine Felsen.«

»Ich wette mit dir um eine Flasche Cuervo, dass auch die an-

deren Warnungen gelogen sind.«

»Die Flasche nehme ich gern, die Wette kannst du behalten. Jemand will unerwünschte Besucher fern halten.«

»Das liegt auf der Hand. Wie lenkt sich denn unser neues Spielzeug?«

»Das aus der Lagune drängende Wasser führt zu einer leichten Rückströmung, aber das ist immer noch einfacher, als auf dem Beltway zu fahren«, antwortete Zavala und bezog sich damit auf den Highway, der Washington geographisch und politisch vom Rest des Landes trennte. »Ansonsten fährt sie sich wie ein... *oh, oh*.«

»Was ist los?«

»Mehrere Sonarechos. Jede Menge. Ungefähr fünfzig Meter vor uns.«

Die bislang ruhige Fahrt hatte Austin beinahe in Sicherheit gewiegt. Jetzt sah er vor seinem inneren Auge plötzlich eine Reihe von Wachposten, die einen Hinterhalt legten.

»Taucher?«

»Dafür sind die Echos zu klein. Wenig oder keine Bewegung.«

Austin kniff die Augen zusammen und bemühte sich, die blauen Wasserschleier zu durchdringen. »Welche Höchstgeschwindigkeit hat die Brogan, falls wir uns eilig aus dem Staub machen müssen?«

»Bei Vollgas sieben Knoten. Sie ist eher auf vertikale als auf horizontale Tauchgänge ausgerichtet, und außerdem trägt sie ein paar hundert Pfund zusätzliches Gewicht auf dem Buckel.«

»Sobald wir zurück sind, trete ich den Weight Watchers bei«, sagte Austin. »Taste dich langsam vorwärts, aber sei darauf gefasst, so schnell wie möglich wieder umzudrehen.«

Sie schlichen mit halber Fahrt voran. Kurz darauf wurden vom Grund bis zur Oberfläche Dutzende dunkler Objekte sicht-

bar, die zu beiden Seiten wie eine große Wand aufragten.

*Fische.*

»Sieht aus wie ein Netz«, sagte Austin. »Halt an, bevor wir uns darin verfangen.«

Die Brogan trieb noch ein kleines Stück weiter und schwebte dann an Ort und Stelle.

Unvermittelt glitt schräg oberhalb von hinten eine stromlinienförmige Silhouette heran. Austin zog reflexartig den Kopf ein. Der Hai war nur für einen kurzen Moment zu sehen, aber lange genug, dass Kurt das runde weiße Auge erkennen und die Länge des hungrigen Räubers auf etwa zwei Meter schätzen konnte. Die zahnbewehrten Kiefer klappten auseinander und schlossen sich mit einem Biss um einen der zappelnden Fische, bevor der Hai mit einem schnellen Schlag der hohen Schwanzflosse wieder außer Sicht verschwand.

Zavala hatte den Zwischenfall ebenfalls beobachtet. »Kurt, bist du okay?«, rief er. Austin lachte. »Ja. Mach dir nur keine Sorgen. Der Junge will sich doch nicht an einem alten zähen Menschen die Zähne ausbeißen, wenn gleichzeitig ein ganzes Büffet voller Meeresfrüchte auf ihn wartet.«

»Freut mich, dass du dieser Ansicht bist, denn er hat ein paar Freunde zum Essen eingeladen.«

Einige weitere Haie stießen herab, schnappten sich einen Bissen und ergriffen dann eilig wieder die Flucht, bevor das U-Boot ihnen zu nahe kommen konnte. Das alles ähnelte weniger einem haltlosen Fressrausch als vielmehr einer Versammlung anspruchsvoller Gourmets, die sich nur die feinsten Gerichte vorsetzen ließen. In dem engmaschigen Netz hatten sich mehrere hundert Fische der unterschiedlichsten Größen, Formen und Farben verfangen. Manche waren noch am Leben, versuchten vergeblich, sich zu befreien, und erregten dadurch lediglich die Aufmerksamkeit der Haie. Von anderen waren nur noch die Köpfe übrig, und die Menge blanker Gräten ließ auf unzählige

Leidensgenossen schließen.

»Um dieses Netz kümmert sich niemand«, sagte Austin. »Vielleicht wurde es nur aufgehängt, um neugierige Typen wie uns abzuhalten.«

»Das glaube ich kaum«, erwiderte Austin nach kurzer Überlegung. »Das Netz besteht aus Monofilament. Du könntest es mit einer Nagelschere durchschneiden. Und nirgendwo sind Drähte zu sehen, also scheint es nicht an eine Alarmanlage gekoppelt zu sein.«

»Dann weiß ich auch nicht.«

»Lass uns mal spekulieren. Was auch immer in der Lagune ist, hat eine ganze Walherde umgebracht. Falls in dieser Gegend immer wieder Hunderte von toten Fischen gesichtet würden, könnten die Einheimischen eventuell misstrauisch werden, was unseren Freunden von der Baja Tortilla Company gar nicht gefallen dürfte. Also errichten sie dieses Netz hier, um lebenden Fischen den Weg nach drinnen zu versperren und die toten Tiere nicht aufs Meer treiben zu lassen.«

»Klingt vernünftig«, stimmte Zavala ihm zu. »Und was jetzt?«

»Weiter wie geplant.«

Zavalas Finger huschten über den Computermonitor, mit dem die Funktionen des Boots gesteuert wurden. An der Vorderseite der Brogan klappten zwei mechanische Greifarme aus und fuhren teleskopartig bis an das Netz heran. Die Zangen am Ende der Arme griffen in die Maschen und rissen das Netz auf, als würde ein Theaterschauspieler durch den Bühnenvorhang treten. Fische in verschiedenen Stadien der Verwesung trieben in alle Richtungen davon.

Dann fuhr Zavala die metallenen Arme zurück in die Ruhelage, nahm Fahrt auf und stieß durch das Loch in die Lagune vor, derweil Austin weiterhin auf dem Rücken des Boots hockte. Hatte die Sichtweite zuvor noch etwa zehn Meter betragen, je-

duzierten Tausende winziger Algenpartikel sie nun um die Hälfte. Offenbar waren die Meerespflanzen in die Bucht gespült und dort von den rasiermesserscharfen Felsen in kleine Teile zerfetzt worden. Zavala reduzierte die Geschwindigkeit bis auf Schrittempo und tastete sich voran wie ein Blinder mit weißem Gehstock. Urplötzlich ließen sie den trüben Gürtel aus Tangfragmenten hinter sich, und vor ihnen tauchte ein riesiges Objekt auf. Abermals schaltete Joe die Schubdüsen ab.

»Was ist *das* denn?«, fragte er.

Das von der Oberfläche durchscheinende Licht ließ die Umrisse einer gewaltigen Konstruktion erahnen. Austin schätzte die Breite auf ungefähr neunzig, die Höhe auf zirka neun Meter. An den Enden verjüngte die Form sich wie eine überdimensionale Linse aus Metall. Sie ruhte auf vier dicken, ebenfalls metallenen Streben, an deren Endpunkten sich kastenförmige Gebilde befanden.

»Das ist entweder eine große Metallspinne oder ein versunkenes UFO«, sagte Austin verblüfft. »Auf jeden Fall sollten wir es uns mal näher ansehen.«

Auf Austins Anweisung bog Zavala mit dem Boot seitlich ab und folgte so weit wie möglich dem Rand des Objekts. Dann drehte er um und unternahm die gleiche Fahrt in entgegengesetzter Richtung. Die Konstruktion war ein fast perfekter Kreis, abgesehen von den Punkten, an denen sie auf die unterseeischen Klippen traf.

»He, das ist ja komisch! Ich messe plötzlich sehr hohe Temperaturen.«

»Ich kann es durch meinen Neoprenanzug spüren. Jemand hat die Heizung aufgedreht.«

»Die Instrumente besagen, dass die Hitze von den Pfeilern ausgeht. Es dürfte sich dabei also auch um Leitungen, nicht bloß um Stützen handeln. Noch droht keine Gefahr. *Noch nicht*.«

»Du parkst das Boot, und ich sehe mich ein wenig genauer



um.«

Die Brogan sank auf Grund und landete auf ihren beiden Schwimmern. Austin klinkte sich aus und wies Zavala an, nach fünfzehn Minuten das Positionsblinklicht einzuschalten.

Kurt schwamm auf die Scheibe zu und dann darüber hinweg. Der seltsame Bau besaß ein rundes Oberlicht, bestand ansonsten aber vollständig aus mattgrün lackiertem Metall, das von der Wasseroberfläche aus bestimmt kaum zu erkennen war. Austin ließ sich auf die Außenhaut sinken und spähte behutsam in den durchsichtigen Lichteinlass.

Unter ihm erstreckte sich eine große, hell erleuchtete Halle, in der sich ein Netz aus Rohrleitungen und Maschinen befand. Überall gingen Männer in weißen Kitteln umher.

Austin versuchte, die Funktion der Maschinen zu ergründen und seine Beobachtungen in irgendeinen Zusammenhang mit dem seltsamen Temperaturanstieg zu bringen, aber es gelang ihm nicht. Er nahm eine wasserdichte Videokamera vom Gürtel und filmte den Anblick, der sich ihm bot. Zufrieden beschloss er, sich nun eine größere Übersicht zu verschaffen. Er stieg von der Scheibe empor und vollführte soeben einen Kameraschwenk, als er aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm.

Er erstarrte, mitten über der Konstruktion. Der eiförmige Aufzug, den Zavala ihm beschrieben hatte, glitt von der Oberfläche nach unten. Er folgte dem Verlauf der Schiene und verschwand in einer runden Schleuse, die sich direkt vor der Klippenwand im Dach des Unterwassergebildes auftat. Austin fertigte weitere Aufnahmen an und wurde erneut unterbrochen, diesmal von Zavala.

»Komm so schnell wie möglich wieder her! Die Wassertemperatur schießt in die Höhe.« Joes Besorgnis war nicht zu überhören.

»Bin unterwegs!«

Mit kraftvollen Flossenschlägen eilte Austin zurück zum Boot. Der gleichmäßige Rhythmus der Bewegungen ließ die Strecke schnell zusammenschmelzen. Hinsichtlich des Temperaturanstiegs hatte Zavala nicht übertrieben. Kurt schwitzte unter seinem Neoprenanzug. Er schwor sich, nie wieder einen Hummer zu kochen.

»Beeilung«, sagte Zavala. »Die Anzeige sprengt fast schon die Skala.«

Vor Kurt im Halbdunkel blinkte das silbrige Signal der Brogan. Austin griff nach unten und schaltete ein kleines Blitzlicht ein, das an seiner Tarierweste hing. Das Boot fuhr ihm entgegen. Die Hitze nahm immer weiter zu. Austin packte den Gurt auf dem Rücken der Brogan und klinkte sich ein. Sofort schwang das U-Boot herum und nahm mit heulenden Schubdüsen Kurs auf die Mündung der Lagune. »Hier stimmt was nicht, Kurt!«, rief Zavala. »Ich registriere einen Alarm innerhalb des Gebäudes.« Unmittelbar darauf hörte Austin einen lauten, dumpfen Knall. Er blickte über die Schulter zurück und sah die Konstruktion in einem Feuerball explodieren. Dort drinnen konnte niemand dem Inferno entkommen sein. Glühend heiße Gase schossen durch die Röhren bis hinauf in die Tortilla-Fabrik. Es war Sonntag, weshalb sich glücklicherweise niemand dort aufhielt. Die Brogan kam leider nicht ganz so glimpflich davon, sondern wurde von der Schockwelle erfasst und um die eigene Achse gewirbelt, während Kurt sich verzweifelt festklammerte.

Es war, als hätte ihn ein riesiges, unsichtbares Maultier getreten. Der Gurt riss, und Austin wurde mit hilflos rudern den Armen und Beinen in einem Gewirr aus Luftschläuchen nach vorn geschleudert. Er überschlug sich unzählige Male und hätte auf diese Weise vermutlich den halben Pazifik durchquert, wäre er nicht in dem Netz gelandet, das die Öffnung der Bucht versperrte. Zum Glück traf er mit den Füßen voran auf, denn andernfalls hätte der Aufprall ihm das Genick gebrochen. Das Netz gab nach und schnellte dann zurück, wodurch Kurt nach hinten ge-

worfen wurde, als wäre er ein Kiesel in der Schleuder eines kleinen Jungen.

Er geriet genau in die Bahn des heranrasenden Tauchboots.

Die Kanzel der Brogan war abgerissen worden, und Zavala befand sich nicht mehr an seinem Platz. Jetzt wirbelte das Boot direkt auf Austin zu. Kurt hob die Knie vor die Brust und umschlang sie mit den Armen. Es schien ihm bestimmt zu sein, wie ein Käfer zu enden, der auf der Windschutzscheibe eines Autos zerquetscht wurde, als das Boot im letzten Moment einen kleinen Sprung vollführte und über Austins Kopf hinwegglitt. Einer der Schwimmer streifte schmerzhaft seine Schulter. Dann wurde Kurt von den Druckwellen der Nachfolgeexplosionen erfasst, in seiner Bewegung gebremst und wieder in die ursprüngliche Richtung beschleunigt. Die Brogan hatte das Netz durchbrochen, und diesmal wurde Kurt nicht mehr unfreiwillig aufgehalten.

Instinktiv streckte er den Arm aus, packte den Schlauch seines Atemgeräts, zwängte sich das Mundstück zwischen die Zähne und atmete hastig ein. Das Ventil funktionierte noch. Seine Tauchermaske war nach dem Aufschlag eines der Atemgeräte von einem Netz feiner Risse überzogen. Immer noch besser die Maske als sein Gesicht! Er streifte die nutzlose Brille ab, brachte sich in senkrechte Position und drehte sich einmal um die eigene Achse.

Er wusste, dass er tunlichst an die Oberfläche zurückkehren sollte, aber er würde nicht ohne Zavala von hier verschwinden. Noch ein Versuch. Langsam drehte er sich herum. Ohne die Maske war seine Sicht ziemlich verschwommen, aber dann glaubte er einen roten Fleck wahrzunehmen und hielt darauf zu. Zavala trieb dicht über dem Grund. Aus seinem Mund stiegen Luftblasen.

Austin schob das Atemgerät in Zavalas Gesicht, ohne recht zu erkennen, ob er damit überhaupt den Mund seines Freundes traf.

Plötzlich verließ ihn seine gesamte Willenskraft, und eine dunkle Woge schlug über Kurts Bewusstsein zusammen. Er griff nach unten, streifte den Bleigürtel ab und tastete nach dem Aufblasventil seiner Tarierweste. Ihm war so, als würde er noch eine Explosion hören. Dann wurde ihm endgültig schwarz vor Augen.

Paul stand reglos wie ein Totempfahl an der Tür der Hütte, hielt Ausschau und lauschte. Er befand sich nun schon seit einigen Stunden auf Posten und starrte angestrengt in die Dunkelheit, um etwaige Veränderungen im gleichmäßigen Rhythmus der Nacht sofort zu registrieren. Am Ende des Tages hatte die hereinbrechende Dunkelheit sich mit dem Rauch der schwelenden Feuerstellen zu immer tieferen Schatten vereinigt. Auch die letzten noch verbliebenen Indios waren wie mürrische Phantome in ihren Behausungen verschwunden, und Stille senkte sich über das Dorf. Nur das gedämpfte Weinen eines Babys war noch zu hören. Was für ein seltsamer Ort dies doch war, dachte Trout. Als hätten Gamay und er eine Seuchenstation betreten.

Der Deutsche hatte kurzerhand eine Nachbarhütte räumen lassen und dann die Trouts wie ein livrierter Portier mit weit ausholender Bewegung zum Eintreten aufgefordert. Durch die Wände aus Gras fielen einzelne Lichtstrahlen in den düsteren Innenraum, doch kaum ein Luftzug drang in die stickige Enge vor. Der Boden bestand aus gestampfter Erde, an den Stützpfeuern waren einige Hängematten befestigt, und zwei primitive Hocker sowie eine kleine Arbeitsfläche, alles aus Baumstümpfen gefertigt, stellten die komplette Einrichtung dar. Die drückende Hitze und das einfache Quartier waren Trout egal. Weitaus mehr beunruhigte ihn der Eindruck, er und Gamay seien in eine Falle gelockt worden.

Er hob die Nase, genau wie sein Vater dies manchmal getan hatte, wenn er morgens von Kap Cod in See stechen wollte. Paul konnte den Fischer regelrecht vor sich sehen, wie er vor Anbruch der Dämmerung im Dunkeln zum Ende des Piers ging und wie ein alter Jagdhund schnüffelte. Meistens sagte er dann: »Erstklassig, Kumpel. Lass uns fischen gehen.« Aber manchmal rümpfte er nur die Nase und machte sich wortlos auf den Weg

ins nächste Cafe. Jegliche Zweifel an der Verlässlichkeit seiner Instinkte verschwanden, als er eines schönen Morgens im Hafen blieb und sechs seiner Kollegen später auf See von einem plötzlichen Sturm überrascht wurden, der sie das Leben kostete. Die Luft habe einfach nicht gut gerochen, erklärte der alte Trout anschließend.

Genau dieses Gefühl hatte Paul jetzt auch, wenngleich er sich weit von der Küste entfernt im Herzen des venezolanischen Regenwalds befand. Es war einfach viel zu still hier. Man hörte weder Stimmen noch jemanden husten oder sonst irgendein Anzeichen für die Gegenwart menschlicher Wesen. Solange es noch hell gewesen war, hatte Trout sich alle Einzelheiten des Dorfs in sein nahezu fotografisches Gedächtnis eingeprägt. Langsam überkam ihn die Befürchtung, die gesamte Bevölkerung der Ansiedlung sei lautlos in der Nacht verschwunden. Er wich vom Eingang der Hütte zurück und beugte sich über die reglose Gestalt in einer der Hängematten. Gamay streckte die Hand aus und strich ihm sanft über das Gesicht.

»Ich bin wach und hab nachgedacht«, sagte sie.

»Worüber?«

Sie setzte sich auf und schwang die Beine aus der Hängematte. »Ich traue unserem deutschen Freund gerade mal so weit, wie ich ihn werfen könnte. Nicht, dass ich ihn je anfassen würde! *I-gitt.*«

»Das geht mir genauso. Ich glaube, wir werden beobachtet.« Er schaute kurz in Richtung der Tür. »Diese Hütte erinnert mich an einer Hummerfalle. Ein Eingang, kein Entkommen, außer in den Kochtopf. Ich schlage vor, wir verbringen die Nacht lieber im Boot.«

»Einverstanden, so sehr ich es auch hasse, diese Luxusherberge zu verlassen. Eine Frage noch. Wie sollen wir uns unbemerkt wegschleichen, wenn jemand uns beobachtet?«

»Ganz einfach, wir verschwinden durch die Hintertür.«

»Als ich das letzte Mal nachgesehen habe, gab es noch keine.«

»Dann hast du wohl noch nie etwas vom berühmten Einfallsreichtum der Yankees gehört«, sagte Trout mit gespielter Blasiertheit. »Sei so nett und halt Wache, während ich meinen überlegenen Verstand zum Einsatz bringe.« Er zog sein Jagdmesser aus der Gürtelscheide und trat zur Rückwand der Hütte. Dort ging er in die Knie, stieß die zwanzig Zentimeter lange Klinge durch das Gras und begann zu sägen. Das Rascheln und Scharren war kaum zu hören, aber um sicherzugehen, stimmte Paul seine Bewegungen auf den Schrei eines unbekannten Dschungeltiers ab, der wie das Kratzen einer Metallfeile klang. Innerhalb weniger Minuten hatte Trout eine quadratische Öffnung von rund einem halben Meter Seitenlänge in die Wand geschnitten. Dann ging er zur Tür der Hütte und führte Gamay am Arm zu dem neu geschaffenen Ausgang. Sie steckte den Kopf hindurch, schaute sich kurz um und kroch nach draußen. Paul folgte ihr unmittelbar darauf.

Hinter der Hütte warteten sie eine Zeit lang ab und lauschten der Symphonie aus Insektengeräuschen und Vogelstimmen. Am Nachmittag hatte Gamay im Rücken der Ansiedlung einen Weg bemerkt, der bis hinunter zum Ufer verlief. Auch jetzt konnte sie den schwachen Umriss der Spur aus festgetrampelter Erde erkennen und führte Paul den Pfad entlang. Wenig später lagen die Hütten hinter ihnen, und der modrig feuchte Geruch des Flusses stieg in ihre Nasen. Der Weg endete an den Feldern, die sie bei Tageslicht vom Boot aus gesehen hatten. Jetzt folgten sie der sumpfigen Böschung, und wenige Minuten später kam der große Propellerkäfig des Airboats in Sicht. Sie blieben stehen und hielten nach eventuellen Bewachern Ausschau. Paul warf einen kleinen Stein ins Wasser, doch das Geräusch rief keinerlei Reaktion hervor.

Sie gingen an Bord und bereiteten alles vor, um beim ersten Anzeichen der Dämmerung die Rückfahrt antreten zu können.

Paul legte sich eine Schwimmweste unter den Kopf und streckte sich auf Deck aus. Gamay stieg auf den Fahrersitz und übernahm die Wache. Bald darauf war Paul eingedöst. Zunächst ließen die Hitze und die Insekten ihn immer wieder aufwachen, aber schließlich gewann seine Erschöpfung die Oberhand, und er sank in einen tiefen Schlaf. Im Traum hörte er Gamay wie aus großer Entfernung seinen Namen rufen. Licht drang durch seine Lider. Er blinzelte und sah Gamay nach wie vor auf dem Sitz hocken. Ihr Gesicht jedoch war in einen grotesk flackernden, gelben Schimmer getaucht.

Zu beiden Seiten des Boots hatten drei Einbäume festgemacht. Darin saßen grimmig blickende Indios mit rasiermesserscharfen Speeren und Macheten. Die Flammen der lodernden Fackeln ließen erkennen, dass die bronzefarbene Haut der Männer grellrot bemalt war. Die glatten schwarzen Haare reichten ihnen bis zu den restlos ausgezupften Augenbrauen. Bekleidet waren die Unbekannten mit Lendenschurzen; nur einer trug eine Baseballmütze mit dem Emblem der New York Yankees auf dem Kopf. Trout musterte die Schrotflinte in der Armbeuge des Mannes. Noch ein Grund, die Yankees zu hassen, dachte er.

»Hallo«, sagte er grinsend. Die unbeugsamen Mienen zeigten keine Regung. Der Mann mit der Schrotflinte bedeutete den Trouts, das Boot zu verlassen. Sie gingen an Land und wurden sofort von den Indios umringt. Der Baseballfan wies mit der Mündung der Waffe abermals in Richtung des Dorfs. Dann setzte der gesamte Fackelzug sich in Bewegung und stieg die Anhöhe hinauf.

»Tut mir Leid, Paul«, flüsterte Gamay. »Die sind plötzlich wie aus dem Nichts aufgetaucht.«

»Ist nicht deine Schuld. Ich habe nur von Land aus mit einer Bedrohung gerechnet.«

»Ich auch. Was wolltest du mit dem Lächeln erreichen?«

»Mir ist einfach nichts Besseres eingefallen.«



»Offenbar haben wir Dieter unterschätzt«, räumte Gamay widerwillig ein.

»Nicht unbedingt. *Sieh nur.*«

Als sie den Platz vor den Hütten betraten, sahen sie Dieter. Er wirkte im Schein der Fackeln überaus blass und verängstigt, und das aus gutem Grund. Eine Anzahl weiterer Indios hatte ihn umzingelt und die Speere auf seinen massigen Leib gerichtet. Das Gesicht des Deutschen war schweißüberströmt, doch er konnte nichts daran ändern, denn er hatte die Hände gehoben. Und als wäre das alles noch nicht genug, standen dort außerdem zwei identisch gekleidete Weiße und zielten mit Pistolen auf Dieters Merz. Die beiden Männer trugen Baumwollhosen, langärmelige T-Shirts, knöchelhohe Lederstiefel und um die Hüften eine Art breiten, ledernen Werkzeuggürtel, an dem sich metallene Ösen befanden. Einer der Fremden wirkte grobschlächtig und derb und hätte dringend eine Rasur vertragen können. Der andere war klein und schlank und hatte die dunklen, matten Augen einer Kobra. Der Anführer der Indios reichte ihm den Colt. Der eisige Blick richtete sich kurz auf die Trouts und schwenkte sofort wieder zu dem Deutschen zurück.

»Hier sind deine Kuriere, Dieter«, sagte der Mann mit französischem Akzent. »Willst du dein falsches Spiel etwa *immer* noch leugnen?«

Dieter begann noch stärker zu schwitzen, so dass nun wahre Bäche über sein Gesicht rannen. »Victor, ich schwöre bei Gott, dass ich die beiden erst gestern Nachmittag kennen gelernt habe. Sie sind einfach hier aufgetaucht und behaupteten, Ramirez hätte sie geschickt, um mir von dem toten Indio zu berichten und mich vor etwaigen Schwierigkeiten zu warnen.« Seine gelblichen Augen blickten verschlagen. »Ich habe ihnen nicht geglaubt und sie deshalb hier in eine Hütte gesteckt, wo ich sie im Auge behalten konnte.«

»Ja, deine außerordentlichen Sicherheitsvorkehrungen sind

mir gleich aufgefallen«, entgegnete Victor mit offener Verachtung. Er wandte sich an die Trouts. »Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Paul Trout. Das hier ist Gamay, meine Frau. Wir sind Forscher und arbeiten mit Dr. Ramirez an einem Projekt über die Flussdelphine.«

»Weshalb sind Sie hergekommen? In diesem Teil des Flusses gibt es keine Delphine.«

»Stimmt«, sagte Paul. »Bei uns wurde in einem Kanu die Leiche eines Indios angetrieben. Dr. Ramirez war der Ansicht, es drohten eventuell weitere Gefahren. Also hat er uns gebeten, dieses Dorf hier zu warnen.«

»Wieso ist Ramirez nicht selbst hergekommen?«

»Er hat sich am Knöchel verletzt und konnte kaum laufen. Außerdem wollten wir die Gelegenheit nutzen, um weitere Eindrücke vom Regenwald zu sammeln.«

»Wie günstig.« Der Franzose hob den Colt. »Ist diese Waffe ein Teil Ihrer wissenschaftlichen Ausrüstung?«

»Nein. Sie gehört Dr. Ramirez. Er hat sie uns praktisch aufgenötigt, nur für den Fall, dass es unterwegs Probleme geben sollte. Anscheinend hatte er den richtigen Riecher.«

Victor lachte. »Die Geschichte klingt dermaßen dämlich, dass sie vielleicht sogar der Wahrheit entspricht.« Er musterte Gamay auf eine Weise, wie nur ein Franzose eine Frau ansehen würde. »*Gamay*, welch ein ungewöhnlicher Name, noch dazu mit französischen Wurzeln.«

Was Victor für Charme hielt, war nach Gamays Ansicht unverblünte Lüsternheit, aber sie verstand es durchaus, ihre weiblichen Reize vorteilhaft einzusetzen. »Die Franzosen, die ich bislang getroffen habe, hätten sich mir inzwischen längst vorgestellt.«

»Oh, bitte verzeihen Sie meine schlechten Manieren. Das muss an meinem Umgang mit Leuten wie diesem *cochon* lie-

gen.« Dieter zuckte zusammen, als Victor ihm beiläufig den Lauf der Pistole vor die Nase hielt. »Ich heiße Victor Arnaud, und dies ist mein Assistent Carlos«, sagte er und deutete auf seinen schweigenden Begleiter. »Wir arbeiten im Auftrag eines europäischen Kartells, das seltene biologische Substanzen erwerben möchte, wie sie nur hier im Regenwald vorkommen.«

»Demnach sind Sie Botaniker wie Dr. Ramirez?«

»Nein«, erwiderte er kopfschüttelnd. »Für Botaniker ist dieser Job derzeit zu hart. Wir verfügen zwar über einige biologische Kenntnisse, aber vor allem sammeln wir interessant erscheinende Proben, die dann von den Wissenschaftlern genauer analysiert werden. Später, sobald wir gewissermaßen den Weg geebnet haben, kommen manche der Forscher dann auch persönlich her.«

»Suchen Sie nach medizinisch nutzbaren Pflanzen?«, fragte Paul.

»Unter Umständen, aber nur als mögliches Nebenprodukt«, sagte Arnaud. »Es ist schließlich kein Geheimnis, dass in der wundersamen biologischen Schatzkammer um uns herum womöglich ein Heilmittel gegen Krebs wächst.« Er tippte sich mit der Fingerspitze an die lange Nase und dann an den Mund. »In erster Linie suchen wir nach Duftstoffen für die Herstellung von Parfüms und nach Extrakten für die Nahrungsmittelindustrie. Falls uns dabei auch eine Arzneipflanze in die Finger gerät, umso besser. Wir besitzen eine Genehmigung der venezolanischen Regierung. Das alles hier ist ganz legal.«

Pauls Blick streifte die brutal dreinschauenden, bemalten Wilden, die erhobenen Waffen und den eindeutig verängstigten Dieter. Keine Sekunde lang glaubte er daran, dass diese Dschungelgangster auch nur eine *einzige* legale Handlung im Schilde führten. Er wollte Arnaud nicht durch zu große Neugier gegen sich aufbringen, aber er wusste, dass es seltsam aussehen würde, falls er gar keine Fragen stellte.

»Es dürfte Sie kaum überraschen, dass ich mich ein wenig über die schwere Bewaffnung Ihrer angeblichen Forschergruppe wundere«, sagte Paul.

»Keineswegs«, sagte Arnaud und wirkte dabei völlig ungerührt. »Dr. Ramirez' Befürchtungen sind durchaus berechtigt. Sie sehen ja selbst, wie gefährlich der Wald ist. Denken Sie nur an den Toten!« Sein Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln. »Sie fragen sich bestimmt, in welcher Beziehung wir zu dieser erbärmlichen Kreatur stehen«, sagte er und wies auf Dieter. »Er hat uns für unsere Suche Männer aus diesem Dorf zur Verfügung gestellt. Die Leute kennen die Gegend besser als jeder andere. Und er erhält dafür eine stattliche Bezahlung, wie ich hinzufügen möchte.«

Paul grinste. »Es sieht so aus, als würden Sie Mr. von Hoffmann aus Ihren Diensten entlassen wollen.«

»Und das aus gutem Grund. Auch wenn Sie die Wahrheit gesagt haben mögen und wirklich keine Kuriere sind, ändert das nichts an der Tatsache, dass Dieter hier versucht hat, uns zu bestehlen. Wir waren auf der Suche nach einer äußerst kostbaren Pflanze, die für die Pharma-, Nahrungsmittel- und Parfuminindustrie einen Wert in Millionen- oder gar Milliardenhöhe besitzen könnte. Ein echtes Wunderwerk der Natur. Wir sollten Proben zur Analyse nach Europa schicken. Die Eingeborenen nutzen diese Pflanze bereits seit vielen Jahrzehnten, wenngleich leider nicht für die Herstellung von Parfüm.«

»Anscheinend hat Ihr Problem sich mittlerweile erledigt«, sagte Gamay. »Sie haben jetzt sowohl Dieter als auch die Proben.«

»Ich wünschte, es wäre tatsächlich so einfach«, erwiderte Arnaud in schneidendem Tonfall. »Stimmt, wir haben dieses Schwein, aber unsere wertvollen Pflanzenproben sind offenbar verschwunden.«

»Ich fürchte, ich verstehe nicht ganz.«

»Wir haben von dieser erstaunlichen Pflanze durch die Eingeborenen erfahren, aber keiner von ihnen vermochte ein Exemplar aufzutreiben. Auf unserer Suche sind wir weit über die Grenzen unseres ursprünglichen Operationsgebiets in unerforschte Regionen des Waldes vorgestoßen, und dort haben wir auch den Indio getroffen, dessen Leichnam später bei Ihnen angetrieben wurde. Er hatte die Pflanze in seinem Besitz. Wir boten ihm Geld, damit er uns die Fundstelle zeigen würde, aber er weigerte sich. Also haben wir ihn zu uns eingeladen, weil wir hofften, ihn zum Einlenken bewegen zu können.«

Paul dachte an die Striemen auf dem Rücken des Toten. »Und als er nicht reden wollte, haben Sie ihn erschossen.«

»O nein, so einfach war das nicht. Wir haben uns sogar sehr um sein Wohlergehen bemüht. Es war Dieters Aufgabe, den Mann bei sich zu beherbergen und die Pflanzenproben sorgfältig zu hüten. Eines Abends hat er sich betrunken und den Indio entwischen lassen. Als der arme Teufel sich mit dem Kanu davonstehlen wollte, wurde er angeschossen. Wir sind bislang davon ausgegangen, dass er die Pflanzen bei sich hatte. In dem Fall müssten Sie die Proben gefunden haben.«

»Wie sahen sie denn aus?«, fragte Paul. »Eigentlich relativ unauffällig. Kleine, spitz zulaufende Blätter mit roten Adern. Der einheimische Name der Pflanze lautet Blutlaub.«

»Wir haben den Inhalt der Tasche des Indios untersucht«, sagte Paul. »Darunter befand sich auch ein Medizinbeutel mit hier gebräuchlichen Heilpflanzen. Keine davon entsprach der Beschreibung dieses Blutlaubs.«

»Aha«, sagte Arnaud. Verächtlich wandte er sich wieder Dieter zu. »Du behauptest, der Indio habe die Proben bei sich getragen. Wer also sagt die Wahrheit?«

»Ich weiß nicht, wovon diese Leute reden«, entgegnete Dieter trotzig. »Der Mann hat seine Tasche samt allen Besitztümern mitgenommen.«

»Das glaube ich kaum«, sagte Arnaud mit ruhiger Stimme. »Falls die beiden die Pflanze hätten, wären sie bestimmt nicht hier aufgekreuzt, um uns eine solch schwachsinnige Geschichte aufzutischen. Ich denke, du hast, was wir wollen.« Er spannte den Hahn seines Revolvers. »Und wenn du nicht sofort den Mund aufmachst, lege ich dich um.«

»Dann wirst du die Probe *niemals* finden, Arnaud«, sagte der Deutsche mit einem Anflug von Hohn. Der Moment dafür war denkbar ungeeignet. Arnaud hatte eindeutig keine Lust, sich weiter hinhalten zu lassen.

»Stimmt, aber bevor ich abdrücke, könnte ich dich noch meinen bemalten Freunden hier überlassen. Die haben mit Sicherheit keinerlei Bedenken, dir wie einem Affen das Fell über die Ohren zu ziehen.«

Dieters Gesicht verlor den letzten Rest Farbe. »Ich wollte damit nicht sagen, ich würde es dir *unter keinen Umständen verraten*. Aber es muss doch Raum für Verhandlungen geben.«

»Dafür ist es leider inzwischen zu spät. Ich habe die ganze Sache satt. Ich habe *dich* satt.« Er hob die Pistole an Dieters Lippen. »Ich habe dein Lügenmaul satt.«

Es ertönte ein gewaltiger Knall, und die untere Gesichtshälfte des Deutschen zerbarst in einer roten Wolke. Das Monokel fiel herab, und der Körper kippte mit ungläubigem Blick nach hinten wie ein gefällter Baum.

Dann richtete der Franzose die rauchende Waffe auf Paul. »Was Sie anbetrifft, so weiß ich nicht, ob Sie die Wahrheit sagen oder nicht. Vom Gefühl her glaube ich Ihnen. Bedauerlicherweise mussten Sie diesem Schwein einen Besuch abstatten. Es ist nichts Persönliches, aber ich kann nicht zulassen, dass Sie jemandem von den hiesigen Vorfällen berichten.« Er schüttelte betrübt den Kopf. »Ich garantiere Ihnen, dass Ihre wunderschöne Frau nicht leiden wird. Ich mache es kurz und schmerzlos.«

Paul war dem Franzosen um Lichtjahre voraus. Dieters plötz-

liche Exekution hatte ihn überrascht, doch er wusste sofort, welche Konsequenzen sich daraus für Gamay und ihn ergaben. Man würde keine Zeugen dulden. Trouts hoch aufgeschossene Gestalt und seine zumeist schwerfälligen Bewegungen trugen. Falls nötig, konnte er durchaus flink reagieren. Er spannte die Muskeln an und bereitete sich darauf vor, Arnauds Handgelenk zu packen und den Mann zu Boden zu ringen. Ihm war bewusst, dass er sich dabei bestenfalls eine Kugel einfangen würde, aber vielleicht könnte Gamay im Zuge des allgemeinen Durcheinanders entfliehen. Sie hatten beide nichts zu verlieren.

Arnauds Finger legte sich um den Abzug, und Trout schickte sich an, seinen letzten verzweifelten Angriff zu unternehmen, als der Indio mit der Baseballmütze plötzlich ein halb ächzendes, halb stöhnendes Geräusch von sich gab. Er ließ die Schrotflinte fallen und blickte entsetzt auf den braunen Holzschaft eines übergroßen Pfeils, der mehr als einen halben Meter aus seiner Brust ragte. Die mit Widerhaken versehene Spitze schimmerte rot. Der Mann wollte nach dem Pfeil greifen, doch die schreckliche Wunde in seinem Leib forderte ihren Tribut, und er sackte neben Dieters Leiche zusammen.

»*Chulo!*«, brüllte einer der anderen Indios und wurde im selben Moment von einem ebenso riesigen Projektil gefällt. Seine Kameraden griffen den Schreckensruf auf.

»*Chulo! Chulo!*«

Es ertönte ein seltsames Geheul, und im Unterholz er schien ein gespenstisches blauweißes Antlitz. Dann noch eines, und binnen weniger Sekunden schienen die maskengleichen Gesichter überall zu sein. Weitere Pfeile schwirrten durch die Luft und fanden ihre Ziele. Fackeln wurden fallen gelassen oder in Panik zu Boden geworfen.

Mitten im Getümmel und der sich ausbreitenden Dunkelheit packte Paul seine Frau am Handgelenk und riss sie aus ihrer Erstarrung. Geduckt liefen sie in Richtung Fluss, beherrscht von

nur einem Gedanken. *Das Boot*. Vor lauter Hektik hätten sie beinahe die schmale Gestalt umgerannt, die aus dem Schatten trat und sich ihnen in den Weg stellte.

»Halt!«, befahl eine weibliche Stimme.

Es war Tessa, Dieters Frau.

»Wir wollen zum Boot«, sagte Gamay. »Kommen Sie doch mit.«

»Nein«, erwiderte sie und deutete zum Ufer. »*Sehen!*«

Dort stiegen soeben Dutzende von blaugesichtigen Männern aus großen Kanus und liefen mit Fackeln in der Hand auf sie zu.

Die Frau zog an Gamays Arm. »Hier entlang ist sicherer.«

Sie führte die Trouts weg von der Lichtung und hinein in den pechschwarzen Wald. Zweige und Dornen schlugen nach ihren Beinen und Gesichtern, doch das Geheul wurde leiser. Die Trouts hatten den Eindruck, tief ins finstere Herz der Welt hinabzusteigen. Zumindest war es hier entsprechend heiß und dunkel.

»Wohin bringen Sie uns?«, fragte Gamay und blieb stehen, um wieder zu Atem zu kommen.

»Nicht anhalten. Chulo folgen bald.«

Wie zur Bestätigung gewann der merkwürdige Schlachtruf nun wieder an Intensität. Sie liefen noch einige Minuten weiter, bis Dieters Frau schließlich in einem Gehölz innehielt. Neben den ausladenden, unförmigen Baumstämmen, die mehr als dreißig Meter in die Höhe ragten, kamen sie sich fast wie Zwerge vor. Durch ein paar Öffnungen im Blätterdach fiel etwas Mondlicht bis zu ihnen herab, doch Tessa war trotzdem kaum zu erkennen. Sie hob die Hand. Die Trouts schauten zu den Wipfeln empor und sahen nur Dunkelheit sowie vereinzelte Stücke des silbergrauen Nachthimmels.

Die Frau bemerkte ihre Verwirrung. Als wäre sie eine Lehrerin, die mit blinden Kindern arbeitete, nahm sie nacheinander



Pauls und Gamays Hände und legte etwas hinein, das sich wie eine tote Schlange anfühlte. Dicke Nylonseile. Paul dachte an die seltsamen Gürtel von Arnaud und dessen Gehilfen sowie an Dieters Geschichte über den Zeppelin. Hastig fertigte er eine Schlinge an und legte sie um Gamays schlanke Taille. Gamay zog am anderen Ende des Seils und erhob sich in die Luft. Paul sah sich um. Dieters Frau war verschwunden. Sie waren allein.

»Mach weiter«, sagte er. »Ich komme gleich.« Er band sich das andere Seil um den Leib und befand sich schon nach wenigen kraftvollen Zügen einige Meter über dem Boden. Gamay war dicht über ihm, wie ihr mühsames Keuchen verriet.

Von unten ertönte plötzlich ein seltsam trillernder Ruf. Einige Chulo kamen in Sicht und schleuderten ihre Fackeln in hohem Bogen durch die Luft. Gamay und Paul zogen sich immer weiter nach oben, wenngleich sie befürchten mussten, jeden Moment von riesigen Pfeilen durchbohrt zu werden.

Gerade als sie glaubten, sich nun außer Schussweite zu befinden, schauten sie nach unten und sahen, wie zwei der Indios sich vom Boden erhoben. Na klar, dachte Paul. Wenn es zwei Flaschenzüge gab, waren da bestimmt noch mehr. »Bin oben!«, rief Gamay.

Paul kletterte weiter und spürte, dass seine Frau ihm die Hand entgegenstreckte, um ihm auf einen mehr als hüftdicken Ast zu helfen. Mit angestrengtem Ächzen zog er sich nach oben und griff nach einem Halt. Seine Hand berührte eine glatte, gummiartige Oberfläche. Zwar wurde der silbrige Schimmer des Halbmonds durch Dunstschwaden über den Bäumen gedämpft, doch erkannte Paul dennoch eine große Plattform, die aus einem Flechtwerk bestand, das zwischen Gummiwülsten gespannt war und sich wie das Netz einer Riesenspinne quer über die Wipfel erstreckte. Eine wirklich raffinierte Konstruktion, um auf dem Dach des Urwalds arbeiten zu können, dachte Paul, doch jetzt war nicht der geeignete Zeitpunkt für seine Bewunderung. Unter ihm waren laute Atemzüge zu hören. Er tastete nach seinem

Jagdmesser und erinnerte sich, dass einer der Indios es ihm zusammen mit dem Colt abgenommen hatte.

Gamay rief etwas und wies auf die zigarrenförmige Silhouette eines kleinen Luftschiffs, das über ihren Köpfen schwebte. Direkt unter ihren Füßen brach ein Zweig. Die Chulo würden jeden Augenblick eintreffen. Paul machte sich von dem Seil los und lief mit einiger Mühe über das elastische Netz bis zu einer Halteleine. Er packte die Leine und zerrte den Zeppelin mit aller Kraft nach unten, bis Gamay auf die Bank steigen konnte, die unter dem Gasbehälter hing. Eilends nahm Paul neben ihr Platz.

»Weißt du, wie man diese Dinger steuert?«, fragte Gamay.

»Das kann doch nicht so schwierig sein. Betrachten wir es einfach als Boot. Demnach sollten wir zunächst ablegen.«

Gamay war als Kind auf den Großen Seen gesegelt, und so wirkte der Vergleich irgendwie beruhigend auf sie, obwohl sie nicht recht daran glaubte. Hastig lösten sie sämtliche Halteleinen. Das Luftschiff verharrte kurz an Ort und Stelle, schien sich dann eines anderen zu besinnen und stieg gemächlich über die Bäume empor. Unter sich sahen die Trouts zwei schemenhafte Gestalten springen und nach den baumelnden Seilen greifen, doch der Zeppelin hatte bereits zu sehr an Höhe gewonnen.

Überall um sie herum erstreckten sich nebelverhangene Tiefen. Das Luftschiff schwebte immer höher und wurde schließlich wie ein Samenkorn von der Brise davongetragen. Hatte ihre Flucht vor der Bedrohung sie womöglich nur neuen Gefahren ausgesetzt?

»Señor? Señor!«

Blinzelnd schlug Austin die Augen auf und erblickte einen stoppeligen grauen Backenbart auf ledrigen Wangen sowie einen Mund voller Zahnlücken, der ihn angrinste wie eine Kürbislaterne. Es war das Gesicht des mexikanischen Anglers, den er und Joe am Vortag oberhalb der Klippen getroffen hatten. Kurt lag rücklings in einem offenen Holzboot, und sein Kopf ruhte auf einer Seilrolle. Er trug immer noch seinen Neoprenanzug, doch die restliche Ausrüstung war weg. Mühsam richtete er sich auf, was sich als gar nicht so einfach erwies, denn ihm taten alle Glieder weh, und er lag auf einem glitschigen Haufen Fische.

Am anderen Ende des Boots saß ein Angler, der dem ersten Mann - einschließlich der Zahnlücken - ziemlich ähnlich sah, und behielt Zavala im Auge. Joes sonst so ordentlich gekämmtes Haar stand wild in alle Richtungen ab, und seine Kleidung war tropfnass. Er wirkte benommen, aber war bei Bewusstsein.

»Alles klar?«, rief Austin.

Ein zappelnder Fisch sprang auf Zavalas Schoß. Vorsichtig packte er das Tier bei der Schwanzflosse und warf es zu den anderen. »Meine Knochen sind noch ganz. Jetzt weiß ich, wie es sich anfühlt, aus einer Kanone abgefeuert zu werden. Und bei dir?«

»Bloß ein paar kleinere Wehwehchen.« Austin rieb sich erst die schmerzende Schulter, dann die Beine. »Ich fühle mich wie durch die Mangel gedreht, und in meinem Kopf klingelt unaufhörlich ein Telefon.«

»Du hörst dich an, als würde deine Stimme noch immer aus dem Kopfhörer kommen. Was ist denn bloß passiert? Ich hatte dich mit der Brogan gerade wieder eingesammelt, als plötzlich die Hölle losbrach.«

»Es gab unter Wasser eine Explosion.« Austin schaute hinaus auf die spiegelglatte See. Das Boot lag ein Stück vor der Mündung der Bucht. Die *Sea Robin* war nirgendwo zu sehen. Kurt runzelte verwirrt die Stirn. Contos und seine Crew mussten die Detonation bemerkt haben. Weshalb waren sie nicht hergekommen, um nachzuschauen?

Er wandte sich wieder den eigenen Problemen zu. »Würdest du unsere Freunde bitte mal fragen, wie wir hergekommen sind?«

Zavala wiederholte die Frage auf Spanisch. Einer der beiden Männer antwortete ihm in rasend schnellem Tempo, während der andere zustimmend nickte. Zavala bedankte sich und übersetzte für Kurt.

»Dieser Mann hier heißt Juan«, sagte Joe. »Er erinnert sich noch von gestern an uns. Der andere ist sein Bruder Pedro. Sie haben hier geangelt, als plötzlich ein dumpfer lauter Knall zu hören war und das Wasser der Lagune zu brodeln und schäumen anfang.«

»*Si, si, la bufadora*«, sagte Juan. Er warf die Hände in hohem Bogen empor, als wäre er ein Dirigent, der von seinem Orchester ein Crescendo einforderte.

»Was meint er mit dieser Geste?«, fragte Austin.

»Er sagt, das Geräusch habe ihn an das berühmte Fekloch bei Ensenada erinnert, wo die Brandung in einen Spalt zwischen den Klippen fährt und einen donnernden Knall verursacht. Allerdings sei es hier deutlich lauter gewesen. Hinter der Tortilla-Fabrik ist ein Stück der Klippe geborsten. Es gab hohe Wellen, und das Boot wäre beinahe gekentert. Dann sind wir plötzlich an der Oberfläche aufgetaucht. Sie haben uns wie zwei zu groß geratene Sardinen an Bord gezogen, und hier sind wir nun.«

Erneut suchte Austin das Meer ab. »Hat er die *Sea Robin* erwähnt?«

»Sie haben vorhin ein Schiff gesehen. Der Beschreibung nach

muss es die *Robin* gewesen sein. Es ist auf die andere Seite der Landzunge gefahren und hat sich seitdem nicht mehr blicken lassen.«

Langsam machte Austin sich Sorgen um Contos und die Besatzung. »Bitte bedank dich bei unseren Wohltätern für die Rettung und frag sie, ob sie uns netterweise hinter die Landspitze bringen würden.«

Zavala übersetzte Austins Bitte, woraufhin die Fischer den alten Mercury-Außenborder anwarfen. Zunächst stieg nur eine blaue Qualmwolke empor, aber dann erwachte der Motor huschend wie eine asthmatische Popcornmaschine zum Leben und ließ das Boot mühelos über die glatte See gleiten. Juan übernahm die Ruderpinne, und als sie den Landvorsprung umrundeten, wurde ihnen sofort klar, warum die *Sea Robin* den Ankerplatz nicht verlassen hatte. Genau genommen würde das NUMA-Schiff für eine Weile überhaupt keine Reise mehr unternehmen können.

Auf Deck türmte sich ein kleiner Berg aus Erde und Felsbrocken auf, und der Rumpf hatte schwere Schlagseite nach Steuerbord. Die große Winde am Heck und die frei stehenden Kräne auf dem Achterdeck waren von dem Schutt wie Spielzeuge geknickt worden. In der steilen Klippenwand oberhalb der *Sea Robin* hatte der Felsrutsch eine gelbliche Gesteinsschicht freigelegt. Die Crew rückte dem Chaos unterdessen mit Schaufeln und Stemmeisen zu Leibe und beförderte so viel Geröll wie möglich über die Bordwand ins Wasser. Für die größeren Felsen benutzten sie einen Gabelstapler.

Juan ging mit dem kleinen Boot längsseits. Contos erschien an der Reling und beugte sich hinab. Seine Hände und das Gesicht waren mit einer Staubkruste überzogen, und er sah aus, als wäre er soeben einem Bergwerk entstieg.

»Jemand verletzt?«, rief Austin.

»Nur ein paar Schnittwunden und blaue Flecke«, rief Contos

zurück. »Zum Glück war niemand auf dem Achterdeck. Wir hatten aus der Bucht einen lauten Knall gehört und wollten uns gerade auf den Weg machen, als plötzlich die halbe Klippe über uns zusammenbrach, bevor wir noch den Anker lichten konnten. Wo, zum Teufel, seid ihr beide *gewesen*?«

»Mir gefällt dein neues Make-up«, sagte Austin.

»Ist das von Estée Lauder?«, warf Joe ein.

Contos' Versuch, sich den Dreck von der Nase zu wischen, machte alles nur noch schlimmer. »Immerhin scheint ihr gesund und munter zu sein, sonst würdet ihr euch solche Klugscheißer-Kommentare verkneifen. Könntet ihr jetzt bitte diesen Quatsch lassen und mir verraten, was passiert ist?«

»Der Knall, den du gehört hast, stammte von einer Explosion unter Wasser«, erklärte Joe.

Contos schüttelte ungläubig den Kopf. »Soweit ich weiß, gab es hier noch nie Vulkanaktivität. Was war die Ursache?«

»Das Zentrum der Detonation lag in dem Unterwasserkomplex. Mehr wissen wir vorerst auch nicht«, sagte Kurt.

Contos sah ihn verständnislos an.

»Das erklären wir später.« Austin musterte die gelblich verfärbten Klippen. »Die Explosion hat den Felsrutsch ausgelöst.«

Contos runzelte die Stirn. Ihm schien ein bestimmter Gedanke zu kommen. »He, was habt ihr mit der Brogan gemacht?«

Austin und Zavala sahen sich an wie zwei schuldbewusste Jungen, die unerlaubt aus der Keksdose genascht hatten. Kurt begann sich zu fragen, ob er womöglich ein Jonas war; so nannten Seeleute jemanden, der Unheil anzog. Er hatte innerhalb kürzester Zeit zwei Boote verloren.

»Sie wurde versenkt«, sagte er. »Tut mir Leid. Es ließ sich nicht vermeiden. Juan und Pedro hier haben uns aus dem Wasser gezogen.«

»Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen«, sagte Contos und nickte

den lächelnden Anglern zu. »Tja, da kann man nichts machen. Dann wird die NUMA mir eben eine neue Brogan bauen müssen.«

Austin betrachtete den krängenden Rumpf der *Sea Robin*. »Das Schiff hat ziemliche Schlagseite. Besteht Gefahr, dass ihr sinken könntet?«

»Ich schätze, wir sind noch einmal davongekommen. Bislang wurden keine Lecks entdeckt. Mal sehen, was geschieht, wenn wir wieder in See stechen. Der Großteil des Schadens beschränkt sich auf das Deck und die Aufbauten. Die Kräne sind hinüber, wie ihr seht, aber der Gabelstapler müsste für die großen Brocken ausreichen. Wir haben keinen Notruf abgesetzt, denn wir möchten nur ungern erklären müssen, was wir in mexikanischen Hoheitsgewässern verloren haben.«

»Bleibt uns genug Zeit, um noch mal die Bucht zu inspizieren?«

Contos warf einen Blick über die Schulter auf den verbleibenden Schutthaufen. »Meinetwegen. Wir brechen auf, sobald es geht.«

Zavala bat die Fischer, sie zurück zur Lagune zu bringen. Die Bitte führte zu einer lebhaften Diskussion der beiden Brüder. Pedro hatte inzwischen genug von diesem verwünschten Ort mit seinen seltsamen Explosionen und noch viel seltsameren Wassermännern, die plötzlich an der Oberfläche erschienen. Er plädierte eindeutig dafür, den Heimweg anzutreten, doch sein Bruder setzte sich durch.

Das Boot fuhr erneut um die Spitze der Landzunge. Als sie die Einfahrt der Bucht passierten, sahen sie aus Richtung der Tortilla-Fabrik Rauch aufsteigen. Hinter dem Gebäude hatte die Explosion genau wie oberhalb der *Sea Robin* die äußere Klippenwand weggerissen und eine gelbliche Gesteinsschicht freigelegt. Von der Aufzugschiene war nichts mehr zu entdecken.

Das kleine Motorboot bahnte sich einen Weg durch die

Trümmer und toten Fische, die an der Oberfläche der Lagune trieben. Mit einem Eimer schöpften Austin und Zavala geschmolzene Plastikreste und verkohlte Papiere aus dem Wasser. In Anbetracht der Tatsache, dass ein winziges Stück Metall dazu beigetragen hatte, die Ursache der Explosion eines PanAm-Jets über dem schottischen Lockerbie zu ermitteln, wollte Austin auch noch die unscheinbarsten Spuren sichern.

Die Arbeit war anstrengend, aber Kurts und Joes Hartnäckigkeit zahlte sich aus. Zavala holte einen Metallzylinder von etwa sechzig Zentimetern Länge und fünfzehn Zentimetern Durchmesser an Bord. In die Hülle waren eine Seriennummer und der Name des Herstellers eingestanz.

Dann bemerkten sie, dass oben am Rand der Klippe einige Personen aufgetaucht waren. Austin verspürte wenig Lust, sich den Fragen der örtlichen Behörden zu stellen, und auch die beiden Angler waren nur zu gern bereit, den Rückweg zum Schiff anzutreten. Das Deck war mittlerweile fast vollständig geräumt, als sie neben der *Sea Robin* anlegten, und die Schlagseite hatte merklich abgenommen. Kurt ließ sich von Contos etwas Geld, um die Fischer für ihre Mühe zu bezahlen, doch die Brüder wollten nichts annehmen. Juan erklärte, er sei zwar durchaus bereit, jemandem gegen ein kleines Entgelt ein Loch im Zaun zu zeigen, aber die Rettung aus Seenot betrachte er als eine moralische Verpflichtung. Austin dachte kurz nach und überredete die Brüder, wenn schon kein Geld, so doch wenigstens ein Freundschaftsgeschenk zu akzeptieren. Er beriet sich mit Contos und überreichte den erfreuten Fischern einen eigentlich zur technischen Ausmusterung vorgesehenen, aber noch einwandfrei funktionierenden Außenbordmotor.

Dann fuhr die *Sea Robin* langsam aufs offene Meer hinaus. Es traten auch weiterhin keine Lecks auf. Contos setzte einen nördlichen Kurs. Sie waren gerade noch rechtzeitig aufgebrochen. Von weitem beobachteten sie, dass plötzlich wie aus dem Nichts ein dunkelgrüner Helikopter erschien, einige Male über der



Bucht kreiste und genauso schnell wieder nach Norden verschwand. Als sie sich in den regen Bootsverkehr vor Ensenada eingliederten, sahen sie ein Schiff der mexikanischen Küstenwache mit Volldampf in die entgegengesetzte Richtung fahren. Nachdem nun die *Sea Robin* wieder wohlbehalten unterwegs war, gönnten Kurt und Joe sich eine ausgiebige Dusche und trockene Kleidung. Dann gesellten sie sich zu Contos auf die Brücke. Neben ihm wartete bereits eine frische Kanne Kaffee.

»Okay, Gentlemen«, sagte er und schenkte jedem einen dampfend heißen Becher ein. »Als Kapitän dieses Schiffs, das euch für einen Einsatz zur Verfügung stand, der sich als Kommandomission erwiesen hat, wäre ich für eine etwas genauere Aufklärung überaus dankbar.«

Austin trank einen Schluck des starken Gebräus und kam zu dem Schluss, noch nie etwas so Herrliches gekostet zu haben.

»Die Explosion kam auch für uns völlig überraschend«, sagte er. »Anfangs wollten wir lediglich den Ursprung der seltsamen Erhitzung finden, die vermutlich zum Tod der besagten Wale geführt hat. Ich schätze, das ist uns gelungen.« Er beschrieb Contos den Anblick des merkwürdigen Unterwassergebäudes und auch ihren Weg bis dorthin, die falschen Warnbojen, das Netz und die hohe Wassertemperatur. Dann übergab er das Wort an Joe.

Zavala versetzte sich zurück in die letzten Momente vor der Explosion und ballte die ausgestreckten Fäuste, als würde er einen unsichtbaren Steuerknüppel umklammern.

»Alles ist in Ordnung. Wir vermuten, dass die erhöhten Temperaturwerte durch die Anlage hervorgerufen werden. Du machst dich auf den Weg, um einen genaueren Blick zu riskieren, und ich setze das Boot auf Grund, um abzuwarten. Dann rast die Temperatur plötzlich in die Höhe, und ich fordere dich auf, zur Brogan zurückzukehren.«

Austin übernahm. »Als dein Funkruf kam, hatte ich gerade

durch ein Oberlicht im Dach des Gebäudes gesehen. Im Innern waren Leute und zahlreiche Maschinen. Ich machte mich auf den Rückweg zum Boot. Und dann hat es mächtig geknallt.«

»Du hast mir vorhin erzählt, es seien auch jede Menge Röhren zu erkennen gewesen«, sagte Zavala. »Womöglich waren darunter auch Hochdruckleitungen. Zumindest würde das auf eine mögliche Explosionsgefahr hindeuten.«

»Keine Ahnung. Vielleicht ist tatsächlich irgendwo ein Fehler aufgetreten, aber das Gebilde sah nach einer ziemlich hoch entwickelten Anlage aus. In dem Fall hätte es zur Vermeidung eines Überdrucks zweifellos entsprechende Ventile und andere Sicherheitsvorkehrungen gegeben. Außerdem schien dort alles seinen geregelten Gang zu gehen. Niemand rannte aufgeregt umher. Nichts deutete auf einen Zwischenfall hin.«

»Was ist mit dem plötzlichen Temperaturanstieg?«

»Gute Frage, obwohl die Satellitenfotos darauf hindeuten, dass aus dieser Bucht auch vorher schon heißes Wasser ausgestoßen wurde, also besteht wahrscheinlich keine direkte Verbindung zu der Explosion.« Austin hatte eine Plastiktüte mitgebracht. Jetzt holte er den Metallzylinder daraus hervor. »Das hier haben wir nach der Detonation in der Lagune gefunden. Hast du eine Ahnung, worum es sich handeln könnte?«

Contos unterzog den Gegenstand einer eingehenden Untersuchung und schüttelte den Kopf. »Sobald wir zurück in Washington sind, versuche ich, den Hersteller ausfindig zu machen.«

»Ich glaube, du hattest den richtigen Riecher, Kurt«, sagte Joe. »Weißt du noch, wie du in Hussong's Cantina erzählt hast, es käme dir so vor, als würde ein riesiges gemeines *Ding* uns beobachten?«

Austins korallenblaue Augen verengten sich. »Das war noch nicht alles.«

»Sondern?«

»Ich sagte, dass was auch immer dort im Schatten lauern mag, zudem einen gewaltigen Hunger verspürt.«

»Ihr beiden seid mir unheimlich«, sagte Contos. »Das klingt fast so, als würdet ihr Godzilla beschreiben.«

Austin erwiderte nichts, sondern starrte hinaus auf die schäumende Gischt am Bug, als könnte er in der blaugrünen Tiefe des Meeres Antworten auf seine zahllosen Fragen finden.

*Die Hand Gottes*

Das Luftschiff glitt wie ein riesiger länglicher Lampion über den Regenwald und verströmte immer dann einen sanften orangeblauen Schimmer, wenn die beiden Flammen der Propangasbrenner die Luft innerhalb der großen wurstförmigen Hülle erhitzen. Abgesehen von den vereinzelt Brennerstößen deutete auf die Existenz des Gefährts nur noch der stumme Schatten hin, der wie eine vorüberziehende Wolke den Mond und die Sterne verhüllte.

Was Paul und Gamay ursprünglich für ein Gaszellengefährt gehalten hatten, war in Wirklichkeit ein Thermalfahrzeug, eine raffinierte Kreuzung aus Heißluftballon und lenkbarem Starrluftschiff. Die Brenner sorgten für den nötigen Auftrieb, doch im Gegensatz zu einem normalen Ballon, der dem Wind ausgeliefert war, konnte das Thermalfahrzeug mit Hilfe eines Motors gesteuert werden. Die Hülle hatte nicht die für einen Heißluftballon typische Birnenform, sondern die windschnittigen Konturen eines Zeppelins, wurde jedoch allein durch den inneren Luftdruck in Form gebracht und nicht durch ein starres Gerüst.

Die Trouts saßen nebeneinander an der Vorderseite der Aluminiumgondel und wurden durch ein Mehrpunktgurtsystem auf den bequem gepolsterten Sitzen gehalten. Aus ihrer Perspektive unter dem Bauch der Polyesterhülle wirkte das zirka dreißig Meter lange und ungefähr halb so hohe Luftschiff riesengroß. Am hinteren Ende waren ein vollwertiges Steuerruder sowie zur Stabilisierung große dicke Seitenflossen montiert. Die Propangastanks der Brenner und die Treibstoffbehälter des Rotex-Zweitakters befanden sich direkt hinter den Passagiersitzen, gefolgt von dem Motor selbst und schließlich dem dreiblättrigen Propeller, der für den horizontalen Schub zuständig war.

Mittlerweile hatten Paul und Gamay sich abwechselnd etwas

eingehender mit der Handhabung des Luftschiffs beschäftigt. Normale Ballonfahrten kannten sie bereits aus eigener Erfahrung, und das Heißluftprinzip war ihnen vertraut. Alles in allem ließ dieses Fahrzeug sich relativ einfach bedienen. Mit dem Fuß betätigte man das Ventil der stählernen Brenner, dank derer immer neue heiße Luft durch einen Metallschacht in die Hülle gelangte. Die Instrumententafel umfasste lediglich ein halbes Dutzend Skalen. Besonders den Höhenmesser ließen die Trouts nie lange aus den Augen, um nicht unter sechshundert Meter zu sinken. Auf diese Weise blieb ihnen ein vernünftiger Sicherheitspielraum, um im Fall eines Problems gelassen reagieren zu können.

Der Vorrat des ersten Propangastanks war inzwischen erschöpft, und die Brenner liefen auf Reserve. Den Motor wollten die Trouts erst bei Tageslicht in Betrieb nehmen, und so stand für den Propellerantrieb noch eine mehr als ausreichende Benzinmenge zur Verfügung. Ein perlgrauer Schimmer im Osten kündete vom Anbruch der Dämmerung, und wenig später verfärbte der Horizont sich rosarot. Auch jetzt wurde die Sicht noch durch den Dunst eingeschränkt, und da die aus dem Blätterdach aufsteigenden Dämpfe die Farbe des Himmels annahmen, erstreckte sich nun in alle Richtungen ein wogendes rötliches Nebelmeer. Während Paul sich um die Steuerung des Luftschiffs kümmerte, wühlte Gamay in einem Staufach zwischen den beiden Sitzen. »Zeit fürs Frühstück«, verkündete sie fröhlich.

»Für mich bitte nichts zu Schweres«, sagte Paul. »Den Speck schön knusprig gebraten und die Bratkartoffeln sanft gebräunt.«

Gamay hielt ihm zwei Müsliriegel entgegen. »Du hast die Wahl zwischen Himbeer- und Blaubeergeschmack.«

»Mal sehen, ob der Zimmerservice etwas anderes zu bieten hat.« Er schaltete das Funkgerät ein, aber sie hörten nur statisches Rauschen. »Ich wette, Phileas Fogg hat nie so spartanisch leben müssen«, sagte Paul stirnrunzelnd. »Ach, was soll's, ich nehme Blaubeere.«

Gamay reichte ihm den Riegel und eine warme Flasche Mineralwasser. »Was für eine Nacht!«

»Ja, nachdem wir skrupellosen Biopiraten in die Hände gefallen sind, einen kaltblütigen Mord mit ansehen mussten und nur knapp den wilden Indios entkommen konnten, scheint mir diese Feststellung durchaus gerechtfertigt zu sein.«

»Wir verdanken Tessa unser Leben. Ich frage mich, wie sie je an Dieter geraten konnte.«

»Sie wäre nicht die erste Frau, die sich in einem Mann geirrt hat. Falls du nicht den Sohn eines Fischers, sondern stattdessen einen Anwalt oder Arzt geheiratet hättest, würdest du jetzt vermutlich in dem Pool hinter eurem Haus schwimmen, anstatt hier oben zu sitzen.«

»Wie langweilig.« Nachdenklich kaute Gamay auf ihrem Frühstücksriegel herum. »Hast du eine Ahnung, wo wir sind, du Sohn eines Fischers?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich wünschte, mein Dad wäre hier. Er hat noch gelernt, auf die altmodische Art zu navigieren, bevor wir alle anfangen, uns nur auf die Elektronik zu verlassen.«

»Was ist mit dem Kompass?«

»Der nützt nicht viel, solange man keine Geländepunkte hat, an denen man sich orientieren könnte. Das da ist offensichtlich Osten.« Er wies auf die Sonne.

»Das Dorf des Deutschen befand sich südwestlich von Ramirez«, sagte Gamay. »Wie wär's, wenn wir dieses Ding nach Nordosten lenken würden?«

Paul kratzte sich am Kopf. »Das würde nur dann funktionieren, wenn wir sicher sein könnten, dass wir uns noch am Ausgangspunkt unserer Luftreise befinden. Es hat jedoch die ganze Nacht hindurch ein leichter Wind geweht, und ich weiß nicht, wie weit wir abgetrieben worden sind. Die Abweichung könnte inzwischen ziemlich beträchtlich sein, und wir haben nur noch

einen begrenzten Gasvorrat für die Brenner übrig. Welche Entscheidung wir auch treffen, es muss die richtige sein. Die Benzintanks sind zwar voll, aber der Schub nützt uns nicht viel, wenn wir an Höhe verlieren.«

Gamay ließ den Blick über den Ozean aus Laub schweifen. »Es ist wunderschön hier.«

»Nicht so schön wie drei Eier mit Speck und Bratkartoffeln.«

Sie reichte ihm noch einen Müsliriegel. »Benutz deine Fantasie.«

»Das tue ich ja. Ich versuche mir vorzustellen, wie das Luftschiff ursprünglich an diesen Ort gelangt ist. Vielleicht sind die Leute den ganzen Weg damit hergeflogen, aber irgendwie glaube ich nicht daran, denn das Schiff ist zu klein, um die dafür notwendigen Vorräte und Treibstoffreserven zu transportieren. Ich vermute eher, dass es erst ganz in der Nähe von Dieters Dorf zusammengebaut und in Betrieb genommen wurde.«

»Und da es hier keine Straßen gibt, hat man es wahrscheinlich auf dem Wasser hergebracht«, griff Gamay den Gedankengang auf. »Falls wir den Fluss oder einen Seitenarm ausfindig machen würden, könnten wir auf diese Weise zu Dr. Ramirez zurückfinden. Vielleicht sollten wir höher aufsteigen, um ein größeres Gebiet zu überblicken.«

»Hervorragende Idee«, sagte er und betätigte mit dem Fuß das Propangasventil.

Die Brenner reagierten mit heiserem Fauchen, und kurz darauf begann das Luftschiff zu steigen. Unterdessen schmolzen die Nebelschwaden in der Sonnenhitze dahin und ließen in zahlreichen grünen Flecken das Blätterdach erkennen. Auf den Wipfeln wuchsen vereinzelte Ansammlungen rötlicher Blüten, die aussahen wie Korallenriffe.

Sie hatten eine Höhe von neunhundert Metern erreicht, als Gamay plötzlich die Augen zusammenkniff. »Da vorne ist irgendwas.«

Paul betätigte den Anlasser des Antriebs und drehte das Steuerrad, das über Bowdenzüge mit dem Ruder verbunden war. Der wassergekühlte Motor begann leise zu surren, und das Luftschiff schwenkte langsam herum. Sobald es die eigene Masseträgheit überwunden hatte, gewann es allmählich an Fahrt, und wenig später schob der Propeller sie mit einer Geschwindigkeit von rund fünfzehn Kilometern pro Stunde voran. Gamay hatte ein Fernglas gefunden und suchte damit den Horizont ab.

»*Unglaublich*«, sagte sie, nachdem der Dunst sich ein weiteres Stück verflüchtigt hatte.

»Was siehst du?«

Die Antwort ließ einen Moment auf sich warten. »Die Hand Gottes«, erwiderte Gamay dann mit stiller Demut.

Paul zögerte. Er hatte kaum geschlafen und war etwas schwer von Begriff. »Die großen Wasserfälle, von denen der Deutsche erzählt hat?«

Gamay nickte. »Sogar aus dieser Entfernung ist der Anblick schier überwältigend.«

Paul bemühte sich, das Tempo zu erhöhen. Irgendetwas stimmte hier nicht. Das Luftschiff wirkte zu träge. Er sah nach unten und bemerkte ein rotes dreieckiges Objekt, das mit mehreren langen Seilen an der Gondel befestigt war.

»Hallo«, sagte er. »Wir haben Gesellschaft.«

Gamay ließ das Fernglas sinken und folgte Pauls Blick. »Es sieht so ähnlich aus wie ein Rettungsfloß. Gummiwülste mit einem Netz dazwischen. Vermutlich hat man damit Leute und Vorräte auf das Blätterdach hinabgelassen.«

»Das klingt nach einer vernünftigen Erklärung. Wir müssen aufpassen, dass sich das Ding nicht in den Baumkronen verfängt.« Er hob den Kopf, um ihren Kurs zu überprüfen. Was er sah, ließ ihn vor Ehrfurcht erschauern.

Sie näherten sich einer gewaltigen Landzunge, die sich wie



eine riesige Stufe aus dem Dschungel erhob. Auf ihr wälzte sich ein breiter Fluss auf den Rand des Plateaus zu und wurde durch Felsformationen in fünf einzelne Wasserfälle aufgeteilt. Jetzt, da das Sonnenlicht sich glitzernd in dem schäumenden Wasser brach, wirkten die Ströme wie Juwelen, die durch die Finger eines Diamantenhändlers rannen. Die Fälle schienen sich wie in Zeitlupe zu bewegen, doch der Anblick trog, wie immer, wenn Wasser aus großer Höhe hinabstürzt. Direkt am Fuß der steilen Klippe befand sich ein See, aus dem die explosive Wucht der vielen tausend Liter Wasser eine dichte Gischtwolke aufsteigen ließ.

»Dagegen sehen die Niagarafälle wie Spielzeuge aus«, sagte Paul.

»All dieses Wasser muss doch irgendwo wieder abfließen.« Gamay suchte die Ufer des Sees ab. »Paul, da drüben! Ich kann den Fluss sehen. Er entspringt aus dem See. Jetzt müssen wir ihm nur noch folgen.«

»Nur sofern du auch eine Ballontankstelle entdeckst«, sagte Paul mit Blick auf die Propangasanzeige. Der Vorrat war nahezu aufgebraucht. »Wir fallen bald runter.«

»Aber vorwärts kommen wir trotzdem noch. Bring uns so nah wie möglich an den Fluss heran. Wir wassern und benutzen das Floß.«

Paul überlegte, wie eine Wasserung wohl am besten zu bewerkstelligen wäre. Das Gewicht der Gondel würde sie erbarungslos nach unten ziehen. Ein sofortiger Untergang ließe sich dank der Restluft in der Hülle vielleicht noch vermeiden, aber die unzähligen Quadratmeter Stoff bedeuteten eine zusätzliche Gefahr und könnten die Trouts unter sich begraben. Also sollten Paul und Gamay sich tunlichst schon vor dem Aufprall nicht mehr an Bord befinden und das Floß möglichst unbeschadet retten, denn es stellte vermutlich ihre Fahrkarte in die Freiheit dar.

Paul teilte Gamay seine Überlegungen mit. »Ich meine, wir

sollten das Floß vor der Landung losschneiden. Andernfalls könnten wir es verlieren.«

Sie schaute abermals nach unten. Das baumelnde Floß war mit insgesamt neun Nylonseilen befestigt, drei an jeder Ecke.

»In dem Staufach liegt ein Schweizer Armeemesser«, sagte sie.

Paul prüfte mit dem Daumen die Schärfe der Klinge und steckte das Messer in die große Oberschenkeltasche seiner Shorts.

»Du bringst uns nach unten«, sagte er. »Geh so dicht wie möglich über das Wasser. Ich schneide das Floß ab.«

»Danach gehe ich noch tiefer runter, und wir springen über Bord, um eine Runde zu schwimmen«, sagte Gamay.

»Klingt nach einem echten Kinderspiel«, entgegnete Paul grinsend.

Gamay übernahm das Steuer und leitete eine langsame Kehre ein, die sie von den Wasserfällen wegführen würde. Der Sonnenschein ließ in den Gischtchleiern über dem See mehrere Regenbögen entstehen. Gamay hoffte, dies sei ein gutes Zeichen.

Paul kletterte auf den Rahmen der Gondel, woraufhin die gesamte Konstruktion sich unter seinem Gewicht nach rechts neigte. Er schaute hinab zu dem roten Dreieck, das etwa zehn Meter unter ihm schwebte, und arbeitete sich an den Tanks und den Brennern vorbei bis zum hinteren Teil der Gondel vor. Dann sägte er die Leinen durch, an denen die hintere linke Ecke des Floßes aufgehängt war, wechselte die Seite der Gondel und wiederholte das Ganze. Das Floß hüpfte und drehte sich im Wind, denn es war jetzt nur noch an seiner vorderen Ecke mit dem Luftschiff verbunden.

Gamay visierte eine Stelle dicht neben dem Fluss an und ließ das Luftschiff mit kurzen dosierten Gasstößen in einen lang ge-

zogenen, flachen Gleitflug übergehen. Sie begann zu glauben, dieser ganze verrückte Plan könnte tatsächlich funktionieren. Dann erstarb von einem Moment auf den anderen das Geräusch der Brenner, und Gamays Zuversicht löste sich in Wohlgefallen auf. Ihre Höhe betrug noch dreihundert Meter, und das Propan-gas war endgültig aufgebraucht.

Zunächst ließ das Schiff sich noch wie gewohnt steuern. Die Hülle bewahrte aufgrund der letzten heißen Luft ihre stromlinienförmige Gestalt, und dank des Propellers sanken sie weiterhin in flachem Winkel nach unten. Bei einer Höhe von hundert-fünfzig Metern wurde die Situation langsam kritisch. Die Luft kühlte sich immer weiter ab, der Auftrieb wurde schwächer und der Fallwinkel steiler. Der Druck in der Hülle ließ ebenfalls nach, und das vordere Ende beulte sich ein. Die gesamte Form glich nun eher einer verfaulten Tomate, und das Schiff schwang nach links.

Paul befand sich inzwischen ein kurzes Stück vor Gamay, hatte bereits zwei der Leinen durchtrennt und wollte sich gerade dem dritten Seil widmen. Bisher war alles nach Plan verlaufen, und so hatte Paul leichtsinnig darauf verzichtet, sich weiterhin am Rahmen festzuhalten. Der plötzliche Schlenker traf ihn völlig unvorbereitet. Er verlor die Balance und stürzte über Bord. Gamay stieß einen hilflosen Schrei aus.

Dann spürte sie einen heftigen Ruck, und die Gondel neigte sich nach vorn. Als Gamay sich vorbeugte, sah sie, dass Paul unmittelbar über dem baumelnden Floß das Seil zu fassen bekommen hatte und nun ebenfalls wie eine Kinderschaukel heftig vom Wind hin und her geschleudert wurde. Die Vorwärtsbewegung des Luftschiffs war beinahe zum Stillstand gekommen. Gamay schaute nach oben zur Hülle, die mittlerweile einem formlosen Klumpen glich, dann zurück unter die Gondel, wo Paul sich unverändert festklammerte. Allerdings hatte er nicht vor, unter dem abstürzenden Gefährt begraben zu werden. Er schnitt das Seil durch und stürzte aus ungefähr fünfzehn Metern

Höhe mit den Füßen voran ins Wasser. Als er wieder an die Oberfläche kam, schlug auch das Floß mit lautem Klatschen auf.

Gamay brach in hektische Aktivität aus. Sie löste ihren Gurt, kletterte auf die Seite der Gondel, atmete tief durch und sprang. Ungeachtet der wackeligen und schnell nach unten sinkenden Standfläche gelang ihr ein klassischer Hechtsprung, für den sie bei jedem olympischen Wettbewerb reichlich Punkte kassiert hätte. Sie tauchte mit gestreckten Armen und geradem Körper ins Wasser ein, schoss tief hinab und kehrte dann mit flinken Schwimmzügen an die schimmernde Oberfläche zurück. Sie sah gerade noch, wie das Luftschiff genau auf das Floß stürzte.

Die riesige Hülle begrub das Gefährt unter mehreren Schichten Stoff und damit jede Hoffnung, es noch für die Heimreise nutzen zu können. Im Augenblick machte Gamay sich jedoch weitaus größere Sorgen um Paul und war maßlos erleichtert, als sie seine Stimme hörte, wenngleich sie ihn noch immer nicht sehen konnte.

Das Gewicht der Gondel zog die Ballonhülle samt Floß in die Tiefe. Jetzt entdeckte Gamay ihren Mann auf der anderen Seite des sinkenden Luftschiffs. Er winkte, sie schwammen aufeinander zu und trafen sich in der Mitte des Flusses. Dort verharrten sie einen Moment und starrten ehrfürchtig auf die herabstürzenden Wasserfälle. Dann ließen sie sich von der sanften Strömung tragen und schwammen auf das ferne Ufer zu.

FBI Special Agent Miguel Gomez lehnte sich auf seinem Drehstuhl zurück, verschränkte die Hände im Nacken seines massigen Ringerkörpers und musterte erstaunt die beiden Männer, die vor seinem Schreibtisch Platz genommen hatten.

»Sie müssen ja eine Menge für Tortillas übrig haben, dass Sie Enrico Pedralez sprechen wollen.«

»Die Tortillas sind uns egal«, sagte Austin. »Wir möchten Pedralez lediglich ein paar Fragen stellen.«

»*Unmöglich*«, erwiderte der Beamte lakonisch und schüttelte zur Bekräftigung den Kopf. Seine Augen glichen dunklen Rosinen, und sein Blick wirkte so traurig und müde wie der aller Polizisten, denen kein Gräuel mehr fremd ist.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Austin. In seiner Stimme schwang leichte Ungeduld mit. »Man lässt sich von seiner Sekretärin einen Termin geben. Dann geht man hin und unterhält sich mit ihm. So wie bei jedem Geschäftsmann.«

»Der Farmer ist kein normaler Geschäftsmann.«

»Der *Farmer*? Ich wusste nicht, dass er außerdem noch Landwirtschaft betreibt.«

Gomez konnte sich ein breites Grinsen nicht verkneifen, »Landwirtschaft trifft es vielleicht nicht ganz. Haben Sie schon mal von der großen Suchaktion gehört, in deren Verlauf auf dem Gebiet mehrerer grenznaher Ranches zahlreiche verscharrte Leichen gefunden wurden?«

»Ja, klar«, sagte Austin. »Die Zeitungen waren voll davon. Man hat Dutzende Opfer gefunden, vermutlich ermordet von Drogendealern.«

»Ich gehörte zu den FBI-Leuten, die mit Erlaubnis der Mexikaner an der Operation teilnehmen durften. Die Ranches gehörten Enrico. Na ja, genau genommen fungierten einige seiner

Männer als Eigentümer.«

»Soll das heißen, der Tortilla-König handelt mit *Drogen*?«, fragte Zavala.

Gomez beugte sich vor und zählte die einzelnen Punkte an den Fingern ab. »Drogen, Prostitution, Erpressung, Menschenraub, arglistige Täuschung der Gesundheitsfürsorge, Handtaschendiebstahl, Gefährdung der öffentlichen Sicherheit. Suchen Sie sich etwas aus. In dieser Hinsicht gleicht seine Organisation jedem beliebigen Mischkonzern. Die bösen Jungs lassen sich dabei von der Wall Street inspirieren. Auch bei der mexikanischen Mafia ist heutzutage Diversifikation das große Schlagwort.«

»*Mafia*«, wiederholte Austin. »Das könnte sich als kleines Problem erweisen.«

»Klein ist daran überhaupt nichts«, sagte der Beamte. Er geriet langsam in Fahrt. »Im Vergleich mit der mexikanischen Mafia sehen die Sizilianer wie Chorknaben aus. Wenn die alte Cosa Nostra mit jemandem eine Rechnung zu begleichen hat, ist die Familie des Betreffenden dennoch tabu. Die Russenmafia legt in so einem Fall zwar deine Frau und die Kinder um, aber das alles bleibt rein geschäftlich. Bei den Mexikanern ist es immer persönlich. Jeder, der ihnen in die Quere kommt, beleidigt ihren Machismo. Enrico bringt seine Feinde nicht bloß um, sondern zermahlt sie samt ihren Verwandten und Freunden zu Staub.«

»Danke für die Warnung«, sagte Austin und zeigte sich völlig unbeeindruckt vom Monolog des Mannes. »Würden Sie uns jetzt bitte verraten, wie wir an den Kerl herankommen können?«

Gomez stieß ein abgehacktes Lachen aus. Schon als die beiden sein Büro betreten und ihre NUMA-Ausweise gezeigt hatten, war ihm das Paar irgendwie sonderbar vorgekommen. Er kannte die National Underwater and Marine Agency nur dem Namen nach und wusste, dass es sich dabei angeblich um das unterseeische Gegenstück zur NASA handelte. Allerdings ent-

sprachen Austin und Zavala nicht im Mindesten der Vorstellung, die er sich bislang von Meeresforschern gemacht hatte. Der gebräunte Mann mit den stechenden blaugrünen Augen und dem fast weißen Haar sah aus, als könnte er mit seinen breiten Schultern Wände eindrücken. Sein Partner wirkte einnehmend und schien stets ein wenig zu lächeln, doch mit Maske und Degen hätte er für jeden Filmregisseur die Idealbesetzung des Zorro dargestellt.

»Okay, Leute«, sagte Gomez kopfschüttelnd und gab sich geschlagen. »Da Beihilfe zum Selbstmord immer noch gegen das Gesetz verstößt, wäre mir wohler zumute, wenn ich ein paar Einzelheiten erfahren könnte. Wieso interessiert sich die NUMA für die Tortilla-Fabrik eines mexikanischen Gangsters?«

»In der Bucht hinter einer von Pedrales' Anlagen auf der Baja California hat sich eine Unterwasserexplosion ereignet. Wir wollen ihn fragen, ob er etwas darüber weiß. Immerhin sind wir nicht das FBI, sondern bloß eine Wissenschafts-Organisation auf der Suche nach ein paar Antworten.«

»Das spielt keine Rolle. Er betrachtet jeden Behördenvertreter als Feind und würde Fragen über seine Geschäftstätigkeit sofort als aggressiven Akt werten. Er hat schon aus ungleich nichtigeren Gründen Leute ermorden lassen.«

»Hören Sie, Agent Gomez, wir gehen durchaus nicht unüberlegt vor, sondern haben bereits einige Alternativen ausgelotet«, sagte Austin. »Die mexikanische Polizei sagt, die Explosion sei durch einen Defekt der Dampfleitungen hervorgerufen worden und der Fall damit abgeschlossen. Wir dachten uns, der Eigentümer könne vielleicht etwas mehr dazu sagen, und haben bei der Handelskammer angerufen. Dort verhielt man sich uns gegenüber zunächst etwas zögerlich, verriet uns dann aber Enricos Namen und empfahl uns, Agent Gomez beim FBI in San Diego aufzusuchen. Das sind Sie. Und jetzt würden wir gern den nächsten Schritt unternehmen. Hat er ein Büro in den Vereinigten Staaten?«

»Er setzt keinen Fuß über die Grenze, weil er weiß, dass wir ihn sofort einkassieren würden.«

»Dann müssen wir uns eben zu ihm bemühen.«

»Das wird nicht ganz leicht sein. Pedrales gehörte früher zur mexikanischen Bundespolizei, und die Hälfte der Beamten steht auf seiner Lohnliste. Sie schützen ihn und verraten ihm die Namen aller Informanten, Konkurrenten oder sonstigen möglichen Unruhestifter.«

Gomez schloss eine Schublade auf, holte zwei dicke Mappen daraus hervor und legte sie vor sich auf den Tisch. »Das hier ist die Akte über Enricos schmutzige Machenschaften, und in dem anderen Ordner befinden sich Unterlagen zu seinen legalen Geschäften. Letzten Endes muss er sein schmutziges Geld ja irgendwo waschen, also hat er auf beiden Seiten der mexikanisch-amerikanischen Grenze legale Firmen eröffnet oder erworben. Die Tortilla-Fabrik ist der Spitzenreiter. Seit der nordamerikanische Markt geöffnet wurde und die Leute auf dieser Seite der Grenze angefangen haben, das Zeug zu essen, sind Tortillas zu einem millionenschweren Geschäft geworden, das in der Hand einiger weniger Firmen liegt. Schauen Sie in Ihrem Supermarkt nach, falls Sie mir nicht glauben. Enrico hat seine guten Kontakte zur Regierung genutzt und reichlich Schmiergeld verteilt, um sich ein Stück des Kuchens zu sichern.« Er schob die beiden Mappen über den Tisch. »Ich kann Ihnen die Akten nicht mitgeben, aber Sie dürfen gern mal einen Blick hineinwerfen.«

Austin bedankte sich, trug die Unterlagen in ein kleines Konferenzzimmer und setzte sich mit Zavala dort an einen Tisch. Dann gab er Joe den Ordner über die legalen Geschäfte und wies ihn an, sofort Bescheid zu sagen, falls er etwas Interessantes entdeckte. Kurt widmete sich derweil der zweiten Mappe. Bevor er dem Mann eventuell persönlich gegenübertrat, wollte er sich einen möglichst genauen Eindruck verschaffen. Je mehr er las, desto weniger mochte er den Kerl. Es schien ihm kaum vorstellbar, dass jemand so viel Böses in sich vereinigen konnte. Enrico



zeichnete für Hunderte von Morden verantwortlich, und jede dieser Hinrichtungen war auf eigene Weise grässlich. Austin war froh, dass Zavala ihm schließlich Gelegenheit gab, die Lektüre zu unterbrechen.

»Bingo!«, rief Joe und raschelte mit einigen Blättern. »Das hier sind Hintergrund- und Überwachungsberichte zu der Tortilla-Fabrik. Sie gehört ihm seit ein paar Jahren. Das FBI hat vor einiger Zeit mal einen Blick darauf geworfen und nichts Verdächtiges bemerkt. Offenbar haben sie genau wie wir an einer dieser Führungen teilgenommen, allerdings ohne meinen kleinen Abstecher. In dem Bericht steht, es scheine sich um einen legalen Betrieb zu handeln.«

»Nichts über die Unterwasseranlage?«

Zavala runzelte die Stirn. »Nein. Nicht eine Silbe.«

»Das überrascht mich nicht. Vielleicht hat man den fertigen Komplex bei Nacht auf dem Wasserweg hintransportiert.«

»Klingt einleuchtend. Was ist mit deiner Akte? Hast du etwas Neues herausgefunden?«

»Ja, dass er ein widerlicher Schweinehund ist. Wir müssen dennoch persönlich mit ihm sprechen.«

»Gomez sagt, das sei unmöglich. Hast du schon eine Idee?«

»Könnte sein.« Er reichte Zavala ein Blatt aus der Mappe. »Das ist eine Liste seiner Hobbys. Wein, Frauen, Rennpferde, Glücksspiel, das Übliche. Ein bestimmter Punkt ist jedoch eher ungewöhnlich.«

Zavala sah sofort, was er meinte. »Er sammelt antike Feuerwaffen. Da kenne ich noch jemanden.«

Austin lächelte. Er war ein ernst zu nehmender Sammler von Duellpistolen, und die Wände seines alten Bootshauses am Potomac wurden bereits von zahlreichen Exemplaren dieser exquisit gefertigten Tötungsinstrumente geschmückt. Die wertvollsten Stücke bewahrte er in einem Tresorraum auf, und seine Samm-

lung zählte zu den besten des ganzen Landes.

»Erinnerst du dich noch an die neuen Pistolen, die ich am Tag vor unserem Rennen für meine Sammlung gekauft habe? Es sind zwei erstklassige Waffen, aber ich besitze bereits ein sehr ähnliches Paar. Eigentlich wollte ich sie in der Hinterhand behalten, um mit einem anderen Sammler tauschen zu können.«

»Ich glaube, ich weiß, worauf du hinauswillst. Wie soll Enrico von dem Angebot erfahren?«

»Jeder Händler verfügt über eine Kundenliste, um seine Neuanschaffungen so schnell wie möglich an den richtigen Mann zu bringen. Schließlich kann man nie wissen, wann ein ansehnliches Sammlerstück auftaucht oder wie lange ein Vermittler in der Lage sein wird, die Transaktion exklusiv abzuwickeln. Ich rufe eine Reihe von Händlern an und behaupte, ich müsse die Pistolen eilig abstoßen. Ich lasse es so klingen, als sei ich äußerst knapp bei Kasse. Kein Gangster kann der Gelegenheit widerstehen, jemanden über den Tisch zu ziehen.«

»Was ist, falls Enrico Pistolen wie diese schon besitzt?«

»Sie sind ziemlich selten. Doch auch wenn er bereits welche hat, dürfte er vermutlich aus dem gleichen Grund wie ich daran interessiert sein: Sie stellen gute Tauschobjekte dar. In erster Linie geht es mir um die Gelegenheit, ein Gespräch mit ihm führen zu können. Vielleicht will er die Waffen auch nur betrachten und in den Händen halten. Sammler sind eben so.«

»Mal angenommen, einer der Händler erhält mehrere anonyme Anfragen. Wie wollen wir herausfinden, hinter welcher sich Enrico verbirgt?«

»Wir wissen, dass er nicht diesseits der Grenze erscheinen wird. Falls man mich also bittet, zum Abschluss des Geschäfts nach Mexiko zu fahren, dürfte er dahinter stecken.«

Sie brachten Gomez die Akten zurück und erzählten ihm von dem Plan.

»Könnte funktionieren. Vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall ist es höllisch riskant. Und es gibt keine Garantie, dass er reden wird, selbst wenn Sie ihn tatsächlich zu Gesicht bekommen sollten.«

»Diese Möglichkeit haben wir in Betracht gezogen.«

Gomez nickte. »Wissen Sie, ich möchte nur ungern, dass einem so netten Kerl wie Ihnen etwas zustößt. Offenen Schutz kann ich Ihnen nicht gewähren, denn die Mexikaner sind ein bisschen empfindlich im Hinblick auf *Gringo*-Cops, die sich in ihre Angelegenheiten einmischen. Ich verspreche Ihnen jedoch, dass sein Leben keinen beschissenen Peso mehr wert sein wird, falls er Sie umbringt.«

»Danke, Agent Gomez. Das dürfte meine Angehörigen beruhigen.«

»Mehr kann ich vorerst nicht zusichern, aber ich werde sehen, was ich tun kann. Lassen Sie mich wissen, wann die Sache über die Bühne gehen soll.«

Sie reichten sich die Hände, und dann kehrten Kurt und Joe in ihr Hotel zurück. Aus seiner Reisetasche holte Austin den dunkelbraunen Holzkasten, klappte den Deckel auf und nahm eine der Pistolen heraus.

»Ich habe bereits ein beinahe identisches Paar in meiner Sammlung. Sie wurden ungefähr zur Zeit von Napoleons Ägyptenfeldzug von einem Waffenschmied namens Beutet angefertigt. Auf dem Lauf sind die Sphinx und die Pyramiden abgebildet. Der Auftraggeber war vermutlich Engländer.« Er visierte eine Stehlampe an. »Der Kolben ist nicht eckig, wie auf dem Kontinent üblich, sondern abgerundet. Die Mehrfachzüge im Lauf entsprechen hingegen der französischen Machart.« Er legte die Pistole in den grün gepolsterten Kasten zurück. »Ich würde sagen, das ist ein unwiderstehlicher Köder für jeden Sammler.«

Dann setzte Kurt sich mit mehreren Händlern in Verbindung und gab bekannt, er sei sehr am Verkauf der Waffen interessiert,

notfalls auch unter Preis, und müsse bereits am nächsten Tag aus San Diego abreisen. Da er der Ansicht war, dass glaubhafte Behauptungen stets einen wahren Kern haben sollten, nannte er als Gründe für den Verkauf den Verlust seines Rennboots und die Notwendigkeit, die damit verbundenen Rechnungen zu bezahlen. Dann sprachen Joe und er verschiedene mögliche Szenarien durch und überlegten sich entsprechende Vorgehensweisen.

Eine Stunde, nachdem Austin die Fühler ausgestreckt hatte, erhielt er den begeisterten Anruf eines überaus gerissenen Händlers von leicht anrühiger Reputation. Der Name des Mannes war Latham.

»Ich habe einen potentiellen Kunden für Ihre Pistolen«, sagte Latham aufgeregt. »Er ist sehr interessiert und würde die Waffen gern so schnell wie möglich in Augenschein nehmen. Können Sie sich noch heute mit ihm in Tijuana treffen? Das ist nicht weit von San Diego.«

Austin bildete einen Kreis aus Daumen und Zeigefinger und formte mit den Lippen ein lautloses Wort. *Bingo*. »Kein Problem. Welchen Treffpunkt schlägt er vor?«

Der Händler wies ihn an, auf der amerikanischen Seite der Grenze zu parken und die Fußgängerbrücke zu benutzen. Der Interessent würde ihn an dem Pistolenkasten erkennen. Austin sagte, er käme in zwei Stunden, und legte auf. Dann setzte er Zavala über die Neuigkeiten in Kenntnis.

»Was ist, falls er dich an einen Ort mitnimmt, wo wir dir nicht helfen können?«, fragte Zavala. »Zum Beispiel auf eine der Ranches, auf denen er die Leute verscharren lässt.«

»Dann werde ich das Gespräch allein auf die Pistolen beschränken und ihm die Waffen verkaufen, sofern er interessiert ist. Zumindest erhalte ich eine Gelegenheit, ihn besser einzuschätzen.«

Austin rief umgehend bei Gomez an. Der FBI-Beamte sagte, er habe vorsichtshalber ein Team zusammengestellt. Die Män-

ner könnten Austins Rückendeckung übernehmen, müssten sich allerdings in einiger Entfernung halten, weil Pedrales mit Sicherheit auf etwaige Verfolger achten würde. Einige Minuten später brachen Kurt und Joe mit dem gemieteten Pickup abermals nach Süden auf. Kurz vor der Grenze stieg Austin aus, und Joe fuhr nach Mexiko hinüber. Kurt wartete zwanzig Minuten ab und betrat dann die Fußgängerbrücke. Den Pistolenkasten hatte er sich unter den Arm geklemmt. Er hatte die Brücke kaum verlassen, als ein beleibter Mann mittleren Alters ihn ansprach. Der Fremde trug einen billigen Anzug.

»Mister Austin?«

»Ja, so heiße ich.«

Der Mann zeigte ihm einen Ausweis der Bundespolizei. »Ich bin die Eskorte für Sie und Ihre Wertgegenstände«, sagte er grinsend. »Mit freundlicher Empfehlung des Polizeipräsidenten. Hier in Tijuana laufen viele böse Menschen herum.«

Er ging voran zu einer dunkelblauen Limousine und öffnete die Tür zum Fond. Austin stieg als Erster ein und schaute sich kurz auf dem Parkplatz um. Zavala war nirgendwo zu entdecken. Eine zu offensichtliche Beschattung hätte Kurt zwar überrascht, doch andererseits wäre ihm wesentlich wohler zumute gewesen.

Der Wagen reihte sich in den dichten Verkehr ein und schlängelte sich schon bald durch das enge Straßengewirr der Slums. Als vor ihnen eine junge Frau die Straße überquerte und der Fahrer ihr lüstern hinterhersah, schaute Austin kurz über die Schulter. Das einzige Fahrzeug hinter ihnen war ein verbeultes, altes gelbes Taxi.

Der Polizeiwagen hielt vor einer fensterlosen Cantina, deren pockennarbige, schmutzig grüne Stuckfassade aussah, als hätte jemand daran Zielübungen mit einem AK-47 veranstaltet. Das alte Taxi fuhr an ihnen vorbei. Austin stieg aus und erblickte ein rostiges Werbeschild für Corona-Bier. Er fragte sich, ob man

von ihm erwartete, die Cantina zu betreten, und ob er sich gegebenenfalls darauf einlassen sollte. Dann bog ein silbergrauer Mercedes um die Ecke und stoppte am Straßenrand. Ein gefährlich aussehender junger Mann mit Chauffeursmütze stieg aus und öffnete wortlos die hintere Tür. Austin nahm Platz, und sie fuhren los.

Der Wagen verließ die Slums, fuhr in ein Wohngebiet der Mittelklasse und hielt vor einem Cafe mit Außenbewirtung. Ein anderer junger Mexikaner öffnete die Tür und führte Austin zu einem Tisch, an dem ein einzelner Mann saß.

Der Fremde streckte lächelnd die Hand aus. »Bitte setzen Sie sich, Mr. Austin«, sagte er. »Ich bin Enrico Pedrales.«

Kurt staunte über die Banalität des Bösen und fragte sich, wie sogar ein solches Ungeheuer dermaßen durchschnittlich aussehen konnte. Enrico war ungefähr Mitte fünfzig, trug eine gelbbraune Freizeithose aus Baumwolle und ein weißes kurzärmeliges Hemd. Man hätte ihn ohne weiteres für einen der Händler halten können, die in den Andenkenläden Sombreros und Ponchos verkauften. Sein schwarzes Haar und der Schnurrbart schienen gefärbt zu sein. Auffallend an ihm war nur der viele Goldschmuck in Form von Ringen, Armbändern und einer Kette.

Ein Kellner brachte ihnen zwei große Gläser mit kaltem Fruchtsaft. Austin trank einen Schluck und sah sich um. An vier der Tische saßen jeweils zwei dunkelhäutige Männer, die nicht miteinander sprachen. Sie schienen nicht auf Kurt zu achten, doch aus dem Augenwinkel nahm er immer wieder kurze Blicke in seine Richtung wahr. Wenn Mr. Pedrales sich schon zu einem öffentlichen Auftritt herabließ, wollte er wenigstens kein Risiko eingehen.

»Vielen Dank, dass Sie sich so kurzfristig herbemüht haben, Mr. Austin. Ich hoffe, es hat Ihnen keine Umstände bereitet.« Er sprach Englisch mit leichtem Akzent.

»Ganz und gar nicht. Ich war froh, dermaßen schnell an einen potentiellen Käufer vermittelt zu werden. Ich muss nämlich schon morgen aus San Diego abreisen.«

»Señor Latham sagt, Sie haben an dem Bootrennen teilgenommen.«

»Leider war ich einer der Verlierer. Mein Boot ist gesunken.«

»Wie schade«, sagte Pedralez. Dann nahm er die Sonnenbrille ab, richtete seine kleinen Augen gierig auf den Pistolenkasten und rieb sich voller Vorfreude die Hände. »Dürfte ich sie bitte mal sehen?«

»Aber natürlich.« Austin öffnete den Schnappverschluss des Kastens und klappte den Deckel auf.

»Ah, die sind wirklich prächtig«, sagte Pedralez mit der Begeisterung eines echten Kenners. Er nahm eine der Pistolen und richtete sie auf einen der Leibwächter am Nachbartisch. Der Mann lächelte nervös. Dann strich der Drogenbaron mit den Fingern über den geölten Lauf. »Boutet. Gefertigt in englischem Stil, zweifellos für einen wohlhabenden Lord.«

»Ich bin zu dem gleichen Schluss gelangt.«

»Die Waffen sind von erstklassiger Qualität. Ich habe auch nichts anderes erwartet.« Behutsam legte er die Pistole zurück in den Kasten und seufzte theatralisch. »Dummerweise besitze ich schon ein sehr ähnliches Paar.«

»Oh. Nun ja.« Austin ließ sich die Enttäuschung deutlich anmerken. Als er den Deckel des Kastens schließen wollte, legte Pedralez ihm eine Hand auf den Unterarm.

»Vielleicht können wir dennoch miteinander ins Geschäft kommen. Ich würde diese Waffen gern einem guten Freund zum Geschenk machen. Haben Sie denn bereits eine Preisvorstellung?«

»Ja«, erwiderte Austin lakonisch und schaute sich um. Er hoffte, dass auf Gomez' Rückendeckung Verlass sein würde.

»Ich brauche einige Informationen.«

Die Augen des Mexikaners verengten sich. »Ich verstehe nicht ganz«, sagte er argwöhnisch.

»Ich interessiere mich für gewisse Immobilien. Auf der Baja gibt es eine Tortilla-Fabrik. Ich habe gehört, sie könnte aufgrund eines Feuerschadens eventuell zum Verkauf stehen.«

»Da irren Sie sich«, sagte Pedralez kalt und schnippte mit den Fingern. Die Männer an den anderen Tischen wurden aufmerksam. »Wer sind Sie?«

»Ich repräsentiere eine Organisation, die wesentlich größer als die Ihre ist.«

»Sind Sie Polizist? Oder vom FBI?«

»Nein. Ich bin Meereswissenschaftler, gehöre zur National Underwater and Marine Agency und untersuche eine Explosion in der Nähe Ihrer Fabrik. Im Gegenzug für die Informationen würde ich Ihnen diese Pistolen als Geschenk überreichen.«

Das gönnerhafte Lächeln des Mannes war einem humorlosen und zornigen Grinsen gewichen. »Wollen Sie sich über mich lustig machen? Dieses Restaurant gehört mir. Diese Männer, die Kellner, der Koch - sie alle arbeiten für mich. Es könnte passieren, dass Sie spurlos verschwinden, Mr. Austin. Die Leute würden schwören, Sie nie hier gesehen zu haben. Was interessieren mich schon Ihre *pistolas*?«, sagte er verächtlich. »Ich habe Dutzende andere.«

Austin wandte die Augen nicht von Enricos Gesicht ab. »Verraten Sie mir, Mr. Pedralez, von Sammler zu Sammler, was fasziniert Sie an diesen alten Waffen?«

Die Frage schien den Mexikaner zu amüsieren. Sein wutentbrannter Blick milderte sich, wenngleich nur ein wenig.

»Sie verkörpern Macht und Durchsetzungsvermögen. Und doch sind sie gleichzeitig so schön wie der Körper einer Frau.«

»Gut gesagt.«



»Und Sie?«

»Ich bewundere die vorzügliche Handwerkskunst. Außerdem erinnern die Pistolen mich daran, dass ein Leben oder Schicksal zufälligen Einflüssen unterworfen ist. Ein übereilt betätigter Abzug. Ein zu schnell gehobener Lauf. Ein einzelner Schuss, der ein lebenswichtiges Organ um nur einen oder zwei Zentimeter verfehlt. Die Waffen sind die tödliche Verkörperung eines Glücksspiels.«

Offenbar fand Pedralez Gefallen an der Antwort. »Da Sie sich freiwillig in meine Hände begeben haben, Mr. Austin, müssen Sie sich selbst für einen ziemlichen Glückspilz halten.«

»Nein, durchaus nicht. Ich bin davon ausgegangen, dass Sie nichts gegen eine kleine Unterhaltung einzuwenden hätten.«

»Sie haben Ihr Glück versucht. Ich bewundere Ihre Unverfrorenheit. Leider ist dies nicht Ihr Tag. Sie verlieren«, sagte er gelassen. »Es ist mir egal, wer Sie sind oder wen Sie repräsentieren. Sie haben Ihr eigenes Todesurteil unterschrieben.« Er schnippte erneut mit den Fingern, woraufhin die Männer sich von ihren Plätzen erhoben und näher kamen. Austin fühlte sich wie ein von der Meute in die Enge getriebener Fuchs.

Da ertönte auf einmal das ohrenbetäubend laute Knattern eines kaputten Auspuffs, und dann hielt mit quietschenden Bremsen das verbeulte gelbe Taxi genau vor dem Cafe. Der Wagen, ein uraltes Checker-Cab, schaukelte noch auf seinen ausgeleierten Stoßdämpfern, als bereits der Fahrer ausstieg. Abgesehen von dem schmutzigen Leinenjackett sah der Mann mit der verspiegelten Sonnenbrille und dem T-Shirt von Hussong's Cantina verdächtig wie Joe Zavala aus.

»Hat hier jemand ein Taxi gerufen?«, rief er auf Englisch und mit ausgeprägtem Akzent, derweil er den Bürgersteig betrat.

Einer von Enricos Männern stellte sich ihm in den Weg und herrschte ihn auf Spanisch an.

»Ich suche nach einem Amerikaner«, verteidigte Zavala sich

lautstark auf Englisch und schaute dem Schläger über die Schulter. »Sergeant Alvin York.«

Der Mann stieß Joe mit der flachen Hand zurück, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen.

»Okay, okay! Verdamnte Gringos.« Er stieg wieder in sein Taxi und machte sich auf den Weg. Zurück blieb nur eine blaue Abgaswolke.

Der Leibwächter drehte sich um und lachte.

Austin atmete erleichtert auf, suchte mit den Augen die niedrigen Dächer ab und lächelte.

Es war Zavala gelungen, ihm eine Botschaft zu übermitteln, zwar nicht besonders subtil, aber trotzdem erfolgreich. Der aus Tennessee stammende Sergeant York hatte im Ersten Weltkrieg durch seine exzellente Treffsicherheit eine große Anzahl deutscher Soldaten zur Kapitulation veranlasst und wurde dafür mit der Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet.

»Lustiger Kerl, was, Mr. Austin?«

»*Sehr* lustig.«

»Gut. Und jetzt muss ich gehen. *Adiós*, Mr. Austin. Bedauerlicherweise werden wir uns nicht wiedersehen.«

»Warten Sie.«

Der Mexikaner sah ihn an, als wäre Austin ein Fussel auf seinem Hemd.

»Ich an Ihrer Stelle würde mich nicht vom Fleck rühren«, sagte Kurt. »Sie werden von einem Scharfschützen anvisiert. Eine falsche Bewegung, und Ihr Kopf explodiert wie eine reife Melone. Schauen Sie hoch zu dem Dach, falls Sie mir nicht glauben, und auch zu dem da drüben.«

Pedralez drehte den Kopf wie eine Gottesanbeterin und überprüfte die umliegenden Dächer. Die drei Heckenschützen, jeder auf einem anderen Gebäude, versuchten gar nicht erst, sich zu verstecken. Er setzte sich wieder.

»Anscheinend vertrauen Sie doch nicht so ganz auf die Mächte des Schicksals. Was wollen Sie?«

»Ich möchte lediglich wissen, wem die Baja Tortilla Company gehört.«

»Mir natürlich. Sie ist sogar ziemlich einträglich.«

»Und das Unterwasserlabor in der Bucht? Was wissen Sie darüber?«

»Ich bin ein viel beschäftigter Mann, Mr. Austin, also werde ich Ihnen die Geschichte erzählen, und dann trennen sich unsere Wege. Vor zwei Jahren kam jemand zu mir. Ein Anwalt aus San Diego. Er hatte einen Vorschlag zu machen. Jemand wollte eine Fabrik errichten. Dieser Jemand würde den kompletten Bau bezahlen, und ich könnte den gesamten Profit einstreichen. Es gab nur zwei Bedingungen. Der Ort musste abgelegen sein und sich direkt am Wasser befinden.«

»Ich möchte aber wissen, was dort im Wasser errichtet wurde.«

»Keine Ahnung. Ein großes Schiff kam. Es gab Wachen. Sie haben etwas in die Bucht gebracht und dort absichtlich versenkt. Dann wurden Leitungen gelegt, die bis in die Fabrik reichten. Eine Menge Leute kamen und gingen. Ich habe keine Fragen gestellt.«

»Was wissen Sie über die Explosion?«

Er zuckte die Achseln. »Ich erhielt danach einen Anruf. Es hieß, ich solle mir keine Sorgen machen, und man würde mich für meinen finanziellen Verlust entschädigen. Mehr weiß ich nicht. Die Polizei hat kein Interesse an der Sache.«

»Wie heißt dieser Anwalt, der die Angelegenheit eingefädelt hat?«

»Francis Xavier Hanley. Und jetzt muss ich gehen. Ich habe Ihnen alles gesagt.«

»Ja, ich weiß, Sie sind ein viel beschäftigter Mann.«

Pedralez gab seinen Leuten einen Wink. Die Männer standen auf und bildeten für ihn einen Korridor bis zum Bürgersteig. Aus dem Nichts erschien der Mercedes; die Tür öffnete sich wie von Geisterhand. Die Leibwächter verteilten sich auf zwei Jeep Cherokees, die vor und hinter der Limousine fuhren.

»Mr. Pedralez«, rief Austin. »Versprochen ist versprochen. Sie haben die Pistolen vergessen.«

Enrico reagierte mit einem freudlosen Lächeln. »Behalten Sie sie«, sagte er und fügte dann noch einige Worte hinzu. Er stieg in den Fond des Wagens, schloss die Tür und raste mit seinen Leuten davon. Austin schwitzte, und das nicht nur wegen der Hitze. Das alte Taxi hielt vor seiner Nase und hupte.

Kurt nahm auf dem Beifahrersitz Platz und sah sich erstaunt um. »Wo hast du denn dieses Gefährt aufgetrieben?«

»Agent Gomez war so nett, es für mich bereitzuhalten. Es hat einen kräftigen Motor und alle möglichen Funk- und Peilgeräte, damit unsere Freunde stets wissen konnten, wo du und ich waren. Ich trenne mich nur sehr ungern davon. Hat Mr. Pedralez noch etwas gesagt?«

Austin hob den Pistolenkasten. »Ja. Er sagte, bei meinem nächsten Besuch in Tijuana sollte ich lieber dafür sorgen, dass diese Dinger geladen sind.«

Die Szenerie in all ihrer schrecklichen Schönheit war dermaßen Ehrfurcht gebietend, dass Trout beinahe vergaß, in welcher misslichen Lage er und Gamay sich befanden. Paul saß auf einem Felsvorsprung ungefähr sechs Meter über dem See, ließ die langen Beine baumeln und legte den Kopf in den Nacken, um das gewaltige Schauspiel in vollem Umfang zu genießen. Um bis zum oberen Rand der Wasserfälle blicken zu können, musste er sich weit zurücklehnen. Das Sonnenlicht zauberte mehrere Regenbögen aus den Myriaden von feinen Tröpfchen, die bis weit über die fünf Kaskaden hinaufgeschleudert wurden. Der Donnerhall gemahnte an hundert ferne Lokomotiven, die mit Volldampf heranbrausten. Trout war kein religiöser Mann, aber wenn es tatsächlich so etwas wie eine Hand Gottes gab, dann sah er sie in diesem Moment vor sich.

Auf einmal entfuhr ihm ein Stöhnen. »Was machst du denn da?«, fragte Gamay und gähnte. Sie lag ganz in der Nähe unter einem Baum.

»Ich habe nur gerade überlegt, wie großartig sich diese Stelle als Standort für ein Hotel eignen würde.«

»Uff«, machte Gamay und warf ihm einen skeptischen Blick zu. Sie setzte sich auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Achte bloß darauf, dass eine Klimaanlage eingebaut wird.«

Eine Stunde zuvor hatte es kurz geregnet, dann war die Sonne mit Macht zurückgekehrt. Der kleine Aussichtspunkt wurde von mehreren Bäumen und Sträuchern beschattet, und die Trouts fanden sogar etwas Schlaf, aber vor der drückenden Schwüle gab es letztlich kein Entrinnen. Paul wachte als Erster auf.

»Ich hole dir etwas zu trinken«, sagte er. Er rollte ein Palmblatt zu einem Becher zusammen, stieg hinunter ans Ufer und füllte das behelfsmäßige Gefäß mit Wasser. Auf dem Rückweg

zu Gamay, die unterdessen ihre zerzauste Frisur von Grashalmen befreite, verlor er bereits die Hälfte des Inhalts. Gierig und mit vor Wonne geschlossenen Augen trank sie einige Schlucke und reichte den Rest an Paul weiter.

»Danke«, sagte sie lächelnd. »Das war erfrischend. Ich hoffe, es stört dich nicht, wenn ich jetzt ein kurzes Bad in unserem Wasservorrat nehme.« Sie ging zum See, lief hinein und schwamm ein kleines Stück.

Nachdem Paul ebenfalls seinen Durst gestillt hatte, wollte er sich eigentlich zu seiner Frau gesellen, bemerkte aber plötzlich eine Bewegung in der Nähe der Flussmündung. Er rief Gamay eine Warnung zu, doch das Tosen der Wasserfälle übertönte ihn mühelos. Also rannte er nach unten, stolperte fast dabei und sprang in den See. Er schwamm zu Gamay, die sich friedlich in Rückenlage treiben ließ, und packte sie beim T-Shirt.

Seine Frau war zunächst überrascht, lachte dann jedoch. »He, jetzt ist wohl kaum der geeignete Zeitpunkt für neckische Spielchen.«

»Still!«, sagte er. »Zurück zum Ufer. *Schnell.*«

Seine Besorgnis war nicht zu überhören. Ohne ein weiteres Wort schwamm Gamay eilig zurück an Land, dicht gefolgt von Paul. Sie wollte wieder auf den Vorsprung klettern, doch Paul zog sie nach unten in ein Gebüsch. Er hob einen Finger an die Lippen und deutete in Richtung See.

Gamay spähte vorsichtig zwischen den Blättern hindurch und erstarrte vor Schreck, als sie etwas blauweiß aufblitzen sah und kurz darauf nasse Paddel erkannte, die in der Sonne glänzten. Chulo. Paul hatte bemerkt, dass die vier Einbäume auf dem Fluss herannahten und den See ansteuerten. Sie hätten Gamay dort zweifellos überrascht. Die Boote fuhren in einer Reihe hintereinander, und in jedem saßen drei Indios. Zwei der Männer paddelten, während der dritte einen Bogen schussbereit hielt und seine Gefährten sicherte. Die Fahrt wirkte zielgerichtet, und of-

fenbar hatte keiner der Indios die Beobachter bemerkt.

Sie passierten das Versteck in wenigen Metern Entfernung, so dass die Trouts sogar deutlich das Muskelspiel und die Schweißperlen der Männer erkennen konnten. Der Weg der Einbäume führte in gerader Linie über den See, bis erste Gischt-schwaden sie einhüllten. Einen Augenblick später verschwanden sie im Dunst.

»Das war knapp«, sagte Paul und atmete erleichtert auf.

»Jetzt wissen wir, warum dieser Stamm auch Nebelvolk genannt wird«, sagte Gamay.

Vorsichtig richtete Paul sich auf und nutzte seine zweihundertdrei Zentimeter Körpergröße, um sich davon zu vergewissern, dass es keine eventuellen Nachzügler gab. »Alles klar«, sagte er. »Wir sollten besser von hier verschwinden. Ich habe nach wie vor dieses Schweizer Armeemesser. Vielleicht können wir uns aus Ästen und Ranken eine Art Floß bauen.«

Gamay startete in Richtung der Wasserfälle. »Ich habe eine bessere Idee.« Sie hielt inne. »Ist vielleicht ein bisschen riskant.«

»Ein bisschen riskant?« Paul lachte in sich hinein. »Vergiss nicht, dass ich mit den verschlungenen Windungen deines Verstandes durchaus vertraut bin. Du willst vorschlagen, dass wir diesen Jungs folgen und eines der Kanus stehlen.«

»Wieso nicht? Sieh mal, das hier ist deren Revier, also dürften sie schwerlich mit so etwas rechnen. Und bei allem Respekt für deinen geschickten Umgang mit einem Schweizer Armeemesser - ich kann mir kaum vorstellen, dass wir damit ein Gefährt zustande bringen, das unser beider Gewicht aushält und uns weiß Gott wie viele Meilen flussabwärts trägt, ohne zu sinken oder direkt mit uns in die Arme dieser Indios zu treiben. Schon mit dem Airboat war die Reise nicht gerade einfach. Die Leute können nicht den ganzen Tag paddeln, sondern müssen irgendwo anlegen. Wir finden die Stelle, warten die Dunkelheit ab und

klauen eines der Boote. Ich wette, sie werden es nicht mal vermissen.«

Paul musterte sie amüsiert. »Entdecke ich da in deinem Vorschlag womöglich einen Hauch von wissenschaftlicher Neugier?«

»Okay, ich gebe zu, dass es mir nicht nur ums blanke Überleben geht. Und sag jetzt nicht, du würdest dich nicht ebenfalls für diesen Hightech-Stamm und die geheimnisvolle weiße Göttin interessieren.«

»Vor allem interessiert mich, ob die wohl was zu essen haben«, sagte Paul und klopfte sich auf den Bauch. Dann kaute er nachdenklich auf einem Grashalm herum. »Jetzt mal im Ernst. Wir sitzen in der Patsche und haben eigentlich kaum eine Alternative. Wir wissen weder, wo wir sind, noch, wie wir von hier verschwinden sollen. Wir haben keinerlei Vorräte, und wie du bereits festgestellt hast, befinden wir uns auf feindlichem Terrain. Ich schlage vor, dass wir die Gegend auskundschaften. Wir sind fremd in einem fremden Land. Wir lassen es ganz langsam angehen, und falls es uns zu gefährlich wird, nehmen wir die Beine in die Hand.«

»Einverstanden«, sagte Gamay. »Und was das Essen anbetrifft, sind mir kürzlich leider die Müsliriegel ausgegangen. Aber ich habe beobachtet, wie Vögel die Beeren von dem Busch da drüben gefressen haben. Da ich hier nirgendwo tote Vögel sehe, sind sie vermutlich nicht giftig.«

»Also Beeren«, sagte Paul. »So schlecht können die ja gar nicht schmecken.«

Er irrite sich. Die Beeren waren dermaßen bitter, dass Gamay und er schon nach dem ersten Bissen angewidert das Gesicht verzogen. Mit leeren Mägen machten sie sich auf den Weg und folgten dem Verlauf des Seeufers. Als der Schlamm vor ihnen auf einmal nach Treibsand aussah, kletterten sie ein Stück die Böschung empor und stießen auf einen Trampelpfad. Er war



schon ziemlich überwuchert und schien längere Zeit nicht mehr benutzt worden zu sein. Dennoch blieben die Trouts auch weiterhin vorsichtig und waren stets bereit, sich im Fall einer unerwarteten Begegnung seitwärts in die Büsche zu schlagen.

Sie folgten dem Pfad ungefähr anderthalb Kilometer, bis sie an eine Stelle gelangten, an der die Dunstschwaden des Sees wie künstlicher Nebel in den Wald drangen. Die Blätter der Pflanzen waren nass, als hätte es kürzlich geregnet, und das Donnern der Wasserfälle hallte laut wie tausend Kesselpauken. Paul und Gamay wussten, dass dieser Lärm nicht nur ihre eigenen Geräusche unhörbar machte, sondern problemlos den Vormarsch einer ganzen Armee übertönt hätte. Die Luft wurde kühl und so feucht, dass die Trouts sich die Hände vor die Nasen hielten, damit sie nicht husten mussten. Gleichzeitig betrug die Sichtweite kaum zwei Meter, und so mussten Paul und Gamay sich vorbeugen, um den Pfad nicht aus den Augen zu verlieren.

Dann lag der Dunst urplötzlich hinter ihnen. Falls sie erwartet hatten, so wie die Reisenden in Shangri-La auf ein idyllisches Tal zu stoßen, wurden sie enttäuscht. Der Wald sah hier genauso aus wie auf der anderen Seite der Gischtschwaden. Der Pfad jedoch führte nicht länger am Seeufer entlang, sondern bog ab und folgte dem Verlauf eines Seitenarms, auf dem auch die Kanus enteilt sein mussten.

Nach ein paar Minuten blieb Gamay stehen und schüttelte den Kopf. »Fällt dir an diesem kleinen Fluss irgendetwas Seltsames auf?«

Paul trat ans Ufer. »Ja, er ist viel zu gerade, um ganz auf natürliche Weise entstanden zu sein. Anscheinend hat jemand einen bereits existierenden Bach mit Hacke und Schaufel erweitert.«

»Den Eindruck habe ich auch.« Gamay ging weiter. »Wie ich schon sagte, die Chulo sind überaus faszinierend.«

Sie folgten dem Pfad noch einige weitere Stunden. Unterwegs

bastelten sie sich Hüte aus Palmblättern und hielten häufig an, um ihren Durst aus dem Fluss zu stillen. Einen kurzen Regenschauer warteten sie im Schutz der Bäume ab. Auf einmal verbreiterte sich der Pfad, und sie bemerkten im weichen dunklen Boden die Spur eines nackten Fußes. Sofort wurden Paul und Gamay wieder vorsichtiger und wachsamer.

Nach kurzer Diskussion beschlossen sie, dem Fluss noch eine Weile zu folgen und sich dann bis zum Einbruch der Dunkelheit im Unterholz zu verstecken. Sie waren hundemüde und mussten sich unbedingt ausruhen. Dann stießen sie auf einen Weg, der nach rechts in den Wald führte. Er bestand aus Tausenden von flachen Steinen und erinnerte Gamay an die Straßen der Maya und Inka. Auch die Via Appia sah nicht wesentlich anders aus. Die Neugier siegte, und so folgten sie dem gepflasterten Weg noch ungefähr fünf Minuten. Vor ihnen schimmerte etwas zwischen den Bäumen hindurch, und sie schlichen behutsam weiter.

Der Pfad endete an einer kreisrunden Lichtung von zirka fünfzehn Metern Durchmesser, die ebenfalls vollständig mit Steinen gepflastert war. Im Zentrum der Fläche lag ein großes Objekt.

»Das gibt's doch nicht«, sagten sie wie aus einem Mund.

Der Jet war in zwei Teile gebrochen. Die Front schien noch intakt zu sein, aber die Passagierkabine hatte sich praktisch vollständig in Luft aufgelöst. Der hintere Teil mit dem Leitwerk befand sich in gutem Zustand und war direkt hinter das Cockpit geschoben worden, sodass die Maschine kurz und gedrungen wirkte. Die Lackierung war alt und verblasst, aber nicht von Ranken oder Flechten überwuchert, wie eigentlich zu erwarten gewesen wäre.

Paul und Gamay schauten durch die geborstenen Cockpitfenster und rechneten damit, dort Skelette vorzufinden, doch die Sitze waren leer. Unmittelbar vor dem Cockpit befand sich eine flache Mulde voller schwarzer Asche und kleinen verkohlten

Knochen. Umringt wurde der Steinkreis von mannshohen, mit Schnitzereien verzierten Totempfählen. Die darauf dargestellten Figuren waren unterschiedlich, nur die Spitze eines jeden der dunklen Pfosten zeigte ein und dasselbe Motiv: eine geflügelte Frau mit ausgestreckten Händen. Es war die gleiche Gestalt, die auch der tote Indio als Anhänger um den Hals getragen hatte.

»Das sieht aus wie eine Art Schrein«, flüsterte Gamay. Sie ging zu der Feuerstelle. »Hier wurden bestimmt Opfer dargebracht. Anscheinend lauter kleine Tiere.«

»Wie beruhigend«, sagte Paul. Er schaute zum Himmel empor und sah dann auf seine Armbanduhr. »Das Flugzeug ist so ausgerichtet, dass es als Sonnenuhr fungiert. Die Anordnung erinnert mich an Stonehenge, dessen konzentrische Kreise als Himmelskalender dienten.«

Gamay strich mit der Hand über die Nase des Flugzeugs. »Kommt dir diese blauweiße Farbgebung irgendwie bekannt vor?«

»Na, so was! Die Nationalfarben der Chulo.« Gamay schaute an Paul vorbei zum Waldrand und riss plötzlich die Augen auf.

»Leider sind hier auch noch andere Dinge blauweiß.« Paul drehte sich um und sah ungefähr zwanzig Indios zwischen den Bäumen hervortreten. Alle waren in den typischen Stammesfarben der Chulo bemalt. Er stieß einen stummen Fluch aus, weil er bei der Untersuchung des Flugzeugs sämtliche Vorsicht außer Acht gelassen hatte. Leise wie die Geister, als die sie überall berührt waren, kreisten die Indios sie ein. Es gab kein Entrinnen. Paul und Gamay saßen in der Falle.

Die Chulo näherten sich ihnen mit erhobenen Speeren, taten dann allerdings etwas Merkwürdiges: Der Kreis öffnete sich an einer Stelle. Einer der Indios bedeutete den Trouts mit einer Geste seiner Waffe, dass sie durch die Lücke treten sollten. Paul und Gamay wechselten fragende Blicke und folgten der Aufforderung. Sie verließen das Areal des Schreins und gingen weiter

auf dem Pfad am Fluss entlang. Die schweigenden Indios flankierten sie wie eine militärische Ehrenwache.

Der Pfad erweiterte sich zu einer regelrechten Straße und führte bis zu einer Palisade, deren Tor breit genug für einen Lastwagen gewesen wäre. Schon aus einiger Entfernung hatten die Trouts zu beiden Seiten des Eingangs hohe, an Fahnenmasten erinnernde Pfähle bemerkt, auf deren Spitzen sich runde Knäufe befanden. Als sie nun immer näher kamen, umschloss Gamay die Hand ihres Mannes mit festem Griff. »Paul, sieh doch nur«, sagte sie.

Er folgte ihrem Blick. »O mein Gott.«

Bei den vermeintlichen Knäufen handelte es sich in Wirklichkeit um menschliche Köpfe. Die Gesichter waren in der Sonne braun angelaufen wie Äpfel, und die Vögel und Insekten hatten bereits mit ihrem zerstörerischen Werk begonnen, doch man konnte Dieters Antlitz noch immer recht gut erkennen. Er lächelte nicht. Genauso wenig wie Arnaud oder sein schweigsamer Assistent Carlos. Der vierte Kopf gehörte zu einem ihrer eingeborenen Handlanger. Trout erkannte ihn an der Baseballmütze mit dem Emblem der New York Yankees.

Dann lagen das Tor und die grässlichen Dekorationen hinter ihnen. Im Schutz der Palisade drängten sich entlang des Flusses mehrere Dutzend lang gestreckter Holzhütten mit Strohdächern. Es waren weder Frauen noch Kinder zu sehen. Die Indios hatten die Speere gesenkt und die Bögen entspannt. Zum Ausgleich drängten sie sich noch etwas dichter an die Trouts heran, um jeglichen Fluchtversuch von vornherein im Keim zu ersticken.

»Achte auf das Wasserrad da drüben«, sagte Paul. »Genau solche haben wir in Neuengland auch.«

Man hatte aus Holz eine künstliche Leitung vom Fluss abgezweigt und trieb damit ein Wasserrad an. Für eine genauere Inspektion blieb den Trouts keine Zeit. Ihre Wachen führten sie zu einem Gebäude im Zentrum der Ansiedlung. Es war ungefähr

viermal so groß wie die umliegenden Hütten, und die Wände bestanden nicht aus Schösslingen, sondern aus rötlichem Lehm. Sie hielten vor einem Portal, das wie ein großes gähnendes Maul aussah. Über dem Eingang hing das Schaufelrad eines Strahltriebwerks. Die Indios stellten sich hinter den Trouts in einer Reihe auf, legten die Waffen ab, knieten nieder und verneigten sich, bis ihre Nasen den Boden berührten.

»Und was jetzt?«, fragte Gamay erstaunt angesichts der plötzlichen Unterwürfigkeit der wilden Chulo.

»Auf keinen Fall sollten wir weglaufen. Wir würden keine drei Meter weit kommen, dann hätten sie uns wieder erwischt. Ich schätze, sie wollen, dass wir dieses Haus betreten. Nach Ihnen, Madame.«

»Wir gehen zusammen.«

Hand in Hand traten sie durch den Eingang in das Halbdunkel der Hütte. Sie durchquerten zwei kleinere Zimmer und gelangten dann in einen größeren Raum. Inmitten eines Lichtstrahls, der vor der Rückwand des Raums durch eine Aussparung im Dach hereinfiel, saß eine Person, die nun den Arm hob und die Trouts zu sich heranwinkte. Langsam kamen sie näher. Der Boden der Hütte bestand aus Holz und nicht, wie sonst üblich, aus gestampfter Erde.

Die Gestalt hatte auf einem Thron Platz genommen, der früher anscheinend ein Flugzeugsitz gewesen war. Abgesehen von zwei gebräunten, wohlgeformten Beinen, verbarg sich der größte Teil ihres Körpers hinter einer blauweißen ovalen Maske, die mit den aufgemalten riesigen Augen, dem gewaltigen Maul und den spitzen Haizähnen wie ein Alptraumgebilde wirkte. Nervös verharrten Paul und Gamay vor der bizarren Figur und wussten nicht recht, was sie tun sollten. Dann kamen hinter der Fratze zwei Hände hervor und nahmen die Maske ab.

»Mann, ist das heiß hier drunter«, sagte auf Englisch die hübsche Frau, die hinter der hässlichen Verkleidung zum Vorschein

kam. Sie stellte die Maske ab und nickte erst Paul, dann Gamay zu. »Dr. Trout und Dr. Trout, wie ich annehme.«

Gamay überwand die Verblüffung als Erste. »Woher kennen Sie unsere Namen?«

»Wir wissen Göttinnen sehen und wissen alles.« Sie musste lachen, als Paul und Gamay nur umso verwirrter dreinblickten. »Wie gemein von mir, mich auf Kosten meiner Gäste zu amüsieren.«

Sie lächelte und klatschte leise in die Hände. Den Trouts stand noch eine Überraschung bevor. Der Perlenvorhang hinter dem Thron teilte sich raschelnd, und zum Vorschein kam Tessa, Dieters Frau.

Die Kanzlei von Francis Xavier Hanley lag oberhalb des Hafens von San Diego im elften Stock eines Wolkenkratzers mit blauer Glasfassade. Austin und Zavala verließen den Aufzug, betraten den Empfangsbereich des Büros und nannten der attraktiven jungen Sekretärin ihre Namen. Die Frau betätigte einen Knopf an der Gegensprechanlage, hielt kurz Rücksprache, lächelte dann fröhlich und sagte ihnen, sie könnten direkt eintreten. An der Tür empfing sie ein rotgesichtiger Mann. Er wirkte wie ein ehemaliger Türsteher, der im Laufe der Jahre erheblich in die Breite gegangen war. Sein Name sei Hanley, sagte er und ließ sie auf zwei Empirestühlen Platz nehmen. Er selbst setzte sich hinter einen großen Mahagonischreibtisch, lehnte sich auf seinem gepolsterten Drehstuhl zurück, legte die Fingerspitzen aneinander und musterte die beiden Männer nachdenklich mit dem Blick eines Wolfs, der gierig zwei angepflockte Ziegen betrachtete.

Nach ihrer Rückkehr aus Tijuana hatte Austin in Hanleys Kanzlei angerufen und um eine Besprechung gebeten. Er trug mächtig dick auf und behauptete, er und sein Partner hätten »ein paar Millionen an der Börse« verdient und suchten nach einer guten Investitionsmöglichkeit. Sie erhielten sofort einen Termin. Das begehrrliche Funkeln in den hellgrünen Augen des Anwalts ließ darauf schließen, dass der Köder seine Funktion vortrefflich erfüllt hatte. Hanleys Blick wanderte vom einen zum anderen. »Ich bin dafür, immer gleich zur Sache zu kommen«, sagte er. »Wenn ich Sie am Telefon richtig verstanden habe, interessieren Sie sich für Anlagemöglichkeiten im Ausland.«

»In erster Linie interessieren wir uns für Mexiko«, erklärte Zavala.

Der Anwalt trug einen teuren, haifischgrauen Anzug und hatte seine fleischigen Hände mit so viel Gold und Diamanten be-

stückt, dass es für drei gereicht hätte. Allerdings wäre kein Schneider der Welt in der Lage gewesen, die Schlägerstatur des Mannes zu kaschieren, und selbst noch so viel Schmuck konnte nicht darüber hinwegtäuschen, wie ungehobelt Hanley sprach und sich bewegte. Kurt und Joe trugen Jeans, T-Shirts und Windjacken. Die lässige Kleidung war wohl überlegt. In Kalifornien sieht nur der nach einem Millionär aus, der garantiert keiner ist.

Zavalas lateinamerikanisches Äußeres entging dem Anwalt durchaus nicht. »Da haben Sie in mir genau den richtigen Ansprechpartner gefunden«, rief er überschwänglich. Er versuchte, ein freundliches Lächeln aufzusetzen, aber der V-förmige Mund in dem feisten Gesicht ließ ihn wie einen fetten Geier aussehen. »Schwebt Ihnen schon eine bestimmte Branche vor?«

»Wir mögen Tortillas«, sagte Austin und verzog dabei keine Miene.

Hanleys rote Visage starrte ihn verständnislos an. »Wie bitte?«, fragte er, weil er glaubte, sich verhöhnt zu haben.

»Tortillas, Sie wissen schon«, wiederholte Austin und deutete mit den Fingern einen Kreis an. »Wir haben gehört, das sei ein Markt mit Zukunft.«

Der Anwalt gewann seine Fassung schnell wieder zurück. »Ja, ganz recht«, erwiderte er. »Ein überaus florierender Sektor der stetig wachsenden Nahrungsmittelindustrie.«

Austin war überzeugt, Hanley hätte ihnen für jeden beliebigen Vorschlag eine vergleichbare Prognose gestellt. Zavala und er hatten beschlossen, genauso direkt wie bei Pedrales vorzugehen, und hofften, eine ebenso starke Reaktion zu erzielen.

»Wir haben von einer Tortilla-Fabrik auf der Baja California gehört, nicht weit entfernt von Ensenada, die eventuell günstig zum Verkauf steht«, sagte Joe grinsend.

Hanleys vorstehende Augenbrauen zogen sich zusammen.



»Wo genau haben Sie davon gehört?«

»Ach, es ist nur so ein Gerücht.« Zavalas Mundwinkel hoben sich zu einem geheimnisvollen Lächeln.

»Tut mir Leid, Gentlemen. Ich kenne keine Tortilla-Fabriken auf der Baja.«

»Er behauptet, er kennt sie nicht«, sagte Joe zu Kurt.

Austin zuckte die Achseln. »Das überrascht uns aber. Laut Enrico Pedrales sind Sie sehr wohl mit der entsprechenden Anlage vertraut. Er hat uns Ihren Namen genannt und gesagt, Sie hätten das Geschäft für ihn eingefädelt.«

Der Name des mexikanischen Gangsterbosses ließ bei Hanley sämtliche Alarmglocken schrillen. Er war sich nicht sicher, was er gegenüber diesen beiden Fremden zugeben durfte und was nicht. In Gedanken spielte er alle möglichen Bedrohungen durch: Polizei, Steuerfahndung, Staatsbehörden. Die Männer schienen in keine dieser Schubladen zu passen. Er beschloss, zum Angriff überzugehen.

»Würden Sie sich bitte ausweisen?«

»Das dürfte nicht nötig sein«, sagte Austin.

»In dem Fall möchte ich Sie bitten, umgehend mein Büro zu verlassen. Andernfalls werfe ich Sie eigenhändig hinaus.«

Austin machte keine Anstalten, sich zu erheben. »Das könnten Sie natürlich versuchen«, sagte er in frostigem Tonfall, »aber ich würde es Ihnen nicht raten. Ebenso nutzlos wäre es, Ihre mexikanischen Kumpel anzurufen.«

Da die Einschüchterung nicht funktionierte, griff der Anwalt nach dem Telefon. »Ich rufe die Polizei.«

»Und wenn Sie schon dabei sind, verständigen Sie am besten auch gleich die Anwaltskammer«, sagte Austin. »Ich bin sicher, man wird dort gern erfahren wollen, dass eines der Mitglieder Geschäftsbeziehungen zu einem berüchtigten mexikanischen Mafioso unterhält. Die gerahmte Zulassung dort an Ihrer Wand

dürfte kaum mehr das Papier wert sein, auf dem sie gedruckt ist.«

Hanley zog seine Hand zurück und starrte die beiden wütend an. »Wer sind Sie, Gentlemen?« Das letzte Wort stieß er verächtlich hervor.

»Zwei Leute, die mehr über diese Fabrik auf der Baja wissen wollen«, sagte Austin.

Hanley konnte sich noch immer keinen Reim auf dieses seltsame Paar machen. Mit ihren athletischen Staturen und den sonnengebräunten Gesichtern sahen sie wie eitle Wichtigtuer aus, aber unter dieser trügerischen Schale spürte er einen harten Kern.

»Selbst wenn Sie eine glaubwürdige Empfehlung vorweisen könnten, hätte ich keine Möglichkeit, Ihnen zu helfen«, sagte er. »Alle Einzelheiten der besagten Transaktion unterliegen dem Anwaltsgeheimnis.«

»Das stimmt«, pflichtete Kurt ihm bei. »Ferner stimmt, dass Sie ins Gefängnis kommen könnten, weil Sie mit einem gesuchten Kriminellen ein schmutziges Geschäft abgewickelt haben.«

Hanleys Mund verzog sich zu einem scheinheiligen Lächeln. »Okay, Sie gewinnen«, sagte er. »Ich verrate Ihnen, was ich weiß. Aber lassen Sie uns einen Kompromiss schließen. Verraten Sie mir, weshalb Sie sich für die Fabrik interessieren. Das wäre nur fair.«

»Ja, das wäre es«, sagte Austin, »aber diese Welt ist nicht fair.« Sein unnachgiebiger Blick bohrte sich in Hanleys Gesicht. »Ich kann Sie beruhigen. Ihre schmierigen Geschäfte sind uns egal. Sobald Sie uns erzählt haben, wer Sie für die Baja-Sache angeheuert hat, werden Sie uns wahrscheinlich nie wiedersehen.«

Hanley nickte, nahm wortlos eine Zigarre aus einem Humidor, zündete sie an und paffte den Rauch in Richtung seiner Gäste. »Vor ungefähr zwei Jahren hat sich ein Makler aus Sac-

ramento mit mir in Verbindung gesetzt. Er hatte von meinen, äh, Kontakten südlich der Grenze gehört und hielt mich für den perfekten Vermittler eines äußerst lukrativen Geschäfts, das kein Risiko und nur wenig Arbeit mit sich bringen würde.«

»Ein Angebot, das Sie nicht ablehnen konnten.«

»Natürlich nicht. Aber ich war misstrauisch. Jeder hier in Kalifornien hat einen todsicheren Plan, um reich zu werden. Außerdem wusste dieser Kerl von meiner Bekanntschaft mit Enrico. Zunächst musste ich also sicherstellen, dass sich dahinter keine Falle der Justizbehörde verbarg. Ich ließ den Mann durch einen Privatdetektiv überprüfen. Er war sauber.«

Austin lächelte matt angesichts der Ironie, dass ein Rechtsverdreher sich Sorgen über die Ehrlichkeit anderer Leute machte. »Was sollten Sie für ihn tun?«

»Die Leute, in deren Auftrag er handelte, wollten auf der Baja ein Grundstück erwerben. Es musste abgelegen und direkt an der Küste sein. Dort wollten sie eine Firma eröffnen. Ich sollte allen erforderlichen Papierkram regeln.«

»Baja Tortillas.«

»Ja. Als offiziellen Eigentümer der Fabrik wollten sie einen Mexikaner haben. Der Makler sagte, das würde die Sache vereinfachen, und der Strohmann musste nicht das Geringste tun. Man würde die technische Beschreibung des Gebäudes und eine Baumannschaft liefern. Nach Errichtung der Fabrik würden seine Klienten freien Zugang erhalten, sich aber nicht in die Produktion einmischen. Enrico könnte die Hälfte des Gewinns einstreichen, und nach fünf Jahren würde die Fabrik komplett und uneingeschränkt in seinen Besitz übergehen.«

»Haben Sie sich je gefragt, warum jemand mit einer solch beträchtlichen Investition dermaßen freigiebig verfahren sollte?«

»Man zahlt mir eine Menge Geld, weil ich eben *nicht* derartige Fragen stelle.«

»Sieht so aus, als hätten Ihre Freunde eine verdeckte Operation durchführen wollen.«

»Der Gedanke ist mir ebenfalls gekommen. Als einige Zeit davor die Japaner an der Küste eine Anlage zur Salzgewinnung errichten wollten, sind sie kräftig unter Beschuss geraten. Ein paar Naturschützer haben reichlich Wirbel bei der mexikanischen Regierung veranstaltet. Ich nahm an, die Klienten des Mannes hätten gesehen, wie es den Japanern ergangen war, und daraus den Schluss gezogen, sich nicht ähnlichen Ärger einhandeln zu wollen.«

»Wer war dieser Makler?«

»Er hieß Jones. Doch, das war sein richtiger Name«, fügte Hanley hinzu, als er die skeptischen Blicke bemerkte. »Er hatte sich auf die Vermittlung von Firmenkäufen spezialisiert.«

»In wessen Auftrag hat er gehandelt?«

»Das hat er mir nie erzählt.«

Austin beugte sich über den Tisch vor. »Versuchen Sie nicht, uns zum Narren zu halten, Mr. Hanley. Sie sind ein vorsichtiger Mann. Bestimmt haben Sie den Privatdetektiv noch ein wenig gründlicher nachforschen lassen.«

Hanley zuckte die Achseln. »Wieso sollte ich es leugnen? Die Klienten haben versucht, ihre Identität hinter einem Netz aus Firmenverflechtungen zu verbergen.«

»Sie sagen versucht. Wer sind die Leute?«

»Ich bin lediglich bis zu einem Verein namens Mulholland Group vorgestoßen. Dabei handelt es sich um eine Art Dachverband, der mit mehreren einflussreichen Firmen aus dem Bereich der Wasserwirtschaft zusammenhängt.«

»Was noch?«

»Mehr weiß ich nicht.« Hanley sah auf die Cartier-Uhr an seinem Handgelenk. »Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte. Ich habe eine Verabredung mit einem *echten* Mandanten.«

»Wir wollen die Adresse und Telefonnummer des Maklers.«

»Das dürfte Ihnen wenig nutzen. Er ist vor ein paar Wochen ums Leben gekommen. Ein Autounfall in den Bergen.«

Durch das raumhohe Fenster hinter Hanley hatte Austin einen Hubschrauber beobachtet, der seit einiger Zeit immer wieder über das Hafenbecken flog und sich dem Haus dabei jedes Mal ein weiteres Stück näherte. Als der ungewöhnliche Todesfall zur Sprache kam, konzentrierte Kurt sich wieder auf den Anwalt.

»Wir hätten trotzdem gern alle Informationen, die Sie über ihn gesammelt haben. Und den Rest der Akte zu diesem Fall nehmen wir auch gleich mit.«

Hanley runzelte die Stirn. Er hatte gehofft, dieses lästige Paar endlich loszuwerden. »Das Original kann ich Ihnen nicht geben, aber ich lasse es fotokopieren. Das dürfte eine Weile dauern.«

»Sehr gut. Wir holen uns die Sachen in zwei Stunden ab.«

Hanleys Stirnrunzeln verstärkte sich. Dann jedoch setzte er erneut ein Lächeln auf, erhob sich von seinem Platz und brachte sie zur Tür.

»Wir rufen Hiram Yaeger an«, sagte Austin, als sie wieder im Aufzug standen. »Hanley wird die Unterlagen vermutlich zensieren, bevor er sie uns aushändigt, also sollten wir eigene Nachforschungen über diese Mulholland Group anstellen.« Hiram Yaeger war der Chef des Kommunikationsnetzwerks der NUMA. Der Computerkomplex im neunten Stock der Zentrale, von Hiram nur Max genannt, hatte Zugriff auf eine riesige meereswissenschaftliche Datenbank, die in sich Wissen aus allen weltweit zugänglichen Quellen vereinigte. Zudem drang Max routinemäßig und unautorisiert in andere Systeme ein, um dort ebenfalls Informationen zu sammeln.

Kurt und Joe verließen die Lobby des Gebäudes und traten hinaus in die südkalifornische Sonne. Als Zavala nach einem Taxi Ausschau halten wollte, hörten sie ein lautes Rotorengeräusch. Direkt über der Straße und ungefähr dreißig Meter von

der Glasfassade des Gebäudes entfernt schwebte ein grüner Helikopter. Wie alle anderen Passanten starrten auch die beiden Männer zunächst neugierig nach oben. Da durchzuckte Austin unvermittelt eine Erkenntnis.

Er packte Zavala am Arm. »Wir müssen zurück nach oben.«

Joe schaute noch einmal zu dem Hubschrauber und rannte dann hinter Kurt durch die Drehtür.

Sie liefen in einen offenen Aufzug und wählten die Etage des Anwalts an. Auf halbem Weg nach oben vernahmen sie einen dumpfen Knall, und die Kabine wurde im Schacht leicht durchgerüttelt. Ein Stockwerk unter Hanleys Kanzlei drückte Austin den Haltknopf. Vorbei an bestürzten Büroangestellten eilten sie zum Treppenhaus und dort eine Etage nach oben.

Schon auf der Treppe drang ihnen beißender schwarzer Qualm entgegen. Kurt ertastete die Tür zum Stockwerk der Kanzlei. Da von der anderen Seite keine Hitze zu spüren war, die auf eine Feuersbrunst hingedeutet hätte, zog er die Tür einen kleinen Spalt auf. Noch mehr Rauch drang ins Treppenhaus. Sie öffneten den Zugang weit genug, um hindurchschlüpfen zu können, ließen sich auf Hände und Knie sinken und krochen durch die erstickenden Schwaden in den Empfangsbereich. Die Sprinkleranlage durchnässte sie mit einer kühlenden Dusche. Die Sekretärin lag auf dem Teppich neben ihrem Schreibtisch.

»Was ist mit Hanley?«, rief Joe. Aus Richtung der Bürotür wallte Rauch heran.

»Spar dir die Mühe. Der ist hinüber.«

Sie zogen die bewusstlose Sekretärin bis zur Treppe und trugen sie dann in die Etage darunter. Nach einigen Minuten Mund-zu-Mund-Beatmung kam sie wieder zu sich. Kurz darauf traf die Feuerwehr ein, und ein Sanitäter übernahm die weitere Versorgung der Frau. Zu Fuß machten Austin und Zavala sich auf den Weg nach unten. Sie wollten nicht riskieren, bei einem eventuellen Stromausfall im Aufzug stecken zu bleiben. In der

Lobby kamen ihnen weitere Feuerwehrleute entgegen. Auch die Polizei war nun vor Ort und evakuierte das Gebäude. Draußen reihten Kurt und Joe sich in die Menge ein, aber als sie merkten, dass ihnen nichts mehr zu tun blieb, entfernten sie sich zwei Blocks weit und winkten sich dann ein Taxi heran.

Der Fahrer, nach seiner Lizenz zu urteilen ein Senegalese, musterte ihre verrußten Gesichter. »Waren Sie da drinnen? Mann, ich hab's gerade im Radio gehört. Irgendeine Explosion.«

Zavala schaute zur Heckscheibe hinaus und betrachtete das Durcheinander vor dem Gebäude, wo die Polizei inzwischen den Verkehr anhielt und alles für die Feuerwehr abspernte.

Dann wischte er sich den Ruß von der Wange. »Woher wusstest du, dass so etwas passieren würde?«

»Ich wusste es nicht. Aber schon während des Gesprächs mit Hanley ist mir dieser Helikopter über dem Hafenbecken aufgefallen.«

»Den habe ich auch gesehen, aber nicht weiter darauf geachtet. Ich dachte, es wäre ein ganz gewöhnliches Lufttaxi.«

»So ging's mir anfangs auch. Als wir ihn dann aus der Nähe gesehen haben, war plötzlich alles klar. Genau dieser Hubschrauber oder zumindest eine sehr ähnliche Maschine ist nach der Explosion über der Tortilla-Fabrik aufgetaucht.«

»Stimmt, ich erinnere mich. Dunkelgrün. Er hat über der Bucht gekreist und ist wieder verschwunden.« Zavala überdachte die Konsequenzen. »Wem auch immer dieser Helikopter gehört, er wollte den Anwalt unbedingt aus dem Weg räumen.«

»Hanley hatte mit ziemlich üblen Leuten zu tun.«

»Glaubst du, Enrico steckt dahinter?«

»Kann sein. Er wusste, dass wir mit dem Anwalt reden würden. Irgendwie seltsam, dass er Hanley nicht telefonisch vor uns gewarnt hat.«

»Ich muss gerade an Mr. Jones denken, den ursprünglichen

Vermittler des Geschäfts«, sagte Zavala grübelnd. »Vielleicht wurde auch er zum Schweigen gebracht.«

»Das reicht aber noch nicht aus, um die Enrico-Theorie zu widerlegen«, sagte Austin.

Im Hotel wurde aus ihren Vermutungen Gewissheit. Während Austin unter die Dusche stieg, schaltete Zavala die Fernsehnachrichten ein. Man sah Rauch aus dem Büro dringen und Löschzüge auf der Straße stehen. Der Sprecher der Feuerwehr sagte, zwar seien einige Leute mit Anzeichen von Rauchvergiftung behandelt worden, aber es habe offenbar nur einen Toten gegeben. Den Namen des Opfers könne er vorerst nicht mitteilen, da zunächst die Angehörigen verständigt werden sollten. Die Ursache der Explosion sei unklar. Dann endete der Bericht, und Joe wollte das Gerät schon ausschalten, als ein bekanntes Gesicht auf dem Schirm erschien.

»Kurt, das musst du dir ansehen«, rief er. Austin war schnell genug zur Stelle, um die Meldung des frisch geföhnten Nachrichtensprechers in voller Länge mitzubekommen.

»Das hier wird gerade hereingereicht. Der angebliche mexikanische Drogenbaron Enrico Pedralez kam heute in Tijuana bei der Explosion seines Wagens ums Leben. Zwei weitere Männer, vermutlich Leibwächter, wurden bei dem Bombenanschlag ebenfalls getötet.«

Es folgte eine Aufzählung der zahlreichen Straftaten, die Pedralez zur Last gelegt wurden.

»Unsere Freunde mit dem grünen Helikopter gehen anscheinend nur ungern Risiken ein«, stellte Austin fest.

Das Telefon klingelte, und Zavala nahm ab. Er hörte kurz zu, murmelte: »Keine Ursache!« und legte den Hörer wieder auf. »Das war FBI Agent Miguel Gomez«, sagte er.

»Was hat er gewollt?«

Zavalas Mund verzog sich zu einem gequälten Lächeln. »Er



wollte sich bloß dafür bedanken, dass wir ihm die Arbeit ein wenig erleichtert haben.«

Brynhild Sigurd leitete ihr weit gespanntes Imperium aus einem Turmbüro hoch über der eindrucksvollen Wikinger-Anlage, die sie Walhalla nannte. Der fensterlose Raum war kreisrund und entsprach damit jener geometrischen Form, die der Perfektion am nächsten kam. Die Wände waren völlig weiß und weder mit Gemälden noch sonstigem Zierrat behängt. Brynhild saß vor einem Flachbildschirm und einer Schalttafel aus weißem Kunststoff, in die auch ein Telefon integriert war. Mehr benötigte sie nicht, um jederzeit mit ihren weltweit verstreuten Firmen in Verbindung treten zu können. Die Temperatur in diesem Zimmer betrug sommers wie winters nur kühle dreieinhalb Grad. Die wenigen Besucher, die jemals bis in dieses entlegene Refugium vorgelassen worden waren, hatten stets den Eindruck gehabt, einen Kühlschrank zu betreten, doch Brynhild fühlte sich hier wohl.

Sie war auf einer abgelegenen Farm in Minnesota aufgewachsen und hatte gelernt, die Kälte zu lieben und sich an der Reinheit zu erfreuen, die mit eisigen Temperaturen einherging. Schon damals war sie häufig stundenlang allein unter dem Sternenzelt Ski gefahren, ohne auch nur zu bemerken, wie der Frost ihre Wangen erglühen ließ. Je größer und stärker sie wurde, desto mehr zog sie sich vom Rest der Menschheit zurück, und die »kleinen Leute«, wie Brynhild sie nannte, betrachteten sie zusehends als Sonderling. Ihre Schulzeit verbrachte sie in Europa und erzielte dank ihres brillanten Verstands ausgezeichnete Noten, obwohl sie nur selten am Unterricht teilnahm. Wenn es ihr nicht gelang, sich zu verstecken, fühlte sie sich durch die starrenden Blicke der anderen nur umso stärker in ihrem Ehrgeiz angestachelt und in ihrer schwelenden Wut bestärkt. So wurde auch der Grundstock zu ihrem Größenwahn gelegt.

»Vielen Dank, dass Sie das Gesetz zur Privatisierung des Co-

lorado River unterstützen, Senator Barnes«, sagte sie in die Freisprechanlage des Telefons. »Sie werden von dieser Entscheidung ganz sicher beträchtlich profitieren, vor allem sobald die Firma Ihres Bruders die ersten Aufträge von uns erhält. Ich hoffe, Sie haben sich meine Vorschläge zu Herzen genommen.«

»Ja, Ma'am, das habe ich, vielen Dank. Natürlich kann ich wegen der vermeintlichen Interessenkonflikte nicht öffentlich in Erscheinung treten, aber mein Bruder und ich stehen uns sehr nahe, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Allerdings, Senator. Hatten Sie Gelegenheit, mit dem Präsidenten zu sprechen?«

»Ich habe noch vor wenigen Minuten mit seinem Stabschef telefoniert. Das Weiße Haus wird jeden Antrag unterbinden, der das bereits abgeseignete Privatisierungsgesetz ein weiteres Mal in Frage stellt. Der Präsident ist fest davon überzeugt, dass ein privates Unternehmen ausnahmslos wirtschaftlicher arbeitet als die öffentliche Hand, sei es nun auf dem Gebiet der Gefängnisverwaltung, der Sozialversicherung oder der Wasserversorgung.«

»Wie viel Unterstützung wird der Kinkaid-Antrag bekommen?«

»Nur ein paar vereinzelte Stimmen, nichts Ernstes. Verdammt schade, dass Kinkaid diesen Unfall hatte. Ich habe den Mann immer gemocht. Aber ohne ihn als treibende Kraft ist seine Sache zum Scheitern verurteilt.«

»Hervorragend. Wie weit sind die anderen Gesetzesvorlagen?«

»Alles läuft wie geplant. Demnächst dürfte die behördlich gesteuerte Wasserversorgung überall im Land privatisiert werden.«

»Demnach gibt es keine Probleme mehr?«

»Bis auf eine Ausnahme vielleicht. Ein Redakteur der größten Tageszeitung in der Hauptstadt meines Heimatstaates erweist

sich zunehmend als Quälgeist. Er setzt Himmel und Hölle in Bewegung, und ich fürchte, er könnte der Sache gefährlich werden.«

Sie fragte nach dem Namen des Mannes und prägte ihn sich sorgfältig ein. Auf ihrem Schreibtisch lagen weder Stifte noch Papier. Sämtliche Einzelheiten speicherte sie allein in ihrem Gedächtnis.

»Ach übrigens, Senator Barnes, haben Sie die kleine Wahlkampfspende erhalten?«

»Ja, Ma'am. Wirklich sehr großzügig von Ihnen, zumal es keinen Gegenkandidaten gibt. Eine große Kriegskasse trägt nur noch mehr zur Entmutigung der Opposition bei.«

Auf der Schalttafel blinkte ein rotes Lämpchen.

»Wir hören bald wieder voneinander. Auf Wiedersehen, Senator.«

Sie betätigte einen Knopf, und in der Wand des Raums öffnete sich eine Tür. Die Gebrüder Kradzik traten ein, beide mit den üblichen schwarzen Lederjacken bekleidet.

»Ja?«, sagte sie.

Die schmalen Münder verzogen sich gleichzeitig zu einem eigigen Lächeln.

»Wir haben den mexikanischen Farmer gefeuert...«

»... und auch den Anwalt, ganz wie befohlen.«

»Gab es Schwierigkeiten?«

Sie schüttelten die Köpfe.

»Im Fall des Farmers werden die Behörden keine großartigen Nachforschungen anstellen«, sagte sie. »Auch der Anwalt hatte viele Feinde. Jetzt zu etwas anderem. Bezüglich der Explosion in unserer mexikanischen Einrichtung gibt es einige neue Erkenntnisse.«

Sie berührte den Monitor, und zwei Fotos wurden sichtbar.

Das erste war die Aufnahme einer Überwachungskamera und zeigte Austin und Zavala in der Eingangshalle der Tortilla-Fabrik. Das andere Bild war stark vergrößert worden; auf ihm standen die beiden Männer auf der Höhe von Ensenada an Deck der Sea Robin. Brynhild musterte zunächst den breitschultrigen Mann mit dem silberweißen Haar, dann seinen gut aussehenden dunkelhaarigen Begleiter.

»Kennen Sie diese Männer?«

Die Brüder zuckten die Achseln.

»Das hier sind Kurt Austin, der Leiter des NUMA-Teams für Sonderaufgaben, und Jose Zavala, einer seiner Leute.«

»Wann können wir...«

»... sie eliminieren?«

Die Temperatur im Zimmer schien schlagartig um weitere fünf Grad zu sinken.

»Falls diese Männer für die Zerstörung der Baja-Anlage verantwortlich sind, werden sie dafür mit ihrem Leben bezahlen«, sagte Brynhild. »Aber noch nicht sofort. Zuvor muss ein anderes kleines Problem beseitigt werden.« Sie nannte den Namen des Zeitungsredakteurs. »Das ist alles. Sie können jetzt gehen.«

Die Brüder eilten aus dem Raum wie zwei Hunde, denen man einen Knochen hingeworfen hatte, und ließen Brynhild allein zurück. Sie saß an ihrem Platz und grübelte über die Unterwasseranlage nach. All die viele Arbeit letztlich umsonst. Schlimmer noch, auch der gesamte Vorrat des Katalysators war durch die Explosion vernichtet worden. Mit hasserfültem Blick durchbohrte sie die beiden Gesichter auf dem Computerbildschirm.

»*Kleine* Leute«, murmelte sie verächtlich.

Dann betätigte sie einen Schalter, und der Monitor wurde schwarz.

Paul Trout drehte die Dusche ab und betrachtete voll wissenschaftlicher Bewunderung ein weiteres Mal ihre Funktionsweise. Das Wasser gelangte durch eine Holzröhre in einen ausgehöhlten Kürbis, dessen gehärtete Schale man mit zahllosen winzigen Löchern perforiert hatte und der somit als Duschkopf fungierte. Kontrolliert wurde der Zufluss mittels eines simplen hölzernen Hahns, und im Hartholzboden der Dusche befand sich ein Abflussloch. Paul stieg aus der hölzernen Kabine, trocknete sich mit einem Baumwollhandtuch ab, schlang sich ein zweites Handtuch um den Leib und ging in ein benachbartes Zimmer, das durch Tonlampen erhellt wurde.

Auf einer erhobenen Plattform, die als Bettgestell diente, lag Gamay ausgestreckt auf einer bequemen, mit Gras gefüllten Matratze. Sie hatte sich aus ihrem Handtuch eine Toga gefertigt und sich das dunkelrote Haar zuerst gekämmt und dann geflochten. Im Augenblick bediente sie sich eifrig aus einer großen Schale mit Früchten und sah dabei aus wie eine Römerin aus antiker Zeit. Dann wandte sie sich Paul zu, an dessen hoch aufgeschossener Gestalt das Handtuch lächerlich klein wirkte. »Was hältst du von all dem hier, du Naturbursche?«

»In der so genannten zivilisierten Welt habe ich schon weitaus schlechtere Badezimmer erlebt.«

»Wusstest du, dass man die kulturelle Entwicklung einer Zivilisation an dem Standard ihrer sanitären Einrichtungen messen kann?«

»Angesichts der Tatsache, dass die Einheimischen gern Köpfe auf angespitzte Pfähle rammen, würde ich nicht unbedingt von Kultur sprechen, aber dieses ganze Dorf ist eine Art Wunder. Achte nur mal darauf, wie hervorragend diese Wände verputzt sind«, sagte er und strich mit den Fingern über die weiße Oberfläche. »Ich habe eine Million Fragen. Hast du schon etwas von

unserer Gastgeberin gehört?«

»Sie hat Tessa geschickt und uns ausrichten lassen, dass sie gern mit uns sprechen würde, sobald wir uns ein wenig erholt haben. Das war vielleicht eine Überraschung. Ich dachte, Dieters Frau wäre den Chulo unfreiwillig in die Hände gefallen.«

Die Göttin hatte ihnen keine weiteren Erklärungen geliefert. Nach der namentlichen Begrüßung der Trouts und dem Auftritt von Tessa sagte sie einfach nur: »Bitte haben Sie Geduld. Ich werde Ihnen zu gegebener Zeit alles erläutern.«

Dann klatschte sie abermals in die Hände, woraufhin zwei junge Indiofrauen mit gesenkten Köpfen durch den Vorhang traten. Die barbusigen Dienerinnen führten die Trouts in ihr Schlafzimmer, demonstrierten die Handhabung der Dusche und ließen sie mit einer gefüllten Obstschale dort zurück.

»Ich werde mich hüten, einer weißen Göttin nicht zu gehorchen«, sagte Paul und nahm neben seiner Frau Platz. »Was hältst du von ihr?«

»Beschränken wir uns auf das Nächstliegende.« Gamay zählte die einzelnen Punkte an den Fingern ab. »Sie ist nicht in dieser Gegend aufgewachsen. Sie spricht Englisch mit leichtem Akzent. Sie ist klug. Sie ist freundlich. Und sie kennt sich eindeutig mit Früchten aus. Hier, probier mal eine von diesen kleinen gelben. Die schmecken wie Orange mit Zimt.«

Trout kostete die pflaumengroße Frucht und kam zu dem gleichen Ergebnis. Dann streckte er sich auf der Matratze aus. Seine Füße ragten über das Bettende hinaus. Eigentlich wollten Gamay und er sich nur etwas ausruhen, aber nach der anstrengenden langen Wanderung und der erfrischenden Dusche wurde die Müdigkeit übermächtig, und sie schliefen ein.

Als sie erwachten, sahen sie, dass eine der Dienerinnen im Schneidersitz auf dem Boden saß und sie beobachtete. Sobald sie sich regten, huschte die Frau lautlos aus dem Zimmer. Auf einem Tisch lag die Kleidung der Trouts, die kurz nach ihrer

Unterbringung abgeholt worden war. Man hatte die durchgeschwitzten und fleckigen Shorts und T-Shirts gewaschen, getrocknet und ordentlich zusammengelegt. Paul sah auf die Uhr. Sie hatten drei Stunden geschlafen. Eilig zogen sie sich an, zusätzlich beflügelt durch den Duft warmer Speisen, der ihnen in die Nasen stieg.

Tessa erschien und bat sie, ihr zu folgen. Dann führte sie die Trouts durch einen Flur in einen großen Raum, in dessen Mitte ein Tisch aus dunklem Holz sowie drei bezogene Hocker standen. Eine der Eingeborenen widmete sich soeben einem Keramikherd mit mehreren brodelnden Tontöpfen, deren Dämpfe durch Röhren in der Decke abgeleitet wurden.

Kurz darauf erschien auch die barfüßige weiße Göttin, die schon von weitem durch das leise Geklingel ihrer metallenen Armbänder und Fußkettchen angekündigt wurde. Um den Hals trug sie genau den gleichen Anhänger wie schon der tote Indio, und bekleidet war sie mit einem Zweiteiler aus Jaguarfell, der die Konturen ihres gebräunten Körpers vorteilhaft zur Geltung brachte. Sie hatte orientalische Augen und hohe Wangenknochen. Ihr von der Sonne honigblond gebleichtes Haar war nach hinten gekämmt und zu einer Ponyfrisur geschnitten, wie auch die einheimischen Frauen sie bevorzugten.

»Sie sehen deutlich erholter aus«, sagte sie und nahm ebenfalls am Tisch Platz.

»Die Dusche hat enorm dazu beigetragen«, sagte Gamay. »Was für eine bemerkenswerte Konstruktion«, fügte Paul hinzu. »Als Neuengländer muss ich Ihnen ein Kompliment für Ihren Einfallsreichtum machen.«

»Das war eines meiner ersten Projekte, vielen Dank. Das Wasser wird mit Hilfe einer Windmühle in einen Vorratsbehälter gepumpt, damit der Druck erhalten bleibt. Verbunden ist das Ganze außerdem mit einem belüfteten Röhrensystem in den Wänden dieses Hauses, das selbst an den heißesten Tagen für



angenehme Kühlung sorgt. In Anbetracht der vorhandenen Materialien ist mir keine bessere Klimaanlage eingefallen.« Die Neugier ihrer Gäste war nicht zu übersehen. »Erst essen wir, dann können wir reden«, sagte sie.

Die Köchin servierte ihnen einen Eintopf mit Fleisch und Gemüse und dazu grünen Salat. Sämtliches Geschirr war blau-weiß gefärbt. Gamay und Paul vergaßen vorübergehend alle Fragen und stürzten sich ausgehungert auf ihre Mahlzeit. Zu trinken gab es ein erfrischendes, leicht alkoholhaltiges Gebräu, und als Nachtisch wurde zuckersüßer Kuchen gereicht. Die Göttin betrachtete sie wohlwollend und freute sich über ihren Appetit.

»Und jetzt ist es an der Zeit, dass Sie für das Essen bezahlen«, verkündete sie lächelnd, nachdem der Tisch abgeräumt war. »Sie müssen mir erzählen, was während der letzten zehn Jahre im Rest der Welt passiert ist.«

»Das erscheint mir nicht teuer für ein solches Mahl«, sagte Paul.

»Sie werden vielleicht anderer Meinung sein, wenn wir fertig sind. Bitte fangen Sie doch möglichst mit dem Gebiet der Wissenschaft an. Welche großen oder kleinen Fortschritte wurden im Verlauf des letzten Jahrzehnts erzielt?«

Gamay und Paul wechselten sich ab und schilderten ihr die Entwicklung der Computertechnik, die weitverbreitete Nutzung des Internets und der drahtlosen Kommunikation, die Missionen des Space Shuttle, die Reparatur des Hubble-Teleskops, die unbemannten Raumsonden, die meereskundlichen Entdeckungen der NUMA und die Erfolge der Medizin. Die Fremde lauschte ihnen gebannt und stützte dabei das Kinn auf die verschränkten Hände. Gelegentlich stellte sie eine vertiefende Frage, die ihre eigene wissenschaftliche Vorbildung erkennen ließ, doch zumeist sog sie die Neuigkeiten mit verträumten Blick und schweigend in sich auf, als wäre sie eine Rauschgiftsüchtige, die

Opiumdämpfe inhalierte.

»Und jetzt erzählen Sie mir etwas über die politische Lage«, bat sie.

Erneut kramten die Trouts in ihrem Gedächtnis: die Präsidentialpolitik der USA, die Beziehung zu Russland, die Nachwehen des zweiten Golfkriegs, der Krieg auf dem Balkan, Dürren, Hungersnöte, Terrorismus, die Europäische Union. Die Frau erkundigte sich nach Brasilien und schien erfreut zu sein, als die Trouts sagten, der Demokratisierungsprozess des Landes habe sich erfolgreich fortgesetzt. Dann sprachen sie über Filme und Theaterstücke, Musik und Kunst, den Tod bekannter Persönlichkeiten. Paul und Gamay waren selbst überrascht, wie unglaublich wechselvoll das letzte Jahrzehnt verlaufen war. Langsam taten ihnen vom vielen Erzählen die Kiefer weh.

»Was ist mit Krebs? Hat man ein Heilmittel gefunden?«

»Leider nicht.«

»Und die Süßwasserversorgung? Ist das immer noch ein so großes Problem in weiten Teilen der Welt?«

»Schlimmer als je zuvor, und hinzu kommen Unterentwicklung und Umweltverschmutzung.«

Sie schüttelte betrübt den Kopf. »So viel«, sagte sie versonnen. »Ich habe so viel verpasst. Ich weiß nicht, ob meine Eltern noch am Leben sind. Ich vermisse sie, vor allem meine Mutter.« In ihrem Auge schimmerte eine Träne. Sie wischte sie mit der Serviette weg. »Ich muss mich für meine Wissbegierde entschuldigen, aber Sie können sich nicht vorstellen, wie schrecklich es ist, hier im Wald von allem isoliert zu sein und nichts von der Außenwelt mitzubekommen. Sie sind sehr freundlich und geduldig gewesen. Und jetzt möchte ich Ihnen meine Geschichte erzählen.« Sie ließ Tee servieren und schickte die Indiofrauen dann weg, so dass sie mit Paul und Gamay allein war.

»Ich heiße Francesca Cabral«, begann sie. Eine Stunde lang lauschten die Trouts gespannt dem Lebenslauf der Göttin, von

ihrer Familie über die Ausbildung in Brasilien und den USA bis hin zu der Bruchlandung des Flugzeugs.

»Ich habe als Einzige überlebt«, sagte sie. »Der Kopilot mag ein Schurke gewesen sein, aber fliegen konnte er. Der Jet rutschte in den Uferschlamm des Flusses, wodurch der Aufprall gedämpft und ein Feuer verhindert wurde. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einer Hütte wieder. Die Indios hatten mich dorthin gebracht. Meine Schnitt- und Quetschwunden taten furchtbar weh, und mein rechtes Bein war anscheinend mehrfach und kompliziert gebrochen. Wie Sie bestimmt schon gehört haben, verfügen die Eingeborenen des Regenwaldes oft über erstaunliche Medizinkenntnisse.

Sie haben mein Bein gerichtet und mir Arzneien eingeflößt, die sich als schmerzlindernd und heilungsfördernd erwiesen. Später erfuhr ich, dass das Flugzeug direkt auf dem Dach der Hütte ihres Häuptlings gelandet war und ihn getötet hatte. Aber man machte mir daraus keinen Vorwurf. Ganz im Gegenteil sogar.«

»Man machte Sie zur Göttin«, sagte Gamay.

»Das alles ist durchaus nachvollziehbar. Die Chulo haben sich schon vor langer Zeit in die Tiefen des Waldes zurückgezogen, um der Ausrottung durch den weißen Mann zu entgehen. Sie sind vom Rest der Welt völlig abgeschnitten. Dann komme ich wie ein flammender Komet vom Himmel gestürzt, genau wie man es von einem zornigen Gott erwarten würde. Die Indios haben gedacht, ihr Häuptling hätte die Götter verärgert. Ich wurde zur zentralen Gestalt ihrer Religion.«

»Eine Art Cargo-Kult?«, fragte Gamay.

»Während des Zweiten Weltkriegs haben Eingeborene zum ersten Mal in ihrem Leben Flugzeuge am Himmel erblickt und daraufhin am Boden primitive Abbilder der Maschinen angefertigt und verehrt«, erklärte Paul.

»Ja«, sagte Gamay. »Erinnerst du dich noch an den Film ›Die

*Götter müssen verrückt sein?* Jemand warf eine Colaflasche aus dem Flugzeug, die zu einem Objekt religiöser Verehrung wurde und allerlei Schwierigkeiten verursachte.«

»Ganz genau«, sagte Francesca. »Und jetzt stellen Sie sich mal vor, diese Eingeborenen hätten ein echtes Flugzeug in die Finger bekommen.«

»Das erklärt den Schrein mit dem Wrack im Zentrum.«

Sie nickte. »Die Leute haben die Teile des Jets dorthin geschleppt und gar nicht mal so schlecht wieder zusammengefügt. Als eine Art ›Streitwagen der Götter‹. Hin und wieder müssen wir ein Tieropfer darbringen, damit die himmlischen Mächte nicht noch mehr Unheil über den Stamm hereinbrechen lassen.«

»Das Flugzeug war blauweiß«, sagte Gamay. »Die Indios bemalen sich in den gleichen Farben. Das ist kein Zufall, nicht wahr?«

»Die Leute glauben, es würde sie vor ihren Feinden beschützen.«

»Wie kommt es, dass Tessa hier ist?«

»Sie ist eine halbe Chulo. Ihre Mutter wurde bei dem Überfall eines Nachbarstammes geraubt und an einen Europäer verkauft, Tessas zukünftigen Vater. Im Zuge einer Stammesfehde kam er ums Leben, und Tessa ging in Dieters Besitz über. Er wusste von den Chulo und heiratete Tessa, als diese noch ein junges Mädchen war, weil er fälschlicherweise annahm, dadurch Zutritt zu dem Stamm und dessen medizinischen Kenntnissen zu erlangen, die er zu Geld machen wollte.«

»Warum ist sie bei Dieter geblieben?«

»Sie dachte, sie hätte keine andere Wahl. Dieter hat ihr immer wieder das Gefühl vermittelt, sie sei ein Mischling, ein minderwertiges Geschöpf. Und eine Ausgestoßene.«

»Was ist mit dem Indio, dessen Leiche wir gefunden haben?«

»Tessa war nicht das erste Kind ihrer Mutter. Sie hatte einen

Halbbruder, der hier lebte. Er war entschlossen, seine Familie zu finden, und wagte sich auf eigene Faust in das Gebiet jenseits der Wasserfälle vor. So erfuhr er vom zwischenzeitlichen Tod seiner Mutter und der Existenz seiner Schwester Tessa. Er wollte sie zurückholen. Für die Chulo bedeutet die eigene Familie sehr viel. Die Pflanzenpiraten, mit denen Dieter Geschäfte machte, nahmen den Krieger gefangen. Er sollte ihnen zeigen, wo man Blutlaub finden kann.«

»Arnaud hat den Namen erwähnt.«

»Es handelt sich dabei um dieselbe Wunderpflanze, die mir nach dem Flugzeugabsturz geholfen hat. Der Stamm betrachtet sie als heilig. Tessas Bruder weigerte sich, den Fundort zu verraten, wurde gefoltert und dann bei einem Fluchtversuch erschossen. Sie haben ihn schließlich gefunden. Unterdessen hat Dieter die Pflanzenproben gestohlen. Ich schickte einen Suchtrupp, der nach Tessas Bruder Ausschau halten sollte. Sie war auf dem Weg hierher, ist den Männern genau in die Arme gelaufen und hat ihnen alles erzählt. Ich bat sie, zu Dieter zurückzukehren und uns über die weiteren Ereignisse auf dem Laufenden zu halten. Dann sind Sie beide ganz unerwartet aufgetaucht. Tessa hat versucht, Sie zu warnen. Als das nicht funktionierte, hat sie Ihnen zur Flucht verholfen. Zumindest hat sie das geglaubt, bis Sie auf einmal vor unserer Tür standen.«

»Wenigstens sind wir noch in einem Stück. Was mehr ist, als man von Dieter und seinen Freunden behaupten kann.«

»Die Krieger haben mir die Köpfe als Geschenke mitgebracht.« Sie sah sich in der Küche um, an deren Wänden farbenfrohe Teppiche mit Darstellungen des Dorflebens hingen. »Schrumpfköpfe passen irgendwie nicht zu meinem Dekor, also habe ich vorgeschlagen, sie sollten sie vor dem Dorf aufstellen.«

»Waren Sie auch für unser Empfangskomitee verantwortlich?«

»Ja, allerdings. Sie müssen zugeben, dass dieser orangeblaue

Ballon, mit dem Sie geflogen sind, alles andere als unauffällig war. Die Männer haben mir berichtet, dass Sie beinahe genau in den Wasserfällen gelandet seien. Ich habe angeordnet, man solle Sie beobachten, aber Ihnen kein Leid zufügen. Man hat Sie von Anfang an im Blick behalten. Ich war überrascht, als Sie in diese Richtung aufgebrochen sind. Es konnte sich doch nicht um einen Irrtum handeln, oder?«

»Wir dachten, wir könnten uns vielleicht ein Kanu ausborgen.«

»Ach so! Wie kühn! Sie hätten nicht die geringste Chance gehabt. Der Ruf dieser Leute ist voll und ganz gerechtfertigt.

Man hatte Sie bereits über viele Meilen verfolgt. Manchmal glaube ich, diese Indios sind echte Gespenster. Sie können mit dem Wald verschmelzen, als wären sie tatsächlich aus Nebel gemacht, wie die anderen Stämme behaupten.«

Paul hatte über Francescas Geschichte nachgedacht. »Warum könnte jemand daran interessiert gewesen sein, das Flugzeug in seine Gewalt zu bringen und Sie zu entführen?«

»Ich habe da so eine Theorie. Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.«

Francesca stand vom Tisch auf und ging durch die von Fackeln erhellten Flure voran in ein großes Schlafzimmer. Sie öffnete eine Truhe, holte daraus einen zerbeulten und verschrammten Aluminiumkoffer hervor, legte ihn auf das Bett und klappte den Deckel hoch. Im Innern befand sich ein Gewirr aus abgerissenen Drähten und zerbrochenen Platinen.

»Das hier war das Modell eines Experiments, das ich nach Kairo mitnehmen wollte. Ich möchte Sie nicht mit den technischen Einzelheiten langweilen, aber wenn Sie an diesem Ende Salzwasser hineinschütten, wird das Salz extrahiert, und am anderen Ende kommt Süßwasser heraus.«

»Ein Entsalzungsprozess?«

»Ja. Es handelt sich um einen revolutionären Ansatz, wie er zuvor noch nie versucht worden ist. Ich habe zwei Jahre gebraucht, um ihn zu vervollkommen. Die größten Probleme der Entsalzung sind seit jeher die damit verbundenen Kosten gewesen. Dieses neue Verfahren gestattet die Umwandlung vieler hundert Liter für nur wenige Pennys. Zugleich entsteht dabei Hitze, die in Energie umgewandelt werden kann.« Sie schüttelte den Kopf. »Aus Wüsten wären Gärten geworden, und auch die ärmsten Völker hätten über günstige Elektrizität verfügt.«

»Ich verstehe immer noch nicht«, sagte Paul. »Wieso sollte jemand verhindern wollen, dass die ganze Welt in den Genuss eines solchen Segens gerät?«

»Ich habe mir diese Frage während der letzten zehn Jahre häufig gestellt und noch immer keine befriedigende Antwort gefunden.«

»War das hier Ihr einziges Modell?«

»Ja«, erwiderte sie traurig. »Ich habe alles aus São Paulo mitgenommen. Sämtliche Unterlagen wurden bei dem Flugzeugabsturz vernichtet.« Dann hellte ihre Miene sich wieder etwas auf. »Immerhin konnte ich hier meine Ingenieurs- und Wasserbaukenntnisse anwenden. Es kann ziemlich langweilig werden, den ganzen Tag nur herumzusitzen und sich anbeten zu lassen. Im Grunde bin ich eine Gefangene. Als nach dem Absturz Suchtrupps die Gegend durchkämmten, haben die Indios mich vor ihnen versteckt. Der einzige Ort, an dem ich wirklich allein bin, ist dieser Palast. Er darf nur auf meine ausdrückliche Einladung hin betreten werden. Meine Dienerinnen wurden sorgfältig unter den loyalsten Frauen ausgewählt. Außerhalb des Palastes bin ich ständig von meiner Prätorianergarde umgeben.«

»Das Dasein als weiße Göttin ist auch nicht mehr das, was es mal war«, sagte Paul.

»Und das ist noch untertrieben. Deshalb bin ich ja auch so froh, dass Sie beide plötzlich vom Himmel gefallen sind. Heute

Nacht ruhen Sie sich aus. Morgen zeige ich Ihnen das Dorf, und dann beginnen wir mit der Planung.«

»Planung wofür?«, fragte Gamay.

»Verzeihung, aber ich dachte, das sei klar. Für eine Flucht natürlich.«



Austin saß auf der Terrasse seines Bootshauses in Fairfax, Virginia, und gönnte sich ein schnelles Frühstück aus Schinken und Rührei. Sehnsüchtig starrte er auf den gemächlich fließenden Potomac hinaus und überlegte, dass eine flotte Ruderpartie in seinem Skullboot ihm jetzt weitaus besser gefallen würde als eine Fahrt durch den morgendlichen Berufsverkehr auf dem Beltway. Doch die Ereignisse der letzten Tage ließen ihm keine Ruhe. Er war zweimal nur knapp dem Tode entronnen, und dadurch hatte der Fall für ihn eine persönliche Note erhalten.

Er stieg in seinen türkisfarbenen Jeep Cherokee, das Standardfahrzeug der NUMA, fuhr nach Süden, dann in östlicher Richtung über die Woodrow Wilson Memorial Bridge und bog vom Beltway ab. Im Vorort Suitland hielt er vor einem Gebäudekomplex mit Metallfassaden, der dermaßen langweilig und unauffällig aussah, dass es sich um eine Einrichtung der Bundesbehörden handeln musste.

Kurt nannte der Empfangsdame im Besucherzentrum seinen Namen, woraufhin sie ein kurzes Telefonat führte. Wenige Minuten später trat mit einem Klemmbrett unter dem Arm ein drahtiger Mann mittleren Alters auf ihn zu. Der Fremde trug eine mit Farbe beschmutzte Jeans, ein blaues Arbeitshemd und eine Baseballmütze mit dem Emblem des Nationalen Luft- und Raumfahrtmuseums. Er begrüßte Austin mit festem Händedruck und stellte sich vor.

»Ich bin Fred Miller. Wir haben miteinander telefoniert«, sagte er.

»Danke, dass Sie so kurzfristig Zeit für mich hatten.«

»Kein Problem.« Miller hob fragend eine Augenbraue.

»Sind Sie derselbe Kurt Austin, der das Grab von Christoph Kolumbus in Guatemala entdeckt hat?«

»Ja, das bin ich.«

»War bestimmt eine ganz schön abenteuerliche Geschichte.«

»Es war zwischendurch recht spannend.«

»Das glaube ich Ihnen aufs Wort. Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen. Abgesehen von diversen Zeitungsartikeln über die meereswissenschaftlichen Großtaten der NUMA, weiß ich nicht besonders viel über Ihre Behörde.«

»Vielleicht können wir ja beide ein wenig über die Arbeit des jeweils anderen lernen, denn ich weiß ebenfalls kaum etwas über die Paul E. Garber Erhaltungs-, Restaurierungs- und Lagereinrichtung. Laut Ihrer Webseite restaurieren Sie historische oder anderweitig bemerkenswerte Flugzeuge.«

»Das ist nur die Spitze des Eisbergs«, sagte Miller und ging voran zur Tür. »Kommen Sie, ich verpasse Ihnen eine kleine Führung.«

Er ging mit Austin nach draußen und setzte seine Erläuterungen fort, während sie eine Reihe identischer Gebäude hinter sich ließen, die alle mit niedrigen Dächern und großen Rolltoren ausgestattet waren. »Zum Glück für uns war Paul Garber ein Flugzeugnarr. Schon als kleiner Junge sah er Orville Wright am Knüppel des ersten Militärflugzeugs der Welt. Später arbeitete er für die Smithsonian Institution und war maßgeblich an der Gründung des Nationalen Luftfahrtmuseums beteiligt. Die Air Force und Navy hatten nach dem Zweiten Weltkrieg einige ihrer siegreichen Maschinen und auch zahlreiche Feindflugzeuge zurückbehalten und wollten diese Altbestände nun loswerden. Garber machte sich auf die Suche nach einem geeigneten Gelände und fand hier draußen in der Provinz ein achteinhalb Hektar großes Grundstück, das zudem der Regierung gehörte. Unsere Einrichtung umfasst zweiunddreißig Gebäude.« Sie blieben vor einem der größeren Bauten stehen. »Das ist Haus Zehn, die Werkstatt, in der die Restaurierungen durchgeführt werden.«

»Ich habe ein bisschen davon über die Webcam verfolgt.«

»Dann haben Sie mich womöglich schon gesehen; ich komme nämlich gerade von da. Davor war ich ein paar Jahre als Projektmanager bei Boeing in Seattle, aber ursprünglich stamme ich aus Virginia. Als ich einen Job hier im Zentrum angeboten bekam, habe ich sofort zugegriffen. Wir sind praktisch immer mit mehreren Projekten gleichzeitig beschäftigt. Im Augenblick beenden wir zum Beispiel die Restaurierung einer Hawker Hurricane. Es gab einige Probleme mit den Ersatzteilen, weswegen wir etwas länger benötigt haben. Dann setzen wir derzeit den Rumpf der Enola Gay instand, der B-29, mit der die Atombombe über Hiroshima abgeworfen wurde. Außerdem haben wir einen hübschen kleinen Doppeldecker hier stehen, der von allen nur Pitts besonderer »Kleiner Stinker« genannt wird und dessen Stoffbespannung einen neuen Anstrich braucht. Aber es sind durchaus nicht immer nur Flugzeuge. Wir hatten bei uns schon eine russische Luft-Boden-Rakete, Flugzeugmotoren und sogar das Raumschiffmodell, das in dem Film *Unheimliche Begegnung der dritten Art* benutzt wurde. Auf dem Rückweg können wir ja mal einen Blick in die Werkstatt werfen.«

»Sehr gern. Das klingt nach einer stattlichen Sammlung.«

»O ja, allerdings. Drei der Gebäude dienen ausschließlich dem Zweck, Flugzeuge aus aller Welt als Ausstellungsstücke zu präparieren. Das hier ist ein ziemlich elitärer Verein. Die Maschinen müssen schon eine besondere Geschichte oder Qualität vorweisen, um für eine Instandsetzung in Betracht gezogen zu werden. Meistens handelt es sich dabei um irgendeine historische oder technische Besonderheit, und manchmal sind es schlicht die letzten Exemplare ihrer Art. So, hier drinnen dürften wir eine Antwort auf Ihre Frage finden.«

Sie betraten ein Gebäude, das wie ein Lagerhaus wirkte und in dem sich hohe Metallregale von einem Ende zum anderen zogen. Darauf verstaut waren viele hundert Kartons, die man allesamt mit Klebeband verschlossen und ordentlich einsortiert hatte. »Nach der Erhaltung und Restaurierung stellt die Lagerung

unsere dritt wichtigste Aufgabe dar«, erklärte Miller. »Auf dem Gelände befinden sich mehr als einhundertfünfzig Flugzeuge und tonnenweise andere Gerätschaften. Hier vor uns sind hauptsächlich Ersatzteile gelagert.«

Er zog einen Computerausdruck auf seinem Klemmbrett zu Rate und bog in einen der Gänge ein. Austin folgte ihm.

»Wie finden Sie sich hier nur zurecht?«, fragte Kurt erstaunt.

Miller lächelte. »Es ist nicht so kompliziert, wie es aussieht. Jedes wichtige Bauteil einer jeden Maschine der Welt besitzt einen Stempel oder eine Prägung. Wir verfügen über eine vollständige Auflistung der Seriennummern, Registriercodes oder Buchstabenkennzeichnungen. Hier - danach haben wir gesucht.«

Er nahm ein Taschenmesser und durchtrennte das Klebeband eines Kartons. Dann griff er hinein und zog einen Metallzylinder von ungefähr sechzig Zentimetern Länge hervor. Im ersten Moment glaubte Austin, es handle sich um dasselbe Bauteil, das er aus Kalifornien hergeschickt hatte, aber dieses Exemplar war blank gepulvt und hatte weder Beulen noch Kratzer.

»Dieser Zylinder ist identisch mit dem, den Sie uns vorgelegt haben.« Miller nahm nun auch Austins Bauteil aus dem Karton. »Wir haben die Übereinstimmung anhand der Seriennummer feststellen können. Das erste Exemplar stammt aus einer Maschine, die ausgemustert und in ihre Einzelteile zerlegt wurde. Deshalb befindet es sich auch noch in so gutem Zustand.«

Er reichte den Zylinder an Kurt weiter, der ihn prüfend betrachtete. Auch dieses Exemplar bestand aus leichtem Aluminium und wog nur wenige Pfund.

»Welchen Zweck hat dieses Teil erfüllt?«

»Es war ein wasser- und luftdichter Lagerbehälter. Dieser hier ist praktisch wie neu, weil das Flugzeug nie in den aktiven Dienst gestellt wurde. Es ließ sich leider nicht mehr feststellen, was genau im Innern Ihres Zylinders aufbewahrt worden ist, denn durch ein kleines Leck war Salzwasser eingedrungen und

hatte den Inhalt verunreinigt, sofern es überhaupt einen gab. Immerhin wissen wir, aus welchem Flugzeugtyp diese Dinger stammen.«

»Jede Einzelheit könnte sich als hilfreich erweisen.«

Miller nickte. »Haben Sie schon mal von den Northrop Deltaflüglern gehört?«

»Ja, sicher. Ich habe Fotos davon gesehen. Es waren die ersten Flugzeuge dieser Art.«

»Jack Northrop war seiner Zeit weit voraus. Sehen Sie sich nur die heutigen Tarnkappenbomber und -jäger an, dann wissen Sie, was für einen guten Riecher er gehabt hat.«

»Was hat ein Deltaflügler mit diesen Zylindern zu tun? «

»Die beiden Dinger stammen aus solchen Maschinen. Verzeihen Sie meine Neugier, aber woher haben Sie Ihr Exemplar?«

»Es wurde vor der Küste der Baja California aus dem Wasser gefischt.«

»Hmmm. Das lässt unser Phantomflugzeug nur noch rätselhafter erscheinen.«

»Phantomflugzeug?«

Miller legte die beiden Zylinder nebeneinander auf das Regal. »*Unser* Exemplar war Bestandteil einer Maschine, die nach dem Krieg verschrottet werden sollte. Mit Hilfe der Seriennummer können wir seine Existenz bis zurück zum Montageband verfolgen.« Er deutete auf den verbeulten Behälter. »Die Nummer auf diesem Teil passt zu keinem der Flugzeuge in unserer Kartei. Es stammt von einer Maschine, die nie existiert hat.«

»Wie kann das sein? Ein Fehler?«

»Möglich, aber unwahrscheinlich. Falls ich raten sollte, würde ich vermuten, dass die Regierung ein Flugzeug bestellt hat, von dem niemand wissen durfte.«

»Können Sie mir etwas mehr über den Flugzeugtyp verraten?«

Behutsam legte Miller die beiden Zylinder in den Karton zurück und erneuerte das Klebeband. »Kommen Sie mit.«

Haus Zwanzig war zum Bersten mit Flugzeugen, Bomben und Flugzeugteilen gefüllt. Miller und Austin blieben vor einer seltsam geformten, einsitzigen Maschine stehen, die im Wesentlichen aus einer breiten, nach hinten gebogenen Tragfläche bestand. An der hinteren Kante waren zwei rückwärts weisende Propeller angebracht.

»Das ist die N1-M, Jack Northrops erstes Projekt. Er wollte beweisen, dass ein Deltaflügler auch ohne solch aerodynamisch hinderliche Bauteile wie Motorengehäuse oder Leitwerke auskommen konnte.«

Austin ging um das Flugzeug herum. »Das Ding sieht aus wie ein überdimensionaler Bumerang.«

»Northrop hat diese Maschine auf den Namen Jeep getauft. Er baute sie 1940, eigentlich nur als Prototyp. Während der Tests traten eine Reihe von Problemen zutage, aber die Ergebnisse waren dennoch viel versprechend genug, dass Northrop die Air Force vom Bau des B-35-Bombers überzeugen konnte.«

»Interessant, aber in welchem Zusammenhang steht das alles zu den Zylindern?«

»Northrop hat dieses Modell benutzt, um General Hap Arnold zur Finanzierung größerer Deltaflügler zu bewegen, bis hin zur Größe eines Bombers. Nach dem Krieg wurde die B-49-Serie geboren, indem man an einigen der Deltaflügler vom Typ 6-35 die großen Propellermotoren gegen Düsentriebwerke austauschte. Diese Maschine brach alle bis dahin verzeichneten Geschwindigkeits- und Reichweitenrekorde. Sie verfügte über acht Strahltriebwerke und damit über eine Reisegeschwindigkeit von sechshundertfünfzig Kilometern pro Stunde bei einer Flughöhe von rund Zwölftausend Metern. Wenngleich es in der Testphase zu einem Absturz kam, bestellte die Air Force dreißig Exemplare mit unterschiedlichen Fahrgast- und Transportzellen.

Die Piloten mochten das Flugzeug. Die Handhabung, so hieß es, glich eher der einer Kampfmaschine als der eines schwerfälligen Bombers. Wenige Monate nach der Erteilung des großen Auftrags, im Jahre 1949, stellte die Air Force das Deltaflügler-Programm zugunsten der B-36 ein, obwohl es sich dabei um eine weniger leistungsfähige Maschine handelte. Einer der Deltaflügler, eine Ausführung mit sechs Triebwerken, blieb schließlich übrig und wurde in seine Einzelteile zerlegt. Aus ihm stammt unser Zylinder. Der zweite Zylinder gehört demnach zu einem anderen Bomber.«

»Zu einer Maschine, die offiziell gar nicht existiert.« Miller nickte. »Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist allerlei verrücktes Zeug passiert. Der Kalte Krieg kam langsam auf Touren. Die Leute sahen an jeder Ecke Kommunisten lauern. Alle möglichen geheimen Machenschaften wurden in die Wege geleitet. Und nachdem die Russen ebenfalls über Atomwaffen verfügten, wurde alles nur noch schlimmer. Ich vermute, dass die Regierung einen geheimen Deltaflügler in Auftrag gegeben hat, von dessen Mission niemand etwas erfahren sollte.«

»Was für eine Art von Mission könnte das gewesen sein?«

»Keine Ahnung, aber ich habe da so eine Idee.«

»Lassen Sie hören, mein Freund.«

Miller lachte. »Der Deltaflügler sollte der Vorgänger des späteren Tarnkappenbombers werden. Die damaligen Radaranlagen waren vergleichsweise primitiv und konnten die schmale Silhouette kaum erfassen. 1948 flog man mit einem Deltaflügler auf den Pazifik hinaus, drehte um und kehrte mit achthundert Kilometern pro Stunde zum Festland zurück, und zwar genau in Richtung des Küstenradars der Half Moon Bay südlich von San Francisco. Das Flugzeug wurde erst dann vom Radar erfasst, als es sich genau über der Station befand.«

»Eine solche Eigenschaft dürfte sich als nützlich erweisen, wenn man unbemerkt über feindlichem Terrain operieren will.«

»Das vermute ich auch, aber ich habe keinerlei Beweise dafür.«

»Was könnte mit der Maschine passiert sein?«

»Vielleicht wurde sie trotz des guten Radarprofils entdeckt und abgeschossen. Ich halte es jedoch für wahrscheinlicher, dass man sie wie die anderen verschrottet hat oder dass sie während eines Testflugs oder einer Mission abgestürzt ist. Es waren noch längst nicht alle Konstruktionsfehler beseitigt.«

»Das alles erklärt leider nicht, warum ein Teil aus diesem Flugzeug jetzt in mexikanischen Küstengewässern aufgetaucht ist.«

Miller zuckte die Achseln.

»Unter Umständen werde ich in den alten Akten fündig«, sagte Austin.

»Viel Glück. Wissen Sie noch, was ich gerade über all das verrückte Zeug nach Kriegsende gesagt habe? Nachdem die Air Force die Bestellung der Deltaflügler storniert hatte, ging sie in die Fabrik, zerlegte alle im Bau befindlichen Maschinen und ließ sie als Alteisen verschrotten. Die Bitte der Smithsonian Institution, ein Exemplar zu Ausstellungszwecken zu erhalten, wurde abgelehnt. Alle Guss- und Stanzformen wurden vernichtet. Alle offiziellen Unterlagen über die Deltaflügler gingen verloren, angeblich auf direkten Befehl von Truman.«

»Wie günstig.« Austin starrte den Deltaflügler an, als läge die Lösung des Puzzles in dem aerodynamischen Rumpf verborgen, doch weder das Flugzeug noch sein Verstand schwangen sich in ungeahnte Höhen auf. »Tja, vielen Dank für Ihre Unterstützung«, sagte er schließlich. »Sieht aus wie eine Sackgasse.«

»Ich wünschte, ich wäre eine größere Hilfe gewesen«, sagte Miller. »Ich habe noch einen Vorschlag. Er ist ziemlich weit hergeholt. Ganz in der Nähe lebt die Witwe eines der Testpiloten. Sie ist vor einiger Zeit bei uns gewesen und hat nach Unterlagen über ihren Mann gefragt, der beim Absturz eines der gro-



ßen Deltaflügler ums Leben gekommen ist. Sie wollte für ihre Kinder und Enkel eine Art Album zusammenstellen. Wir haben ihr einige Fotos gegeben, und sie hat sich sehr darüber gefreut. Vielleicht hat ihr Mann ihr damals etwas erzählt. Auch wenn er nichts von dem geheimnisvollen Flugzeug wusste, hat es womöglich irgendwelche Gerüchte gegeben.«

Austin sah auf die Uhr. Er hatte sowieso nicht eingeplant, noch am Vormittag in sein Büro bei der NUMA zurückzukehren. »Danke für den Tipp. Mal sehen, ob ich die Dame zu Hause antreffe.«

Sie kehrten ins Besucherzentrum zurück und suchten Name und Anschrift der Frau heraus. Sie hatte der Garber-Einrichtung eine beträchtliche Spende im Namen ihres Mannes zukommen lassen. Austin verabschiedete sich von Miller und fuhr in südlicher Richtung an den diversen Vororten Washingtons vorbei, bis die Gegend einen etwas ländlicheren Charakter annahm. Die Adresse lag in einer Nebenstraße und stellte sich als großes zweigeschossiges Haus im überladenen Stil der viktorianischen Zeit heraus. Vor dem Gebäude parkte ein Wagen. Kurt ging zur Vordertür und klingelte. Ein athletisch gebauter Mann von etwa sechzig Jahren öffnete ihm.

Austin stellte sich vor. »Ich suche nach Mrs. Phyllis Martin. Bin ich hier richtig?«

»Ja, das ist das Haus der Martins, aber ich fürchte, Sie kommen ein wenig zu spät. Meine Mutter ist vor einigen Wochen verstorben.«

»Das tut mir Leid«, sagte Austin. »Ich hoffe, ich habe Sie nicht gestört.«

»Nein, überhaupt nicht. Ich bin Buzz Martin und kümmere mich um ein paar Kleinigkeiten, die noch zu regeln sind. Vielleicht kann ich Ihnen ja weiterhelfen.«

»Gut möglich. Ich gehöre zur NUMA, der National Underwater and Marine Agency, und führe einige Nachforschungen über

die alten Deltaflügler durch. Ich habe gehofft, mit Ihrer Mutter vielleicht über Ihren Vater sprechen zu können.«

»Hat die NUMA nicht eigentlich etwas mit Meereswissenschaft zu tun?«

»Ja, das stimmt, aber in diesem Fall besteht eventuell eine Verbindung zu unserem Aufgabenbereich.«

Buzz Martin sah Austin lange und durchdringend an. »Sie stören wirklich nicht, und ich werde Ihnen gern behilflich sein. Bitte nehmen Sie doch hier auf der Veranda Platz, da drüben, auf dem Schaukelstuhl. Ich habe im Keller gearbeitet und hätte nichts gegen etwas frische Luft einzuwenden. Außerdem habe ich gerade etwas Eistee zubereitet.«

Er ging nach drinnen und kehrte wenig später mit zwei gefüllten Gläsern zurück, in denen einige Eiswürfel klimperten. Dann setzte auch er sich in einen Schaukelstuhl und blickte hinaus auf den weitläufigen Rasen im Schatten der Eichen.

»Ich bin hier aufgewachsen und wegen des Jobs und der Familie eigentlich nie weit herumgekommen. Mir gehört eine kleine Chartergesellschaft in Baltimore.« Er trank einen Schluck. »Aber genug von mir. Was möchten Sie über meinen Vater wissen?«

»Alles, woran Sie sich noch erinnern können. Es geht um die Aufklärung eines Geheimnisses im Zusammenhang mit den Deltaflüglern, zu deren Piloten er gehört hat.«

Martins Gesicht erhellte sich wie eine Straßenlaterne. Er klatschte in die Hände. »Aha! Ich wusste doch, dass die Vertuschung irgendwann ans Tageslicht kommen würde.«

»Vertuschung?«

»Allerdings«, entgegnete Martin verbittert. »Dieser ganze lausige Schwindel rund um meinen Vater und den angeblichen Absturz.«

Austin spürte, dass er mehr erfahren würde, wenn er jetzt

nichts Konkretes von sich gab. »Erzählen Sie mir, was Sie wissen«, sagte er.

Die Aufforderung war eigentlich überflüssig. Martin hatte seit vielen Jahren darauf gewartet, dass jemand seine Geschichte anhören würde.

»Bitte verzeihen Sie«, sagte er mit lautem Seufzen. »Ich schleppe das schon seit langer Zeit mit mir herum.« Er stand auf und fing an, mit großen Schritten über die Veranda zu laufen. Die Qual war ihm deutlich anzusehen. Er atmete mehrmals tief durch und rang sichtlich um Fassung. Dann lehnte er sich mit verschränkten Armen gegen das Geländer und begann mit seiner Geschichte.

»Mein Vater ist 1949 ums Leben gekommen. Laut meiner Mutter gehörte er zu den Testpiloten der neuen Deltaflügler. Die Konstruktion war noch nicht ausgereift, und es traten immer wieder kleinere Probleme auf. Auf einem der Flüge geriet die Maschine angeblich ins Trudeln und ließ sich nicht mehr unter Kontrolle bekommen. Er starb bei dem Absturz. Ich war damals sieben Jahre alt.«

»Das muss furchtbar für Sie gewesen sein.«

»Ich war noch sehr klein«, sagte er und zuckte die Achseln, »und das alles war so aufregend, als die hohen Tiere von der Air Force und sogar der Präsident ihre Beileidsbekundungen schickten. Ich hatte meinen Vater ohnehin nur selten zu Gesicht bekommen, und während des Kriegs war er auch ständig unterwegs gewesen.« Er hielt kurz inne. »Der eigentliche Schock kam erst, als ich herausfand, dass er noch am Leben war.«

»Soll das heißen, Ihr Vater wurde *nicht* bei dem Absturz getötet?«

»Auf dem Friedhof von Arlington sah er zumindest ziemlich gesund aus.«

»Sie meinen, als Sie ihn im Sarg gesehen haben?«

»Nein. Er hat die Beisetzung aus einigem Abstand beobachtet.«

Austin musterte Martins Gesicht, ohne recht zu wissen, wonach er letztlich suchte. Immerhin schien der Mann bei Verstand zu sein.

»Bitte fahren Sie fort«, sagte Kurt.

Martin grinste breit. »Ich habe mehr als fünfzig Jahre auf diese Aufforderung gewartet.« Er starrte ins Leere, als würde die Szene sich vor seinem inneren Auge wiederholen. »Ich kann mich noch an ziemlich viele Kleinigkeiten erinnern. Es war im Frühling, und überall flatterten Rotkehlchen herum. Ich weiß noch, wie die Sonne sich in den blanken Knöpfen der Air-Force-Uniformen gespiegelt hat und wie es nach frisch gemähtem Gras und Erde roch. Ich stand mit meiner Mutter neben dem Sarg, hielt ihre Hand und fühlte mich in meinem Anzug ziemlich unwohl, weil es so warm und der Kragen so eng war. Die eintönige Ansprache des Geistlichen schien kein Ende zu nehmen. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet.« Er atmete abermals durch und versank noch tiefer in der Erinnerung. »Dann sah ich eine Bewegung, vielleicht von einem Vogel, und schaute über den Kreis der Trauergemeinde hinaus. Ein Mann war aus dem Schatten eines Baumes getreten. Er trug einen dunklen Anzug. Ich konnte sein Gesicht aus der Entfernung nicht deutlich erkennen, aber ich war mir sicher. Aufgrund einer alten Football-Verletzung hatte mein Vater nämlich die Angewohnheit, im Stehen sein Gewicht auf ein Bein zu verlagern, so dass er irgendwie gebeugt aussah.«

»Was hat er gemacht?«

»Gar nichts. Er stand einfach da. Ich wusste, dass er mich ansah. Dann hob er seinen rechten Arm ein kleines Stück, als wolle er winken. Zwei Männer tauchten neben ihm auf und sagten etwas. Es sah aus, als würden sie sich mit ihm streiten. Dann gingen die drei zusammen weg. Ich wollte meine Mutter darauf

aufmerksam machen, aber sie ließ mich nicht zu Wort kommen und sagte, ich solle still sein.«

»Sind Sie sicher, dass es sich bei all dem nicht nur um das Wunschdenken eines kleinen Jungen gehandelt hat?«

»Ja. Ich war so sehr davon überzeugt, dass ich meiner Mutter nach der Beerdigung alles erzählt habe. Sie fing an zu weinen. Mein Leben lang werde ich diese Tränen nicht mehr vergessen. Danach habe ich das Thema nie wieder zur Sprache gebracht. Sie war noch jung und hat später wieder geheiratet. Mein Stiefvater war ein netter Kerl. Er hatte Erfolg im Beruf, und die beiden konnten ein gutes Leben führen. Sie waren viele Jahre lang sehr glücklich miteinander.« Er lachte. »Ich war wie mein Vater. Meine Mutter wollte es mir ausreden, aber ich wurde Pilot, und diese Sache hat während all der Jahre an mir genagt. Ich habe Nachforschungen angestellt, aber nichts dabei herausgefunden, und war längst überzeugt, die Wahrheit würde nie ans Licht kommen. Dann tauchen Sie plötzlich auf und stellen diese Fragen.«

»Was wissen Sie über die Arbeit Ihres Vaters?«

»Er war ein erfahrener Pilot und wurde von der Avion Corporation angeworben, der Firma, die Northrop zur Herstellung der Deltaflügler gegründet hatte. Gleichzeitig behielt Dad seinen Status als Angehöriger der Air Force bei. Mehrmals kam er nur knapp mit dem Leben davon, denn das Konzept der Deltaflügler war zwar großartig, aber die damaligen Materialien und Kenntnisse ließen das Fliegen der Prototypen zu einer riskanten Angelegenheit werden. Daher war auch niemand überrascht, als seine Maschine abgestürzt ist.«

»Sie waren damals sehr jung, aber können Sie sich noch erinnern, was er erzählt hat?«

»Kaum. Meine Mutter sagte, er habe es geliebt, diese neuartigen Dinger zu fliegen, denn seiner Ansicht nach würden sie die Luftfahrt revolutionieren. Bei manchen Aufträgen hat er zudem

ziemlich erregt gewirkt. Einmal ist er für mehrere Wochen von der Bildfläche verschwunden. Er sagte, man könne ihn während dieser Zeit nur im äußersten Notfall erreichen, und er würde sich nicht von selbst melden. Als er zurückkam, sprach Mom ihn auf seinen Sonnenbrand an. Er lachte und sagte, es sei wohl eher ein *Schneebrand*, aber er hat nie erklärt, was das heißen sollte.«

»Hat er irgendwelche Unterlagen oder gar ein Tagebuch hinterlassen?«

»Nicht, dass ich wüsste. Nach seinem Tod tauchte eine Horde von Air-Force-Leuten bei uns auf. Falls es irgendwelche Aufzeichnungen gab, haben die sie vielleicht mitgenommen. Sind diese Angaben für Sie in irgendeiner Form von Nutzen?«

Austin dachte an sein Gespräch mit Fred Miller bei der Garber-Einrichtung zurück, vor allem im Hinblick auf die Vorläufer der späteren Tarnkappentechnologie. »Ich vermute, dass Ihr Vater für eine Geheimmission im Norden trainiert hat.«

»Das alles ist mehr als fünfzig Jahre her. Weshalb sollte man es weiterhin geheim halten?«

»Geheimnisse verselbständigen sich manchmal weit über jede Logik hinaus.«

Miller ließ den Blick über den schattigen Vorgarten wandern. »Am schlimmsten ist das Wissen, dass mein Vater während all der Zeit vielleicht am Leben gewesen ist.« Er sah wieder zu Austin. »Womöglich lebt er sogar *immer noch*. Er wäre jetzt Ende achtzig.«

»Kann schon sein. Demnach könnte es nach wie vor jemanden geben, der die ganze Wahrheit kennt.«

»Ich möchte, dass alles ans Licht kommt, Mr. Austin. Können Sie mir dabei helfen?«

»Ich werde mich jedenfalls nach Kräften bemühen.«

Sie unterhielten sich noch eine Weile und tauschten schließlich ihre Telefonnummern. Austin versprach, er würde sich mel-

den, sobald er etwas erfuhr. Dann machte er sich auf den Weg zurück nach Washington. Wie jeder gute Detektiv hatte er an einige Türen geklopft und verschiedene Informanten abgeklappert, doch dieses Puzzle war zu alt und zu komplex für die üblichen Methoden. Es war an der Zeit, dass er mit Hiram Yaeger sprach, dem Computerexperten der NUMA.

Das Dorf der Indios stellte ein wahres Wunderwerk der Stadtplanung dar. Die Trouts schlenderten über das Netz aus festgestampften Erdpfaden, das die Hütten miteinander verband. Fast hätten sie vergessen können, dass sie sich im Gefolge einer geheimnisvollen und schönen weißen Göttin befanden, die einen Bikini aus Jaguarfell trug und von einer stummen Eskorte aus sechs bewaffneten Chulo begleitet wurde, deren Körperbemalung der eines Learjets nachempfunden war.

Francesca ging voran. Die Krieger flankierten sie und hielten dabei einen Abstand ein, der ungefähr der Länge ihrer Speere entsprach. Vor dem großen Brunnen im Zentrum des Dorfs blieb die Göttin stehen. Mehrere Indiofrauen befüllten hier Töpfe mit Wasser, während Scharen nackter Kinder zwischen ihren Müttern fröhlich Fangenspielten. Francescas Stolz war unverkennbar.

»Jede der Verbesserungen hier ist Teil eines durchdachten Systems«, sagte sie mit weit ausholender Geste. »Ich bin an das Projekt herangegangen, als würde ich eine neue Infrastruktur für São Paulo planen, und beim ersten Spatenstich lagen bereits mehrere Monate Arbeit hinter mir. Zuerst habe ich ein komplettes Schema angelegt, bis hin zur Verteilung der Mittel, Vorräte und Arbeitskräfte. Dann musste ich für die Herstellung der besonderen Werkzeuge sorgen, die zur Anfertigung von hölzernen Leitungen, Ventilen und Verbindungsstücken erforderlich sein würden. Gleichzeitig durften die anderen Abläufe im Dorf, zum Beispiel Jagd und Ernte, nicht unterbrochen werden.«

»Bemerkenswert«, sagte Gamay, betrachtete die ordentlich errichteten Hütten und verglich sie zwangsläufig mit Dieters verwaorlostem kleinen Königreich oder auch der vergleichsweise zivilisierten Ansiedlung, in der das Haus von Dr. Ramirez stand. »Absolut bemerkenswert«, wiederholte sie.



»Vielen Dank, aber sobald erst einmal die Planung stand, war es nicht mehr so schwierig, wie es aussieht. Fließendes Wasser war der Schlüssel zum Erfolg. Das ist hier nämlich genauso unentbehrlich und wichtig für den Lebensstandard wie in der so genannten zivilisierten Welt. Ich habe Arbeiter mit Schaufeln eingeteilt, die eine Abzweigung vom Fluss graben sollten. Und prompt bekamen wir die gleichen Probleme wie bei jedem anderen Projekt auf dieser Welt, denn die Schaufelmacher beklagten sich, wir würden sie zu sehr drängen und daher eine Minderung der Produktqualität riskieren.« Sie lachte. »Es war wirklich lustig. Schließlich hatten wir den Kanal fertig, und dann war es nicht weiter kompliziert, die öffentlichen Brunnen daran anzuschließen. Immerhin hat das Konzept der Mühle sich schon seit vielen Jahrhunderten erfolgreich bewährt.«

»Die Wasserräder in den alten Industriestädten Neuenglands sehen praktisch genauso aus«, sagte Paul und blieb vor einer Hütte stehen, die kaum größer als eine normale Garage war. »Aber am meisten beeindruckten mich sanitäre Anlagen wie diese Toilette hier. Bei uns zu Hause waren Außenaborte noch bis weit ins zwanzigste Jahrhundert üblich.«

»Auch ich bin besonders auf diese Einrichtungen stolz«, sagte Francesca und ging langsam weiter. »Nachdem ich mir am Ende eingestanden hatte, dass mein Entsalzungsprozess nie Wirklichkeit werden würde, richtete ich all meine Anstrengungen darauf aus, das Leben dieser armen Wilden zu verbessern. Sie befanden sich damals auf Steinzeitniveau, und die hygienischen Zustände waren erbärmlich. Viele Frauen kamen bei der Geburt ihrer Kinder ums Leben. Auch die Sterblichkeitsrate der Säuglinge war enorm. Die Erwachsenen mussten sich praktisch mit jedem Parasiten herumschlagen, den der Regenwald zu bieten hat. Ihre traditionelle Pflanzenmedizin war schlichtweg überfordert und ihre Ernährung alles andere als ausgewogen. Die Einrichtung einer sauberen und verlässlichen Wasserzufuhr schützte die Leute nicht nur vor ihren verbreiteten Leiden, sondern gestattete ihnen

zudem den Anbau von Feldfrüchten, deren Verzehr ihre Gesundheit förderte.«

»Wir haben uns gefragt, ob Sie auch als Chirurgin tätig geworden sind«, sagte Gamay. »Tessas Bruder hatte eine eigentümliche Narbe am Bauch.«

Francesca klatschte wie ein kleines Mädchen entzückt in die Hände. »Ach ja, die Blinddarmoperation! Er wäre sonst gestorben. Leider verfüge ich nur über Kenntnisse in erster Hilfe, und der Erfolg war letztlich den Arzneien der Chulo zu verdanken. Die Krieger tauchen die Pfeile ihrer Blasrohre nämlich in den Saft einer bestimmten Pflanze, um damit ihre Jagdbeute zu lähmen, wenngleich bereits eine kleine Menge davon ausreicht, um auch einen Menschen außer Gefecht zu setzen. Ich habe den Saft auf ein großes Blatt geschmiert und es auf die Haut des Patienten gelegt, wo es wie ein lokales Betäubungsmittel funktioniert hat. Vernäht wurde die Wunde dann mit den Fasern einer anderen Pflanze, die guten Schutz vor Infektionen zu bieten scheint. Das Messer hatte eine Klinge aus Obsidian und war schärfer als ein Skalpell. Moderne Technik hatte also nichts damit zu tun, wie Sie sehen.«

»Ich wünschte, man könnte dasselbe auch von den Waffen Ihrer Leibwächter behaupten«, sagte Paul mit Blick auf die Stahlspitzen der kurzen Wurfspeere. Ferner trug jeder der Männer einen Bogen und einen Köcher voller langer Pfeile bei sich.

»Die Bögen und Speerspitzen wurden aus dem Aluminium des Flugzeugs gefertigt. Ein Kurzbogen lässt sich im dichten Wald viel einfacher handhaben, und die Konstruktion erlaubt dennoch eine höhere Schussweite als die früheren Waffen der Chulo.«

»Falls Arnaud und seine Leute noch am Leben wären, könnten sie das sicherlich bestätigen«, sagte Paul.

»Der Tod dieser Männer tut mir aufrichtig Leid, aber sie sind selbst dafür verantwortlich gewesen. Die Chulo sind ein relativ

kleiner Stamm und haben immer lieber die Flucht ergriffen als zu kämpfen. Oh, manchmal erbeuten sie einen Schrumpfkopf oder verspeisen einen Feind, aber sie ziehen so gut wie nie aus und greifen andere an. Sie wollen lediglich in Ruhe gelassen werden. Der weiße Mann hat sie immer tiefer in den Wald getrieben. Hinter den großen Wasserfällen glaubten sie sich in Sicherheit, aber die weißen Ausbeuter setzten ihnen immer noch zu. Falls ich ihnen nicht bei der Verbesserung ihrer Verteidigungsanlagen geholfen hätte, wären sie vernichtet worden.«

»Die Anordnung des Dorfs ist mir schon gestern aufgefallen«, sagte Gamay. »Das alles erinnert mich an die Struktur alter Befestigungen.«

»Sehr scharfsichtig. Jeder Eindringling, dem es gelingen sollte, die Palisade zu überwinden, befände sich in einer höchst unangenehmen Lage. Das Dorf ist voller Sackgassen und Engpässe, die sich hervorragend für Hinterhalte eignen.«

»Was ist, falls die Eindringlinge Sie retten wollten?«, fragte Paul. »Würden diese Vorkehrungen sich dann nicht als sehr nachteilig erweisen?«

»Ich habe den Gedanken an Rettung schon vor sehr langer Zeit aufgegeben. Mein Vater hat mit Sicherheit dafür gesorgt, dass der Wald gründlich von Suchtrupps durchkämmt wurde. Er muss zu der Überzeugung gelangt sein, ich sei tot. Bei dem Absturz sind drei Männer ums Leben gekommen, und auch der Häuptling des Stammes wurde wegen mir getötet. Ich wollte nicht noch für zusätzliche Todesfälle verantwortlich sein.«

»Das ist irgendwie paradox«, sagte Gamay nachdenklich. »Je mehr Sie für diese Leute tun, desto unwahrscheinlicher wird Ihre Freilassung.«

»Stimmt, aber sie hätten mich auch dann weiterhin gefangen gehalten, wenn ich bloß herumgesessen, Göttingengeräusche von mir gegeben und Fett angesetzt hätte. Solange ich also hier bleiben musste, wäre es mir wie eine Sünde vorgekommen,

meine Fähigkeiten nicht zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen einzusetzen. Wenn irgendwann der weiße Mann auch bis hierhin vordringt, werden die Chulo hoffentlich ihr Wissen und nicht ihre Waffen einsetzen, um mit dem Einfluss der Zivilisation fertig zu werden. In der Zwischenzeit habe ich leider nur wenig Einfluss auf die mörderischen Triebe des Stammes. Als Arnaud und seine Freunde feindliche Absichten erkennen ließen, war ihr Schicksal besiegelt. Ich hätte sie unter keinen Umständen retten können. In Ihrem Fall war es einfacher. Sie beide sind dermaßen hilflos durch den Wald gestolpert, dass man Sie nie als Bedrohung empfunden hat. Bis jetzt.«

Gamay zuckte zusammen. »Bis *jetzt*?«

»Versuchen Sie, nicht allzu beunruhigt zu wirken«, sagte Francesca. Sie lächelte, aber ihr Blick war todernst. »Die Chulo verstehen nicht, was wir sagen, aber sie besitzen ein beachtliches Gespür.« Sie blieb stehen und demonstrierte die Funktion einer Wasserleitung, die als Feuerhydrant fungierte. Dann schlenderte sie wie beiläufig weiter. »Die Indios machen sich Sorgen. Sie halten Sie beide für niedere Götter.«

»Falls wir so unbedeutend sind, wieso betrachtet man uns dann als Gefahr?«, fragte Gamay.

»Man befürchtet, Sie seien hier, um mich zurück in den Himmel zu holen, aus dem ich ja schließlich stamme.«

»Hat man Ihnen das *erzählt*?«

»Das ist gar nicht nötig. Ich kenne diese Eingeborenen ganz genau. Außerdem hat Tessa ein paar geflüsterte Bemerkungen aufgeschnappt. Man überlegt, ob Sie nicht lieber verbrannt werden sollten. Mit dem Rauch Ihrer Körper stiegen Sie dann zurück in den Himmel auf. Problem gelöst.«

Paul warf den Leibwächtern einen verstohlenen Seitenblick zu, aber ihre versteinerten Mienen ließen keinerlei Regung erkennen.

»Nichts gegen die Logik der Chulo, aber das würde nur *deren*

Problem lösen, nicht unseres«, sagte er.

»Ganz meine Meinung. Umso dringender ist es, dass wir so bald wie möglich von hier fliehen. Kommen Sie mit. Wir können uns einen Plan überlegen, ohne dass uns ständig die Palastwache über die Schulter blickt.«

Sie hatten den weiß gepflasterten Weg erreicht, der durch den Wald zum Schrein führte. Francesca ging bis zu der runden Lichtung mit dem Flugzeug im Zentrum und nahm gegenüber der Nase des Learjets auf einer polierten Holzbank Platz. Die Trouts hockten sich auf den steinernen Boden.

»Ich komme her, wenn ich allein sein will. Ansonsten dürfen nur Priester den Schrein betreten. Die Krieger werden uns vom Wald aus nicht aus den Augen lassen, aber wir können uns in Ruhe über unseren Fluchtplan unterhalten.«

Gamay schaute in Richtung des Waldrands, aber die Krieger waren unsichtbar mit dem Dickicht verschmolzen.

»Ich hoffe, Sie haben noch einen Trumpf im Ärmel«, sagte sie. »Wir sind nämlich ziemlich ratlos.«

»Ihr ursprünglicher Einfall war gar nicht so schlecht. Wir werden nur auf dem Wasser fliehen können. Erst über den Seitenarm und den Kanal zum See, dann weiter auf dem Hauptfluss. Im Dschungel hätten wir keine Chance. Man würde uns entweder sofort wieder einfangen, oder wir würden uns verirren.«

»Ich habe gesehen, wie Ihre Jungs mit einem Kanu umgehen können«, sagte Paul. »Wir werden einen ziemlich großen Vorsprung brauchen.«

»Ein paar Stunden müssen genügen. Die Chulo sind überaus geschickte und starke Paddler. Wenn uns schon längst die Puste ausgegangen ist, sind sie bei weitem noch nicht müde.«

»Was würden sie tun, falls sie uns erwischen?«, fragte Paul. »Welche Alternativen gäbe es?«

»Gar keine«, erwiderte Francesca lakonisch. »Sie würden uns töten.«

»Sogar *Sie*, ihre Göttin?«

Sie nickte. »Eine Flucht wäre meinem Status ziemlich abträglich, fürchte ich. Unsere drei Köpfe würden nebeneinander auf der Palisade landen.«

Paul rieb sich unwillkürlich den Hals.

Plötzlich bekamen sie Gesellschaft. Ein Indio trat auf die Lichtung, gefolgt von acht bewaffneten Kriegern. Er war ein paar Zentimeter größer als die anderen Chulo und hatte nicht die für den Stamm typischen flachen Gesichtszüge, sondern ein fast schon römisches Profil. Sein muskulöser Körper war rot bemalt, nicht blauweiß. Er ging zu Francesca, sagte etwas und deutete dabei immer wieder auf die Trouts. Francesca richtete sich auf wie eine wütende Kobra und schnitt ihm mit einer eisig kalten Bemerkung das Wort ab. Er starrte sie wütend an und neigte dann leicht den Kopf. Seine Begleiter taten es ihm nach. Sie wichen ein Stück zurück, drehten sich um und verließen den Schrein mit eiligen Schritten. Francesca schaute ihnen hinterher. Ihre Augen funkelten vor Erregung.

»Das ist nicht gut«, sagte sie.

»Wer waren diese Leute?«, fragte Gamay.

»Der hoch gewachsene Mann ist der Sohn des früheren Häuptlings, der bei dem Absturz getötet wurde. Ich habe ihn nach dem König der Westgoten Alarich genannt. Er ist ziemlich intelligent und ein geborener Anführer, aber er neigt zum Jähzorn. Am liebsten würde er mich entthronen, und mittlerweile hat er eine Gruppe junger Gefolgsleute um sich geschart. Die Tatsache, dass er es gewagt hat, den verbotenen Schrein zu betreten, zeugt von seiner wachsenden Kühnheit. Ganz offensichtlich schlägt er Kapital aus den Fragen, die durch Ihre Ankunft aufgeworfen wurden. Wir müssen zurück in den Palast.«

Als sie die Lichtung verließen, tauchten die Wachen wie aus

dem Nichts wieder auf und nahmen ihre ursprünglichen Plätze ein. Francesca beeilte sich, und schon nach wenigen Minuten betraten sie erneut die Ansiedlung. Die Veränderung hinter der Palisade war nicht zu übersehen. Zahlreiche Krieger hatten sich zu kleinen Gruppen zusammengefunden und wandten die Blicke ab, wenn die Prozession ihren Pfad kreuzte. Hatte es auf dem Weg nach draußen noch viele freundlich lächelnde Gesichter gegeben, war jetzt keine Spur mehr davon zu entdecken.

Vor dem Palast hatten sich ungefähr zwanzig Bewaffnete um Alarich versammelt. Auf Francescas herrische Geste hin gaben sie zwar mürrisch den Weg frei, doch Gamay bemerkte, dass sie sich absichtlich viel Zeit dabei ließen. Im Innern des Hauses wartete bereits Tessa. Ihr Blick war vor Angst geweitet. Sie und die weiße Göttin unterhielten sich kurz in der Stammessprache, und dann übersetzte Francesca die Neuigkeiten für die Trouts.

»Die Priester haben eine Entscheidung getroffen. Man will Sie morgen früh töten. In der Nacht wird man den nötigen Mut dafür sammeln und die Scheiterhaufen errichten, auf denen Sie verbrannt werden sollen.«

Gamays Miene verhärtete sich. »Schade, dass wir nicht bis zum Barbecue bleiben können«, sagte sie. »Und jetzt werden wir uns verabschieden. Zeigen Sie uns doch bitte den Weg zum nächsten Kanu.«

»Unmöglich! Wir würden keine drei Meter weit kommen.«

»Was schlagen Sie vor?«

Francesca stieg auf das Podest und setzte sich auf ihren Thron. Ihr Blick war unverwandt auf die Tür des Raums gerichtet. »Wir warten«, sagte sie.

Das alte Schiff hing wie an unsichtbaren Kabeln mitten in der Luft, und sein mehrere Decks hoher Rumpf war von einem Netz aus sanft schimmernden, hellblauen Linien überzogen. Die großen Rahsegel blähten sich, und an der Mastspitze flatterten gespenstische Wimpel, als würden sie von einer auffrischenden Brise erfasst.

Hiram Yaeger lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und musterte das durchscheinende Abbild, das vor seinem hufeisenförmigen Schaltpult über einer Plattform schwebte. »Sie ist *wunderschön*, Max«, sagte er, »aber die Einzelheiten müssen noch feiner werden.«

Aus einem Dutzend Lautsprechern, die überall in die Wände eingelassen waren, ertönte sanft eine geisterhafte weibliche Stimme. »Sie haben doch ausdrücklich nur nach einer Blaupause verlangt, Hiram.« Sie klang ein wenig gereizt.

»Stimmt, Max«, antwortete Yaeger, »und du hast dich dabei selbst übertroffen. Aber nun würde ich gern ausprobieren, wie nah wir dem tatsächlichen Ergebnis kommen können.«

»Fertig«, sagte die Stimme.

Der Rumpf des Schiffs materialisierte sich wie ein Geist aus Ektoplasma. Von vorn bis achtern verliefen kunstvolle, golden glänzende Schnitzereien. Yaegers Blick verharrte auf der Bugspitze, die von einem hölzernen Abbild König Edgars gekrönt wurde, der mit seinem Schlachtross über die sieben gefallenen Monarchen hinwegritt, aus deren geschorenen Barten man den Saum seines Mantels gefertigt hatte. Dann betrachtete Hiram die riesigen Darstellungen der prächtigen Götter des Olymps, bis hin zum hohen Achterschiff, das mit biblischen Figuren geschmückt war. Jedes einzelne Detail stimmte perfekt.

»Wow!«, rief er. »Du hast mir verschwiegen, dass du bereits



alles berechnet hattest. Jetzt fehlen bloß noch ein paar Delphine.«

Im selben Moment wurde unter dem Schiff ein simuliertes Meer sichtbar, aus dem am Bug zwei Delphine hoch emporsprangen und klatschend wieder eintauchten. Das dreidimensionale Bild begann sich langsam zu drehen, während aus den Lautsprechern das Pfeifen und Schnattern der Delphine drang.

Yaeger klatschte begeistert in die Hände und lachte wie ein Kind.

»Max, du bist brilliant!«

»Kein Wunder«, erwiderte die Stimme. »Schließlich haben Sie mich erschaffen.«

Yaeger hatte die enorm leistungsfähige künstliche Intelligenz nicht nur programmiert, sondern ihr auch seine eigene Stimme verpasst. Da er keine Selbstgespräche führen wollte, ließ er Max eine weibliche Klangfarbe annehmen. Die dazu passende weibliche Persönlichkeit hatte das Computersystem dann von ganz allein entwickelt.

»Deine Komplimente sind wirklich unvergleichlich«, sagte Hiram.

»Danke. Falls Sie jetzt fertig sind, würde ich gern eine kleine Pause einlegen, damit meine Schaltkreise abkühlen können. Hologramme sind immer so anstrengend für mich.«

Yaeger wusste, dass Max gern übertrieb und für die Berechnung des Schiffs nur einen winzigen Bruchteil seiner Kapazität eingesetzt hatte, doch neben der weiblichen Ausgabe seiner Stimme waren Max ein paar menschliche Charakterzüge einprogrammiert worden, darunter auch das Bedürfnis nach Anerkennung. Hiram vollführte eine zustimmende Geste. Das Schiff, das wogende Meer und die springenden Delphine lösten sich postwendend in Luft auf.

Hinter ihm klatschte jemand Beifall. Yaeger drehte sich um

und sah Austin applaudieren.

»Hallo, Kurt«, sagte er grinsend. »Bitte nehmen Sie doch Platz.«

»Mächtig beeindruckend«, sagte Austin und setzte sich auf einen Stuhl neben Yaeger. »Bis hin zum großen Finale. Ich glaube, nicht einmal David Copperfield könnte ein ausgewachsenes englisches Großkampfschiff verschwinden lassen.«

Hiram war tatsächlich ein Magier, wenngleich er für seine Kunststücke nicht etwa Zylinder und Zauberstab, sondern moderne Elektronik benutzte. Auch sein äußeres Erscheinungsbild fiel für diesen Berufszweig eher ungewöhnlich aus. Mit nahezu einstudierter Nachlässigkeit trug er Jeans und eine Jacke von Levi's, dazu ein schlichtes weißes T-Shirt und alte ausgetretene Cowboystiefel. Dennoch herrschte er wie ein Meisterzauberer über den gewaltigen Computerkomplex, der fast die gesamte neunte Etage des NUMA-Gebäudes für sich beanspruchte. Hier in der Zentrale der National Underwater and Marine Agency fand sich die weltweit größte digitale Datensammlung zum Thema Ozeanographie und verwandter Wissenschaftsgebiete.

»Das war doch gar nichts«, sagte Hiram verzückt wie ein kleiner Junge. Die grauen Augen hinter dem Drahtgestell der Nickelbrille auf seiner schmalen Nase funkelten aufgeregt. »Warten Sie nur ab, bis Sie sehen, was Max und ich für Sie vorbereitet haben.«

»Da bin ich aber mächtig gespannt. Das eben war die *Sovereign of the Seas*?«

»Richtig. Vom Stapel gelaufen im Jahre 1637 auf direkten Befehl Karls I. Eines der größten Hochseeschiffe, die bis zum damaligen Zeitpunkt gebaut worden waren.«

»Und außerdem eines der topplastigsten, wenn ich mich recht entsinne. Das oberste Deck musste nachträglich entfernt werden, was irgendwie passend erscheint, wenn man bedenkt, dass auch Karl enthauptet wurde.«

»Die Modifikationen füge ich später hinzu. Das neue Programm wird dann dem meeresarchäologischen Fachbereich einer jeden Universität zur Verfügung stehen, die es haben möchte. Max hat eine Liste von Hunderten alter Schiffe zusammengestellt. Wir speisen die Entwürfe, Baupläne, Maße, geschichtlichen Einzelheiten, kurz gesagt alles, was wir über das betreffende Schiff wissen, in die Computer ein. Aus der Summe dieser Daten berechnet Max eine holographische Rekonstruktion und ist dabei sogar in der Lage, fehlende Informationen eigenständig zu ergänzen. Max, würdest du Kurt bitte erzählen, welche Schlüsse du aus dem Material ziehen konntest, das er uns geliefert hat?«

Auf dem großen Monitor hinter der Plattform erschien das fröhlich lächelnde Gesicht einer hübschen Frau.

»Für Mr. Austin unterbreche ich meine Kaffeepause doch *jetzt* gern«, sagte die Stimme kokett.

Die Luft über der Plattform begann, blau zu schimmern, als die Laser in den Wänden des Raums in Funktion traten. Nagel für Nagel und Balken für Balken, doch mit rasender Geschwindigkeit, ließen die blitzenden Lichtstrahlen das Bild eines langen offenen Schiffs mit einem einzelnen rechteckigen Segel entstehen.

»Kommen Sie.« Yaeger stand auf und betrat mit Kurt die Plattform. Austins Sicht schien einen Moment lang zu verschwimmen. Als er wieder klar sehen konnte, stand er mit Hiram an Deck des Gefährts und blickte auf den elegant geschwungenen Vordersteven. Die Flanken des Boots wurden von runden Holzschilden geschmückt.

»Das ist die nächste Ausbaustufe des Programms. Man wird die vorberechneten Schiffe nicht nur betrachten, sondern sich tatsächlich auf ihren Decks bewegen können. Die virtuelle Perspektive passt sich jeweils entsprechend an. Dieses einfach konstruierte Boot hat uns vor keine allzu großen Probleme gestellt.«

»Ich würde sagen, ich befinde mich an Bord des Wikingerschiffs von Gogstad.«

»Korrekt. Es wurde in Norwegen gebaut, und zwar irgendwann zwischen 700 und 1000 nach Christus. Das Original war vierundzwanzig Meter lang und bestand vollständig aus Eichenholz, das deutlich widerstandsfähiger ist als diese Laserstrahlen. Unser Modell ist ungefähr halb so groß.«

»Es ist wunderschön«, sagte Austin. »Doch welche Verbindung besteht zu den Daten, die ich Ihnen gegeben habe?«

»Das werden Sie gleich sehen.«

Sie gingen durch die schimmernden Wände zurück zu dem Schaltpult.

»Es war ziemlich einfach, etwas mehr über die Mulholland Group herauszufinden«, sagte Yaeger. »Wie Ihnen der tote Anwalt ja schon berichtet hat, ist die Firma im Bereich der Wasserwirtschaft tätig. Ich musste ein wenig tiefer graben, aber schließlich konnte ich in Erfahrung bringen, dass die Mulholland Group zu einem größeren Konzern namens Gogstad gehört. Das Logo dieser Muttergesellschaft ist das Schiff, das wir soeben besichtigt haben.« Das Hologramm verschwand, und auf dem Monitor erschien eine stilisierte Version des Boots.

»Fahren Sie fort.«

»Dann habe ich Max gebeten, ein bisschen mit dem Begriff Gogstad zu spielen. Über die eigentliche Firma habe ich nicht viel erfahren, aber es scheint sich um einen riesigen multinationalen Konzern zu handeln, der in allen möglichen Geschäftsbereichen tätig ist. Finanzen. Maschinenbau. Bankwesen. Bauwirtschaft.«

Er reichte Austin eine Diskette. »Das sind die vorläufigen Ergebnisse. Bislang ist nichts Aufsehenerregendes dabei, aber ich möchte noch weitere Nachforschungen anstellen.«

»Danke, Hiram. Ich werde mir die Daten genau ansehen. In-

zwischen habe ich noch eine Bitte an Sie und Max.« Er erzählte von seinem Besuch im Garber-Zentrum und dem Gespräch mit dem Sohn des Piloten. »Ich würde gern wissen, ob dieses Flugzeug je gebaut wurde und was mit dem Piloten geschehen ist.«

Max hatte ihre Unterredung verfolgt. Auf dem Bildschirm erschien das Foto eines großen Deltaflüglers.

»Dieses Bild stammt aus dem Archiv der Smithsonian Institution und zeigt die YB-49A, den letzten von Northrops flugbereiten Deltabombern«, säuselte die leise Stimme. »Falls gewünscht, kann ich Ihnen auch hiervon ein dreidimensionales Modell erstellen, wie bei den Schiffen.«

»Vorerst genügt uns das. Die Kennziffer auf dem Zylinder lautete Y6-496.«

Das Foto wich einer Zeichnung. »Dies ist die Y6-496«, sagte Max.

»Was ist der Unterschied zwischen diesem Modell und dem davor, Max?«

»Die Konstrukteure konnten das Problem der Schwingungen beseitigen, über die sich die Bombenschützen beklagt hatten. Außerdem wäre diese Variante schneller und weiter geflogen als der Vorgänger. Sie wurde jedoch nie gebaut.«

Austin hütete sich, Max offen zu widersprechen. Stattdessen überflog er die Statistik- und Leistungsdaten unter dem Bild. Etwas daran störte ihn.

»Halt«, sagte er. »Fahr die Liste ein Stück zurück. Achte drauf, da steht, die Reisegeschwindigkeit würde achthundert-fünfundvierzig Kilometer pro Stunde betragen. Wie konnte man das wissen, wenn man keinen praktischen Versuch durchgeführt hatte?«

»Es könnte eine reine Schätzung sein«, schlug Yaeger vor.

»Vielleicht. Aber dort steht nicht, dass es sich um einen Schätzwert handelt.«

»Stimmt. Damals musste man auf praktische Versuche zurückgreifen, weil es noch keine schlaun Maschinen wie Max gab, mit denen man entsprechende Flugbedingungen hätte simulieren können.«

»Danke für das Kompliment, obwohl es nur eine Tatsache feststellt«, sagte Max. »Kurt hat Recht, Hiram. Ich habe unterdessen die Datenbank überprüft und herausgefunden, dass in jedem anderen Fall, wo ein Flugzeug entworfen, aber nicht tatsächlich gebaut wurde, die Geschwindigkeitsangabe stets ausdrücklich als *Schätzung* gekennzeichnet war. Mit dieser einen Ausnahme.«

Yaeger wusste, dass auf Max' Ergebnisse Verlass war. »Das heißt, diese Maschine hat womöglich *doch* existiert? Aber was ist aus ihr geworden?«

»Vorerst müssen wir uns vielleicht mit dieser Erkenntnis begnügen«, sagte Austin. »Die Unterlagen von Northrop und der Air Force sind verschwunden. Was kann Max uns über Frank Martin, den Piloten, erzählen?«

»Möchten Sie einen Schnelldurchlauf oder eine gründliche Suche?«, fragte Max.

»Was ist der Unterschied?«

»Der Schnelldurchlauf greift auf die normale Datenbank des Pentagon zu, in der alle Personen gespeichert sind, die je in den Streitkräften gedient haben. Die gründliche Suche erstreckt sich zudem auf die geheimen Verschlussachen. Außerdem hätte ich noch den Nationalen Sicherheitsrat, das FBI und die CIA zu bieten.«

»Haltet mich nicht für pingelig, aber ist es nicht illegal, sich in diese Datenbanken zu hacken?«

»Hacken ist so ein hässliches Wort«, klagte Max. »Sagen wir doch einfach, ich rufe ein paar befreundete Computersysteme an, um ein wenig zu plaudern.«

»In dem Fall wünsche ich einen geselligen Abend«, sagte Austin.

»Interessant«, meldete Max sich kurz darauf. »Ich habe versucht, mehrere Türen zu öffnen, aber Harry scheint in allen Fällen für gute Schlösser gesorgt zu haben.«

»Wer ist Harry? Ein anderer Computer?«, fragte Yaeger.

»Nein, Dummerchen. Harry Truman.«

Austin kratzte sich am Kopf. »Soll das heißen, alle Unterlagen über diesen Piloten wurden auf Anweisung des Präsidenten versiegelt?«

»Ganz genau. Abgesehen von einigen sehr oberflächlichen Daten über Mr. Martin unterliegt alles andere nach wie vor strengster Geheimhaltung.« Es gab eine untypische Pause. »Wie seltsam«, sagte Max. »Gerade eben habe ich eine Spur gefunden. Es war, als hätte jemand eine dieser verschlossenen Türen geöffnet. Hier ist der Gesuchte.« Das Bild eines jungen Mannes in Air-Force-Uniform erschien auf dem Monitor. »Er wohnt im Staat New York, ganz in der Nähe von Cooperstown.«

»Er ist noch *am Leben*?«

»Die Daten sind in diesem Punkt widersprüchlich. Laut Pentagon wurde er 1949 bei einem Flugzeugabsturz getötet. Diese neue Information besagt genau das Gegenteil.«

»Ein Fehler?«

»Es würde mich zumindest nicht überraschen. Menschen sind fehlbar. Ich nicht.«

»Hat er ein Telefon?«

»Nein. Aber ich habe eine Adresse.«

Aus einem Schlitz des Schaltpults glitt ein Ausdruck hervor. Verwirrt musterte Austin Name und Anschrift, als würde die Tinte gleich wieder verblassen. Dann faltete er das Blatt und steckte es ein. »Vielen Dank, Hiram. Vielen Dank, Max. Ihr wart eine große Hilfe.« Er machte sich auf den Weg zur Tür.

»Wohin wollen Sie jetzt?«, fragte Yaeger. »Nach Cooperstown. Wann hat man sonst schon Gelegenheit, die Baseball Hall of Fame zu besichtigen?«



Auf der anderen Seite des Potomac, im Hauptquartier der CIA in Langley, Virginia, saß in der Zentrale der Nachrichtenabteilung ein Systemanalytiker und fragte sich, ob sein Computer gerade an einem Schluckauf litt. Der Mann, ein Osteuropaspezialist namens J. Barrett Browning, stand auf und schaute über die Trennwand in die benachbarte Kabine des Großraumbüros.

»Sag mal, John, hast du kurz Zeit, einen Blick auf etwas ziemlich Merkwürdiges zu werfen?«

Der blässliche Mann, der dort vor einem unaufgeräumten Schreibtisch saß, legte die russische Zeitung beiseite, in der er bereits einige Passagen angestrichen hatte, und rieb sich die tief liegenden Augen.

»Sex, Verbrechen und noch mehr Sex. Ich weiß nicht, was merkwürdiger sein könnte als die russische Presse«, sagte John Rowland, ein allseits geachteter Übersetzer, der kurz nach der dunklen Nixon-Ära in den Dienst der CIA getreten war. »Die Zeitungen lesen sich wie unsere einheimischen Sensationsblätter, nur mit deutlich höherem Hormonspiegel. Ich sehne mich fast schon nach den Statistiken über die Traktorenproduktion zurück.« Er erhob sich von seinem Platz und kam nach nebenan in Brownings Kabine. »Wo liegt das Problem, junger Mann?«

»Hier auf meinem Bildschirm ist plötzlich eine komische Meldung aufgetaucht«, erwiderte Browning und schüttelte den Kopf. »Ich war damit beschäftigt, ein paar historische Unterlagen über die Sowjetunion zu sichten, als auf einmal dieser Satz erschien.«

Rowland beugte sich vor und las: »PROTOKOLL ZUR SANKTIONIERUNG EINER ENDGÜLTIGEN MASSNAHME AKTIVIERT.«

Er nestelte an seinem grau melierten Spitzbart herum. »End-

gültige Maßnahme? *Niemand* benutzt heutzutage noch diese Formulierung.«

»Was ist damit gemeint?«

»Es ist ein Euphemismus aus der Zeit des Kalten Kriegs und der Vietnam-Periode. Die höfliche Bezeichnung für einen Abschuss.«

»Häh?«

»Bringt man euch in Yale denn gar nichts mehr bei?«, fragte Rowland und grinste. »*Die Sanktionierung einer endgültigen Maßnahme* bedeutet, dass jemand eliminiert werden soll. Wie bei James Bond.«

»Ach, jetzt verstehe ich«, sagte Barrett und sah sich im Saal um. »Mal sehen, welcher unserer geschätzten Kollegen sich hier als Witzbold betätigt.«

Rowland war tief in Gedanken versunken und antwortete nicht. Er setzte sich auf Brownings Stuhl und musterte das unterstrichene Aktenzeichen am Ende der Botschaft. Dann markierte er die Nummer und betätigte die Eingabetaste. Eine Reihe von Ziffern erschien.

»Falls das ein Witz ist, ist es ein ziemlich guter«, murmelte er. »Dieser Code ist nicht mehr benutzt worden, seit Allan Dulles nach dem Zweiten Weltkrieg zum Direktor der Agency ernannt wurde.«

Rowland druckte die Nachricht aus und nahm das Blatt mit nach nebenan. Sein verwirrter Kollege folgte ihm auf dem Fuß. Dann führte John ein kurzes Telefonat, gab den Code in seinen Computer ein und drückte abschließend eine Taste. »Ich schicke das mal eben nach unten zu einem Freund in der Dechiffrierabteilung. Das Zeug ist ziemlich alt. Mit Hilfe der heutigen Programme kann er es innerhalb weniger Minuten entschlüsseln.«

»Woher stammt es deiner Ansicht nach?«, fragte Browning.

»Was genau hast du gelesen, als die Nachricht erschien?«

»Archivmaterial. Zumeist Berichte aus dem diplomatischen Dienst. Einer der Senatsmitarbeiter hat sie für seinen Boss im Verteidigungsausschuss angefordert. Er ist auf der Suche nach typisch sowjetischen Verhaltensmustern. Wahrscheinlich will er damit eine Erhöhung des Militäretats erreichen.«

»Worum ging es in diesen Unterlagen?«

»Um den nuklearen Entwicklungsstand der Sowjetunion. Die Berichte stammen von unseren damaligen verdeckten Agenten und waren an den Direktor gerichtet. Sie gehören zu den alten Akten, deren Geheimhaltung Clinton aufgehoben hat.«

»Interessant. Demnach war das Material ursprünglich nur für sehr hochrangige Augen gedacht.«

»Klingt einleuchtend. Aber was hat dieses Protokoll zu bedeuten?«

Rowland seufzte. »Was wird die Agency nur machen, wenn wir alten Haudegen alle in den Ruhestand abgetreten sind? Lass mich dir erklären, wie man im goldenen Zeitalter der Geheimoperationen üblicherweise vorgegangen ist. Zunächst musste man sich auf eine bestimmte Taktik einigen, und zwar auf allerhöchster Ebene, so dass der Direktor, die NSA und auch der Generalstab Bescheid wussten. Der Präsident wurde nicht offiziell eingeweiht, damit er stets jegliches Wissen leugnen konnte. Aus dieser Taktik ergab sich eine Handlungsweise, mit der man auf gewisse Bedrohungen reagieren würde. Das war das Protokoll. Die Handlungsweise schlug sich in einem Befehl nieder. Der Befehl wurde in einzelne Abschnitte unterteilt.«

»Das ergibt einen Sinn. Auf diese Weise kannten die ausführenden Organe immer nur einen kleinen Teil des Ganzen, und die Geheimhaltung blieb gewahrt.«

»Aha, folglich hat man dir in den heiligen Hallen von Elihu Yale also *doch* etwas beigebracht, auch wenn es sich um kompletten Schwachsinn handelt. Solch bescheuerte Pläne wie der Mordanschlag auf Castro oder die Iran-Contra-Affäre waren

nach dem gleichen Prinzip organisiert und sind völlig in die Hose gegangen.«

»Weshalb gab es dann überhaupt so etwas wie ein Protokoll?«

»In *erster* Linie, damit die Jungs an der Spitze sich bei Bedarf aus der Verantwortung stehlen konnten. Ein Protokoll war normalerweise nur bei den heikelsten Missionen üblich. Im vorliegenden Fall reden wir über ein politisch motiviertes Attentat. So etwas konnte man nicht auf die leichte Schulter nehmen. Staatsoberhäupter sollten im Allgemeinen nicht planen, andere Staatsoberhäupter oder Angehörige der eigenen Regierung zu ermorden. Das wird sonst schnell zur schlechten Angewohnheit. Also musste der Befehl mehrere Ebenen umfassen. Es durfte keine Spuren geben. Niemand erteilte Anweisungen, die sich zurückverfolgen ließen. Es mussten erst eine Reihe vorher festgelegter Umstände eintreten, bis auch der letzte Teil der Befehlskette ausgeführt wurde.«

»Das klingt wie das Sicherheitssystem beim Einsatz der Nuklearbomber. Es lief in mehreren Schritten ab, und die Mission konnte jederzeit abgebrochen werden.«

»So ähnlich. Zur Verdeutlichung gebe ich dir mal ein abstraktes Beispiel. Man fühlt sich bedroht. Eine Hand zieht die Waffe. Die Bedrohung wird stärker. Eine andere Hand lädt die Waffe mit scharfer Munition. Die Bedrohung eskaliert. Eine dritte Hand spannt den Hahn. Im nächsten Schritt wird der Abzug betätigt und die Bedrohung dadurch ausgeschaltet. All diese stufenweisen Aktionen und Reaktionen wären notwendig, um letztendlich die Waffe abzufeuern.«

Browning nickte. »Ich verstehe, was du sagen willst, aber ich kann mir noch immer nicht erklären, wieso dieser Mist in meinem Computer aufgetaucht ist.«

»Vielleicht ist die Sache gar nicht so geheimnisvoll, wie sie aussieht.« Der größte Teil von Rowlands Arbeitszeit war der langweiligen Lektüre und Analyse von Zeitungen gewidmet,

und er genoss es regelrecht, seinen Verstand zur Abwechslung mal anders einsetzen zu können. Er lehnte sich auf dem Stuhl zurück und starrte an die Decke.

»Das anfängliche Protokoll muss auf Papier festgehalten worden sein, vermutlich aufgegliedert in mehrere Teile. Es wird nie ausgeführt. Dann stellt die CIA von Papier auf Computer um, und auch das Protokoll wird dabei in der Datenbank der Agency erfasst. Es harrt dort jahrzehntelang aus, bis alle Bedingungen erfüllt sind, um es zu aktivieren. Eigentlich soll der Direktor automatisch davon verständigt werden, aber die Akten sind inzwischen nicht mehr als geheim eingestuft, und der Computer weiß nicht, dass ein kleiner Analytiker lesen wird, was in Wirklichkeit nur der Direktor zu sehen bekommen sollte.«

»Hervorragend«, sagte Browning. »Jetzt müssen wir bloß noch herausfinden, wie ein fünfzig Jahre altes Protokoll in Gang gesetzt worden sein könnte. Ich habe auch gestern schon an diesen Akten gearbeitet, aber da ist noch nichts Außergewöhnliches passiert.«

»Also kann die Aktivierung höchstens vierundzwanzig Stunden alt sein. Warte...« Sein EMail-Programm meldete den Erhalt einer Nachricht. Rowland öffnete die Datei.

»Lieber Rowland, anbei dein verschlüsselter Text. Na ja. Nächstes Mal solltest du mir schon eine etwas größere Herausforderung schicken.«

Die fragliche Botschaft bestand aus zwei Worten: »Sanktion eingeleitet.«

»Das ist die kodierte Antwort des Killers«, sagte Rowland. Browning schüttelte den Kopf. »Ich frage mich, wer der arme Hund wohl gewesen ist.«

»Ich glaube nicht, dass wir uns Gedanken um die Vergangenheit machen müssen; die *Zukunft* bereitet mir weitaus größere Sorgen.«

»He, Jack, red keinen Quatsch. Dieses Protokoll wurde vor

einem halben Jahrhundert beschlossen. Alle davon Betroffenen sind bestimmt schon längst tot. Der Killer genau wie das Opfer.«

»Vielleicht«, sagte Rowland. »Vielleicht auch nicht.« Er wies mit dem Finger auf die beiden Worte. »Diese Antwort wurde gerade erst abgeschickt. Das heißt, der Killer ist noch am Leben und sein Opfer auch. Wenigstens vorläufig noch.«

»Was willst du damit sagen?«

Rowland griff nach dem Telefon. Sein sonst so fröhliches Gesicht war todernst.

»Der Direktor hat den Befehl nicht widerrufen, also folgt nun die nächste Stufe. Der *Mord*.« Er hob die Hand, um Brownings Frage zu unterbinden. »Bitte stellen Sie mich zum Direktor durch«, sagte er in den Hörer. »Ja, es ist dringend«, fügte er ungewöhnlich laut hinzu, was bewies, wie aufgewühlt er war. »*Verdammt* dringend!«

Als Zavala zu dem Bürogebäude zurückkehrte, hatte man das Feuer in Hanleys Kanzlei längst gelöscht. Mittlerweile waren die Aufräumarbeiten in vollem Gange. Joe bogelte sich am gelben Absperrband der Polizei vorbei, indem er mit amtlich wirkender Geste wiederholt seinen NUMA-Ausweis zückte. Auch dem leitenden Beamten der feuerpolizeilichen Ermittlungen hielt er die eingeschweißte Karte mit dem Porträtfoto nur kurz vor die Nase und verstaute sie sogleich wieder in seiner Brieftasche. Er wollte nicht erklären müssen, was er als Angehöriger einer mit meereswissenschaftlichen Arbeiten beauftragten Bundesbehörde an diesem Unglücksschauplatz in San Diego verloren hatte.

Der Ermittler, ein Mann namens Connors, berichtete ihm, dass Zeugen kurz vor der Explosion einen Helikopter und einen seltsamen Blitz bemerkt hätten. Allerdings könne man bislang nicht völlig ausschließen, dass die Ursache der Detonation im Innern des Gebäudes zu suchen sei. Zavala konnte ihm diese Vermutung nicht verübeln. Es kam schließlich nicht jeden Tag vor, dass ein Hochhaus von einem bewaffneten Hubschrauber angegriffen wurde.

»Wie geht es der verletzten Frau?«, fragte Joe.

»Ganz gut, soweit ich gehört habe«, sagte Connors. »Ein paar Jungs haben sie noch rechtzeitig genug aus der Gefahrenzone gerettet.«

Zavala bedankte sich und ging bis zum nächsten Block weiter, um sich ein Taxi heranzuwinken. Als er gerade die Hand hob, hielt ein unauffälliger schwarzer Ford vor ihm am Straßenrand. Am Steuer saß Agent Miguel Gomez. Der FBI-Mann beugte sich über den Sitz und öffnete die Beifahrertür. Joe stieg ein.

Gomez warf ihm einen seiner bekümmerten Blicke zu. »Seit Sie und Ihr Partner in der Stadt aufgetaucht sind, hat es beträcht-

lichen Wirbel gegeben«, sagte der Agent. »Sie kommen einfach in mein Büro spaziert, und nur wenige Stunden später sind der Farmer und sein schmieriger Anwalt beide in Rauch aufgegangen. Warum bleiben Sie nicht noch ein paar Tage? Die komplette mexikanische Mafia würde sich samt aller Komplizen selbst erledigen, und ich wäre meinen Job los, was mir mehr als gelegen käme.«

Zavala kicherte. »Nochmals vielen Dank für die Rückendeckung in Tijuana.«

»Zum Ausgleich für das Risiko, einen internationalen Zwischenfall zu provozieren, weil ich ein Scharfschützenteam über die Grenze geschickt habe, könnten Sie mir ja netterweise verraten, was, zum Teufel, hier eigentlich vorgeht.«

»Ich wünschte, ich wüsste es«, sagte Zavala und zuckte die Achseln. »Was genau ist mit Pedralez geschehen?«

»Er fuhr mit seiner gepanzerten Limousine durch Colonia Obrera, eine ziemlich heruntergekommene Gegend im Westen von Tijuana. Seine Leibwächter saßen in den Jeeps vor und hinter ihm. Das vordere Fahrzeug wurde als Erstes getroffen. Eine Sekunde später ist dann der Wagen von Pedralez explodiert. Das Ding war gebaut wie ein Panzer, also muss reichlich Wucht hinter dem Angriff gesteckt haben. Der Fahrer des dritten Wagens hat sofort gewendet und sich mit Vollgas aus dem Staub gemacht.«

»Das klingt nach einer Panzerabwehrrakete.«

Gomez sah ihn lange und forschend an. »Die mexikanische Polizei hat in einer der Seitenstraßen eine schwedische Panzerfaust Marke Gustav gefunden.«

»Die Schweden haben den mexikanischen Drogenbaronen den Krieg erklärt?«

»Schön war's. Das Fabrikat ist auf dem internationalen Waffenmarkt problemlos zu bekommen. Wahrscheinlich muss man nur genügend Gutscheine aus den Cornflakes-Packungen sam-



meln. Man feuert das Ding von der Schulter ab. Es heißt, ein Team aus zwei Leuten könnte bis zu sechs Schuss in der Minute schaffen. Was wissen Sie über diesen Vorfall bei Hanley?»

»Kurt und ich hatten das Gebäude gerade verlassen, als wir einen grünen Helikopter vor Hanleys Büro schweben sahen. Wir sind wieder zurückgelaufen und haben im Fahrstuhl dann die Explosion gehört. Andere Zeugen haben einen Lichtblitz erwähnt. Vielleicht stammte der von einem Raketenwerfer.«

»Wie viele Raketen braucht man, um einen Winkeladvokaten wegzupusten? Klingt wie ein Witz unter Anwälten.«

»Hanley kann bestimmt nicht darüber lachen.«

»Der Kerl hatte noch nie Sinn für Humor. Ganz schön heftige Aktion, nebenbei bemerkt. Jemand muss seinen Tod wirklich inständig gewollt haben, um so einen Aufwand zu betreiben.« Er hielt kurz inne. »Warum sind Sie zurück in das Gebäude gelaufen?»

»Kurt hatte den Eindruck, einen solchen Hubschrauber bereits kurz nach der Explosion vor der Baja gesehen zu haben.«

»Demnach hatten Sie bereits mit Hanley gesprochen?»

Gomez wirkte vielleicht ein wenig schläfrig, aber ihm entging nicht das Geringste, dachte Zavala.

»Wir haben ihn nach der Tortilla-Fabrik gefragt. Er sagte, ein Vermittler aus Sacramento habe sich mit ihm in Verbindung gesetzt, weil ein Klient eine verdeckte Operation in Mexiko durchführen wollte. Hanley hat daraufhin den Kontakt zu Pedrales hergestellt.«

»Wie lautet der Name dieses Vermittlers?»

»Jones. Sparen Sie sich die Mühe. Er ist tot.«

Gomez lächelte humorlos. »Lassen Sie mich raten. Sein Wagen ist explodiert.«

»Er ist mit dem Auto in den Bergen verunglückt. Angeblich war es ein Unfall.«

Ein Mann in einem dunkelblauen Anzug kam auf den Wagen zu und klopfte gegen die Seitenscheibe. Der Agent nickte und wandte sich dann wieder an Zavala. »Ich werde drinnen gebraucht. Lassen Sie uns in Kontakt bleiben.« Den letzten Satz fügte er auf Spanisch hinzu. »Wir mexikanischen Beuteamerikaner müssen zusammenhalten.«

»Absolut«, sagte Joe und öffnete die Tür, um auszusteigen. »Ich mache mich auf den Rückweg nach Washington. Rufen Sie mich bei Bedarf im Hauptquartier der NUMA an.«

Zavala hatte Gomez nicht belogen, ihm jedoch absichtlich die Identität der Mulholland Group verschwiegen. Er glaubte nicht, dass das FBI mit einem Durchsuchungsbefehl zur Vordertür hereinplatzen würde, doch er wollte seine eigenen Ermittlungen nicht unnötig komplizieren. Nach seiner Rückkehr ins Hotel rief er die Auskunft in Los Angeles an und ließ sich die Nummer der Mulholland Group geben. Dort am Telefon beschrieb ihm dann eine freundliche Sekretärin den Weg zum Büro der Firma. Über die Rezeption des Hotels bestellte Joe einen Mietwagen, und kurz darauf fuhr er nach Norden in Richtung Los Angeles.

Am späten Vormittag bog er vom Hollywood Freeway ab und gelangte in eine für Kalifornien typische Gegend, in deren unübersichtlichem Straßengewirr sich dicht gedrängte Wohnblocks mit Geschäftshäusern und kleinen Plätzen abwechselten. Zavala war nicht sicher, womit er gerechnet hatte, aber nach der Explosion vor der Baja und den bizarren Morden an Hanley und Pedrales überraschte es ihn, sich vor einem normalen Bürogebäude wiederzufinden, das von einem Schreibwarengroßhandel und einer Pizza-Hut-Filiale eingerahmt wurde. Die Niederlassung der Mulholland Group war deutlich durch ein Firmenschild gekennzeichnet.

Joe betrat die geräumige und luftige Lobby. Die fröhliche Empfangsdame war dieselbe, mit der er zuvor telefoniert hatte. Er musste gar nicht erst seinen berühmten Charme bemühen, denn sie beantwortete anstandslos seine Fragen über die Firma,

versorgte ihn mit einem Stapel Prospekte und bat ihn, einfach nur anzurufen, falls er je ein Wasserbauprojekt zu vergeben hätte. Er kehrte zu seinem Mietwagen zurück, setzte sich ans Steuer, starrte die nüchterne Fassade des Gebäudes an und fragte sich, was er nun tun sollte. Sein Mobiltelefon klingelte. Am anderen Ende meldete sich Austin aus der Zentrale der NUMA.

»Hast du etwas herausfinden können?«, fragte Kurt.

»Ich sitze gerade vor dem Büro der Mulholland Group«, sagte Zavala und fasste seine neuen Erkenntnisse zusammen. Dann berichtete Austin ihm von dem Besuch im Garber-Zentrum, dem Gespräch mit Buzz Martin und dem Ergebnis von Max' Analyse.

»Du hast wesentlich mehr erreicht als ich«, sagte Joe.

»Bislang ist noch nichts Konkretes dabei herausgekommen. Heute Nachmittag fliege ich nach Cooperstown, um womöglich etwas mehr über das Schicksal des alten Piloten zu erfahren. Solange du noch in L.A. bist, könntest du vielleicht ein paar Nachforschungen über Gogstad anstellen.«

Sie kamen überein, sich am nächsten Tag in Washington zu treffen, um das weitere Vorgehen zu besprechen. Zavala legte auf und rief bei der Los Angeles Times an. Er ließ sich in den Nachrichtenraum durchstellen, nannte seinen Namen und fragte nach Randy Cohen von der Wirtschaftsredaktion.

Kurz darauf meldete sich eine jungenhafte Stimme.

»Joe Zavala, was für eine nette Überraschung! Wie geht's dir?«

»Gut, vielen Dank. Und was gibt es Neues vom besten Reporter westlich des Mississippi?«

»Ich mühe mich nach Kräften, zumindest so weit die paar Gehirnzellen es noch zulassen, die mir nach unseren Tequila-Besäufnissen geblieben sind. Bist du nach wie vor bei der NUMA?«

»Genau genommen, bin ich sogar im Auftrag der NUMA hier

in der Stadt und habe mich gefragt, ob du mir vielleicht helfen könntest.«

»Für meinen alten College-Kumpel würde ich doch alles tun.«

»Das weiß ich wirklich zu schätzen, Randy. Ich brauche einige Informationen über eine kalifornische Firma. Hast du schon mal von der Gogstad Corporation gehört?«

Am anderen Ende der Leitung herrschte einen Augenblick Stille.

»Hast du gerade Gogstad gesagt?«, fragte Cohen dann.

»Ja«, erwiderte Joe und buchstabierte den Namen, um Missverständnisse auszuschließen. »Kannst du damit etwas anfangen?«

»Ruf mich auf diesem Anschluss zurück«, sagte Cohen, nannte die Ziffern und unterbrach abrupt die Verbindung. Zavala wählte die Nummer. Cohen hob sofort ab. »Bitte entschuldige mein rüdes Verhalten. Das hier ist mein Mobiltelefon. Wo bist du?«

Joe nannte die Adresse. Cohen kannte die Gegend und beschrieb ihm den Weg zu einem Cafe ganz in der Nähe. Zavala trank soeben seinen zweiten Espresso, als Randy zur Tür hereinkam, ihn am Tresen entdeckte und breit grinste. Er eilte auf ihn zu und begrüßte ihn mit einem überschwänglichen Handschlag.

»Mann, du siehst toll aus, Joe. Hast dich kein bisschen verändert.«

»Du aber auch nicht.« Das war nicht gelogen. Der Reporter sah fast noch genauso aus wie zu der Zeit, als sie beide für die Zeitung ihres Colleges gearbeitet hatten. Inzwischen wog der schlanke Cohen vielleicht ein paar Pfund mehr, und sein schwarzer Vollbart war leicht ergraut, aber er bewegte sich immer noch wie ein riesiger Kranich, und der Blick der blauen Augen hinter der Hornbrille war so durchdringend wie früher.

Randy bestellte einen großen Milchkaffee und führte Joe an einen etwas abseits gelegenen Tisch. Er trank einen Schluck, rühmte den Kaffee als vorzüglich und beugte sich vor. »Also, alter Freund, jetzt verrate mir mal, wieso die NUMA sich für Gogstad interessiert«, sagte er leise.

»Vermutlich hast du mitbekommen, dass im Meer vor San Diego eine Walherde tot aufgefunden wurde.« Cohen nickte. »Wir haben die eventuelle Todesursache bis zu einer Firma an der Küste der Baja California zurückverfolgen können. Von dort aus bestand eine Verbindung zur Mulholland Group, und die wiederum gehört zu Gogstad.«

Cohens Blick verengte sich. »Was für eine *Art* von Firma?«

»Nicht lachen. Eine Tortilla-Fabrik.«

»Ich lache über rein *gar nichts*, das mit diesem Laden zu tun hat.«

»Demnach kennst du Gogstad.«

»Und zwar sehr gut. Deshalb war ich ja auch so verblüfft, als du danach gefragt hast. Ich gehöre zu einem Team, das schon seit fast einem Jahr über diesen Konzern recherchiert. Unsere Artikelserie wird ›Die Wasserpiraten‹ heißen.«

»Ich dachte, die Piraterie sei mit Captain Kidd ausgestorben.«

»Das hier ist größer, als Kidd je zu träumen gewagt hätte.«

»Was hat euch zu den Recherchen veranlasst?«

»Der pure Zufall. Wir haben Firmenfusionen untersucht, vornehmlich die von der stillen Sorte, die meistens kaum Aufsehen erregen, aber sich dennoch ziemlich deutlich auf das Leben der normalen Bürger auswirken können. Dabei sind wir irgendwann immer wieder über dieselbe schwache Spur gestolpert. Als würde ein Jäger im Wald ständig eine vom Schnee verwehte Fährte entdecken.«

»Und die Fährte gehörte zu Gogstad.«

Cohen nickte. »Wir haben Monate gebraucht, bis wir uns si-

cher waren, und selbst jetzt kennen wir nur einen Teil des Bildes. Gogstad ist riesengroß! Der Konzern besitzt Beteiligungen in Höhe von mehreren hundert Milliarden Dollar. Vermutlich handelt es sich um das größte weltweite Firmenkonglomerat aller Zeiten.«

»Zugegeben, ich lese nicht jeden Tag das *Wall Street Journal*, aber es überrascht mich, dass ich noch nie von diesem Verein gehört habe, wenn er tatsächlich so groß ist, wie du behauptest.«

»Da geht es dir wie allen anderen. Die Kerle haben Millionen von Dollar ausgegeben, um ihre Geschäfte zu verschleiern. Sie schließen geheime Verträge ab, benutzen Strohmänner, Tarnfirmen, was immer du willst. Gott sei Dank gibt es Computer! Wir haben die Daten in ein so genanntes Geographisches Informationssystem eingespeist. Das GIS verbindet die Angaben aus der Datenbank mit Punkten auf einer Landkarte. Die Polizei benutzt ein vergleichbares System, um die Verflechtungen des organisierten Verbrechens nachzuvollziehen. Wir haben ein paar tolle graphische Darstellungen von Gogstads internationalen Beteiligungen.«

»Wer steckt hinter diesem Mega-Konzern?«

»Wir sind uns ziemlich sicher, dass alle Fäden in der Hand einer einzelnen Person zusammenlaufen. Ihr Name ist Brynhild Sigurd.«

Zavala war als Herzensbrecher weithin bekannt, und so horchte er bei diesem weiblichen Namen ganz besonders auf. »Erzähl mir mehr von ihr.«

»Ich kann dir nicht viel erzählen. Sie ist nie auf der *Fortune*-Liste der einflussreichsten Frauen aufgetaucht, obwohl sie dort an erster Stelle stehen müsste. Wir wissen, dass sie in den USA geboren wurde, ihre Eltern aber aus Skandinavien stammen. Dann ist sie in Europa zur Schule gegangen und hat später eine Wasserbaufirma namens Mulholland Group gegründet.«

»Da war ich gerade. Ich hätte um einen Termin bei der Lady

bitten sollen.«

»Das hätte nicht viel genutzt. Nominell ist sie zwar immer noch die Generaldirektorin, aber niemand bekommt sie je zu Gesicht.«

»Was hat der Name der Firma zu bedeuten? Das Büro liegt nicht am Mulholland Drive.«

Cohen lächelte nachsichtig. »Hast du je von dem Skandal um das Owens Valley gehört?«

»Ich glaube, es ging dabei um die Wasserversorgung von Los Angeles.«

»Richtig. Aus heutiger Sicht ist es nur schwer zu glauben, aber noch vor achtzig Jahren war L.A. lediglich ein kleines Wüstenkaff. Um zu wachsen, benötigte die Stadt dringend Wasser. Die nächstgelegene große Bezugsquelle für Süßwasser war das verträumte kleine Owens Valley, rund dreihundert Kilometer nördlich von hier. Stillschweigend schickte die Stadt ein paar Leute dorthin, um die Wasserrechte aufzukaufen. Als die Bewohner des Tals erkannten, was dort vor sich ging, war es bereits zu spät, um noch etwas dagegen zu unternehmen. Ihr Wasser war auf dem Weg nach Los Angeles.«

»Und was ist aus dem Owens Valley geworden?«

»Es wurde komplett trockengelegt.« Er stieß ein verächtliches Lachen aus. »Der Großteil des von den Steuerzahlern gekauften Wassers wurde ins San Fernando Valley geleitet, nicht in die Stadt. Eine Gruppe hiesiger Geschäftsleute hatte dort billig Land erworben. Mit dem Wasser schossen die Grundstückspreise in ungeahnte Höhen, und die Spekulanten verdienten Millionen. Der Mann, der den ganzen Coup eingefädelt hatte, hieß William Mulholland.«

»Interessant. Welche Bedeutung hat die Mulholland Group für Gogstad?«

»Gogstad ist aus der Mulholland Group hervorgegangen. Jetzt

ist die Gruppe nur noch eine Tochtergesellschaft des Konzerns und für die technische Umsetzung bestimmter Wasserbauprojekte zuständig.«

»Was genau macht Gogstad?«

»Anfangs hat man Beteiligungen an Pipeline-, Energie- und Baufirmen erworben. Später kamen dann Finanzdienstleistungen, Versicherungen und Medienanteile hinzu. Während der letzten paar Jahre stand hauptsächlich ein ganz bestimmtes Produkt im Mittelpunkt des Interesses: blaues Gold.«

»Ich kenne bloß Gelbgold und Weißgold.«

Cohen hob den Becher an, der vor ihm auf dem Tisch stand.

»Damit ist Wasser gemeint?«

»Ja.« Randy hielt das Glas ins Licht, als enthielte es edlen Wein. Dann trank er einen großen Schluck. »Wasser ist schon lange keine Selbstverständlichkeit mehr, sondern eine Handelsware, die teurer als Erdöl sein kann. Gogstad ist der beherrschende Faktor des weltweiten Wassergeschäfts. Der Konzern hält Mehrheitsanteile an Versorgungsunternehmen in hundertfünfzig Ländern auf sechs Kontinenten und verteilt Wasser an mehr als zweihundert Millionen Menschen. Sein vorerst größter Streich war die Übernahme der Wasserverteilung des Colorado River, deren Privatisierung kürzlich per Gesetz beschlossen wurde.«

»Ich habe irgendwas darüber gelesen. Erzähl mir mehr davon.«

»Der Colorado River ist die Hauptversorgungsader für den Wasserbedarf der westlichen und südwestlichen Staaten. Bislang stand das System stets unter Aufsicht der Regierung, und all die großen Dämme und Staubecken wurden in Zusammenarbeit mit den Staaten und Gemeinden errichtet. Jetzt hat die öffentliche Hand nichts mehr damit zu tun; an ihre Stelle sind private Firmen getreten.«



»Eine Privatisierung ist heutzutage nichts Ungewöhnliches mehr. Mittlerweile werden sogar Gefängnisse privat geleitet. Wieso nicht auch die Wasserversorgung?«

»Genau mit diesem Argument hat man das Gesetz letztlich durchgedrückt. Die Staaten streiten schon seit Jahren um die Wasserrechte und haben bereits Unsummen für Gerichtsverfahren ausgegeben. Die Befürworter sagten, eine Privatisierung würde dem ein Ende bereiten und zu einer wesentlich effizienteren Wasserverteilung führen. Zudem läge die finanzielle Last der notwendigen Verbesserungen auf den Schultern der Investoren, nicht denen der Steuerzahler. Den entscheidenden Ausschlag gab die gegenwärtige Dürreperiode. Den Städten geht langsam das Wasser aus, und die Leute haben Angst.«

»Und wo kommt Gogstad ins Spiel?«

»Das Gesetz sah vor, die Verteilung des Colorado River in die Hände mehrerer eigenständiger Firmen zu legen, die das Projekt gemeinschaftlich betreuen sollten.«

»Damit alle ein Stück vom Kuchen abbekommen.«

»So war es gedacht. Leider gehört insgeheim jede dieser Firmen in Wirklichkeit zu Gogstad.«

»Demnach kontrolliert Gogstad den gesamten Colorado River?«

Randy nickte. »Der Konzern hat das in kleinerem Maßstab schon mehrfach vorexerziert. Es gibt Verträge zur Gewinnung von Gletscherwasser in Alaska. Auch in Kanada, dem Ort der meisten bedeutenden Quellen Nordamerikas, ist Gogstad vertreten und hat sich den Großteil des Wassers in British Columbia gesichert. Nicht mehr lange, und auch die Großen Seen gehören ihnen.«

Zavala stieß einen leisen Pfiff aus. »Das ist zwar beängstigend, aber es passt zum heutigen Trend der Globalisierung, wo immer mehr Wirtschaftskraft in immer weniger Händen liegt.«

»Sicher. Die Inbesitznahme der wertvollsten Ressource eines Landes ist völlig legal, ob es uns gefällt oder nicht. Aber Gogstad hält sich nicht an die Regeln, und das ist noch viel beängstigender.«

»Was willst du damit sagen?«

»Lass mich dir ein Beispiel geben. Der Kongressabgeordnete Jeremy Kinkaid hat die Gesetzesvorlage zur Privatisierung des Colorado River erbittert bekämpft und später sogar mit einer Kongressanhörung gedroht, um das Gesetz doch noch für nichtig erklären zu lassen. Er ist bei einem Unfall ums Leben gekommen.«

»Viele Leute sterben durch Unfälle.«

Aus einer Tasche seiner Jacke holte der Reporter eine Weltkarte hervor und breitete sie auf dem Tisch aus. »Siehst du diese roten Vierecke?«, fragte er leise, beinahe flüsternd. »Versuch gar nicht erst, sie zu zählen. Es sind Dutzende.«

»Beteiligungen von Gogstad?«

»Gewissermaßen. Je größer der Konzern wurde, desto häufiger stieß er auf bereits etablierte Konkurrenten, nämlich die Betriebe und städtischen Einrichtungen, die jeweils vor Ort die Wasserversorgung kontrollierten.« Er deutete auf die Karte. »Wir haben die Firmenkäufe mal in Verbindung mit dem Personal der entsprechenden Unternehmen gebracht. Jedes rote Viereck steht für tödliche ›Unfälle‹ in den Reihen der Geschäftsführung, und zwar genau in der Phase der Übernahme. In einigen Fällen sind hohe Entscheidungsträger ganz einfach spurlos verschwunden.«

»Gogstad benutzt entweder Verbrechermethoden oder hat unverschämt viel Glück.«

»Such dir was aus. Im Verlauf der letzten zehn Jahre hat man sich transnationale Wasserfirmen in Frankreich, Italien, Großbritannien und Südamerika einverleibt. Die Leute von Gogstad sind wie die Borg, diese fremde Rasse aus *Star Trek*, die an

Macht gewinnt, indem sie andere Spezies assimiliert und in das eigene Kollektiv zwingt. Auch in Asien und Südafrika hat der Konzern Wasserkonzessionen erworben...« Cohen hielt abrupt inne und sah zur Tür. Als eine Frau und ein Kind das Cafe betraten, entspannte er sich wieder. Zavala zog eine Augenbraue hoch, sagte jedoch nichts. »Bitte entschuldige«, sagte Randy. »Ich bin wegen dieser Sache inzwischen schon völlig paranoid.«

»Ein wenig Paranoia ist bisweilen gar nicht so ungesund, mein Freund.«

Cohen begann wieder zu flüstern. »Wir haben bei uns in der Redaktion vielleicht einen Maulwurf. Deshalb solltest du mich vorhin auch auf meinem Mobiltelefon anrufen.« Er spielte nervös mit dem Kaffeelöffel herum. »Bei der Zeitung sind in letzter Zeit ziemlich merkwürdige Sachen passiert.«

»Was meinst du damit?«

»Nichts wirklich Konkretes. Unterlagen, die auf einmal nicht mehr in der richtigen Reihenfolge einsortiert sind. Fremde Gesichter im Gebäude. Komische Blicke.«

»Bist du sicher, dass du dir das nicht bloß einbildest?«

»Die anderen Mitglieder des Teams haben ähnliche Erfahrungen gemacht. O Mann. Ist meine Angst denn *dermaßen* offensichtlich?«

»Du machst sogar *mich* damit nervös.«

»Gut, ich *will*, dass du nervös bist, denn ich glaube nicht, dass Gogstad zögern würde, einen jeden zu beseitigen, der dem Konzern auf dem Weg zum Ziel in die Quere kommt.«

»Und wie lautet dieses Ziel?«

»Ich bin fest davon überzeugt, dass man sich die weltweite Süßwasserversorgung unter den Nagel reißen will.«

Zavala dachte kurz darüber nach. »Ist das nicht ein bisschen zu hoch gegriffen? Zwar hat Gogstad in Nordamerika und Europa beeindruckende Fortschritte erzielt, aber könnte überhaupt je

irgendeine einzelne Firma sich des Süßwassers der ganzen Welt bemächtigen?«

»Das ist gar nicht so schwierig, wie du vielleicht glaubst. Gemessen am gesamten weltweiten Wasservorkommen, beträgt der verfügbare Süß Wasseranteil lediglich ein halbes Prozent. Der Rest ist Salzwasser oder nicht ohne weiteres zugänglich, weil er in Form von Schnee und Eis erstarrt oder unter der Erde gebunden ist. Hinzu kommt die starke Verschmutzung vieler potentieller Trinkwasservorräte. Der Bedarf wächst täglich.«

»Aber wird denn nicht trotzdem der größte Teil dieses Wassers nach wie vor von allen möglichen Leuten und Regierungen kontrolliert?«

»Nicht mehr. Sobald Gogstad eine aussichtsreiche Wasserquelle aufstöbert, bietet man den Betreibern unter vielen großzügigen Versprechungen an, den Laden zu übernehmen. Wenn man den Fuß in der Tür hat, folgen Bestechungen, Erpressungen oder andere Maßnahmen, um die Privatisierung zu sichern. Während der letzten fünf Jahre hat Gogstad dabei enorm an Tempo zugelegt. Geholfen hat dem Konzern, dass nach den neuen internationalen Handelsabkommen ein Land nicht länger alleiniger Besitzer seiner Wasservorräte ist. Mein Gott, Joe, das ist wie damals im Owens Valley, aber es geschieht weltweit!«

»Gogstad wirkt wie eine riesige Krake.«

»Hübscher Vergleich, auch wenn er ein wenig klischeehaft ist.« Er zog einen roten Filzstift aus der Tasche und zeichnete quer über die Karte Linien und Pfeile ein. »Und das sind die Tentakel. Wasser fließt von Kanada und Alaska nach China. Aus Schottland und Österreich werden Afrika und der Mittlere Osten beliefert. Australien hat Exportverträge mit Asien. Vordergründig sind die verschiedensten Firmen daran beteiligt. Aber infolge der Tarnbeteiligungen hat allein Gogstad das Sagen.«

»Wie soll dieses ganze Wasser transportiert werden?«

»Einer von Gogstads Betrieben hat bereits ein Verfahren entwickelt, um Millionen von Litern in riesigen versiegelten Behältern quer über die Ozeane zu schleppen. Gleichzeitig werden in den Werften des Konzerns Tanker mit einem Fassungsvermögen von jeweils fünfzigtausend Bruttoregistertonnen gebaut, die ganz nach Belieben Öl oder Wasser laden können.«

»Das alles muss doch ziemlich teuer sein.«

»Es heißt, Wasser und Geld zögen sich gegenseitig an. Die Kunden sind bereit, jeden gewünschten Preis zu zahlen. Natürlich wird von all dem Wasser kaum ein armer Wüstenbewohner je seinen Durst stillen können, denn der größte Abnehmer ist die Industrie, die zufälligerweise auch zu den größten Umweltverschmutzern gehört.«

»Die ganze Sache klingt unglaublich.«

»Na, dann halt dich mal gut fest, Joe, denn das ist längst noch nicht alles.« Er wies auf Nordamerika. »Hier steckt das meiste Geld. In den USA. Erinnerst du dich, was ich über Gogstads Verstrickungen in Kanada gesagt habe? Es existiert ein Plan, große Mengen Wasser aus der Hudson Bay über die Großen Seen bis in den Trockengürtel der USA zu bringen.« Sein Finger wanderte nach Alaska. »Kalifornien und die anderen Wüstenstaaten haben den Colorado River praktisch ausgesogen. Ein anderes Projekt sieht vor, Gletscherwasser aus dem Yukon abzuzweigen und über ein kompliziertes System aus Dämmen, Kanälen und riesigen Staubecken in den amerikanischen Westen zu lenken. Ein Zehntel von British Columbia würde geflutet werden, und es entstünden schwere Umweltschäden, ganz zu schweigen von der Zwangsumsiedlung der Bevölkerung. Die neuen Wasserkraftwerke würden sehr viel Elektrizität produzieren. Und jetzt rate mal, wer sich in der strategisch günstigen Position befindet, um an dieser Energie und auch an den Bauvorhaben kräftig zu verdienen.«

»Ich glaube, ich kenne die Antwort.«

»Ganz genau. Man wird Milliarden einstreichen! Die Pläne zu diesem Schwachsinn existieren schon einige Jahre. Bis jetzt wurde noch nichts davon umgesetzt, weil es so zerstörerisch und teuer ist, aber mittlerweile hat das Konzept einflussreiche Fürsprecher gefunden, und es besteht zumindest die Wahrscheinlichkeit einer Realisierung.«

»Schon wieder Gogstad?«

»Langsam begreifst du's«, sagte Cohen. Er geriet immer mehr in Fahrt. »Diesmal wird es keine Opposition geben. Gogstad hat wichtige Zeitungen und Fernsehsender aufgekauft und kann damit die öffentliche Meinung massiv beeinflussen. Auch die politische Macht des Konzerns ist phänomenal. Man hat sich Ex-Präsidenten, Premierminister und Staatssekretäre ins Boot geholt. Dagegen ist so gut wie kein Kraut gewachsen. Und jetzt stell dir all diese politische und finanzielle Gewalt in den Händen einer Person oder Institution vor, die ohne jeden Skrupel Gangstermethoden einsetzt, dann weißt du auch, weshalb ich so verdammt nervös bin.« Randy hielt inne, um Luft zu holen. Ihm war vor lauter Aufregung das Blut ins Gesicht geschossen. Auf seiner Stirn glitzerten Schweißperlen. Er starrte Joe an, als würde er ihn regelrecht zum Widerspruch herausfordern wollen.

Dann schien aus Cohens ganzem Körper auf einmal die Luft zu entweichen. »Tut mir Leid«, entschuldigte er sich. »Ich glaube, ich habe mich schon viel zu lange mit diesem Mist beschäftigt. Vermutlich stehe ich kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Das ist die erste Gelegenheit gewesen, mir endlich einmal alles von der Seele zu reden.«

Zavala nickte. »Je eher die Story veröffentlicht wird, desto besser. Wann ist es so weit?«

»Bald. Wir tragen gerade die letzten Details zusammen. Noch haben wir keine Ahnung, warum Gogstad so viele Supertanker gebaut hat.«

»Wahrscheinlich um ausreichende Mengen Wasser verschif-

fen zu können.«

»Ja, immerhin gibt es Verträge, die ihnen den Transport von Gletscherwasser aus Alaska gestatten, aber wir haben das alles mal durchgerechnet. Für den heutigen Markt sind es viel zu viele Tanker, selbst wenn man China hinzufügt.«

»Der Bau eines solchen Schiffs dauert eine Weile. Vielleicht will man für alle Eventualitäten gewappnet sein. Und solange die Tanker noch nicht benötigt werden, kann man sie einmotten.«

»Das ist ja das Merkwürdige. Die Schiffe werden nicht eingemottet. Jeder Tanker hat einen Kapitän und eine Besatzung, und alle liegen sie in Alaska vor Anker, als würden sie auf etwas Bestimmtes warten.«

»Aber worauf denn bloß?«

»Das würden wir auch gern wissen.«

»Irgendetwas geht dort vor«, murmelte Zavala.

»Mein Reporterinstinkt sagt mir das Gleiche.« Joe erschauerte, als hätte sich einer der schleimigen Tentakel, über die sie gesprochen hatten, auf seine Schulter gelegt. Er musste an die Unterredung mit Austin denken, an die unsichtbaren Schrecken, die manchmal unter Wasser zu lauern schienen. Kurts Vorahnung hatte ihn wie üblich nicht getrogen. Auch Zavala spürte, dass dort im Schatten etwas Großes und Hungriges verborgen lag, beobachtend, abwartend. Und der Name dieses Dings war Gogstad.

CIA-Direktor Erwin LeGrand strahlte vor Stolz, als seine vierzehnjährige Tochter Katherine auf ihrem kastanienbraunen Wallach angetrabt kam. Sie glitt aus dem Sattel und streckte ihrem Vater den Siegerpokal entgegen.

»Der ist für dein Büro, Dad«, sagte sie, und ihre kornblumenblauen Augen funkelten aufgeregt. »Weil du nämlich der beste Vater der Welt bist. Du hast Val gekauft und all die teuren Reitstunden bezahlt.«

LeGrand nahm den Pokal und legte seiner Tochter den Arm um die Schultern. Erneut stellte er fest, wie ähnlich sie ihrer Mutter sah. »Danke, Katie, aber ich war nicht derjenige, der sich abgerackert hat, um Valiant so gründlich zu trainieren.« Er lächelte. »Ich akzeptiere den Pokal nur als Leihgabe. Sobald ich vor jedem im Büro damit angegeben habe, kommt er zu den anderen Auszeichnungen in deinen Trophäenschränk.«

Seine Freude war nicht ganz frei von Schuldgefühl. Es stimmte, dass er die Reitversessenheit seiner Tochter finanziell unterstützt hatte, doch seit mehreren Jahren war dies der erste Wettkampf, bei dem er persönlich anwesend sein konnte. Der Fotograf des Country Clubs kam zu ihnen und schoss ein Bild von Vater, Tochter und Pferd in trauter Dreisamkeit. LeGrand wünschte, seine Frau wäre noch am Leben gewesen, um Momente wie diesen mit ihnen zu teilen.

Katie führte Val zurück in den Stall. LeGrand schlenderte derweil über das ausgedehnte Gelände und plauderte mit seiner Assistentin, einer unscheinbaren, aber überaus intelligenten Frau namens Hester Leonard. In Presseberichten wurde LeGrand manchmal als bartloser Lincoln bezeichnet, was sich nicht nur auf seine weithin bekannte Rechtschaffenheit bezog, sondern auch auf seine äußerliche Ähnlichkeit mit dem sechzehnten Präsidenten der Vereinigten Staaten. Er war hoch aufgeschossen



und sah relativ reizlos aus, aber dennoch lag in seinen grobknochigen Zügen eine unverkennbare Charakterstärke. Der Leiter des größten Geheimdienstes der Welt hatte sich einen Ruf als Mann von hoher Integrität erworben, und in früheren Zeiten, als es weder Fernsehen noch Radio gab, wäre er gewiss als ernsthafter Präsidentschaftskandidat in Erwägung gezogen worden.

Hesters Mobiltelefon klingelte, und sie hielt es sich ans Ohr. »Sir«, sagte sie zögernd, »ein Anruf für Sie aus Langley.«

LeGrand verzog missmutig das Gesicht und murmelte, es sei anscheinend unmöglich, auch nur für fünf Minuten in Ruhe gelassen zu werden. Er machte keine Anstalten, das Telefon zu nehmen. »Habe ich nicht darum gebeten, während der zwei Stunden hier in McLean *keinesfalls* gestört zu werden, außer im absoluten Notfall?«

»Es ist John Rowland, und er sagt, es sei ein absoluter Notfall.«

»Rowland? Nun ja, in dem Fall...« Er nahm das Telefon. »Hallo, John«, sagte er. Das Stirnrunzeln wich einem Lächeln. »Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Nein, du ruft genau im richtigen Moment an, um die gute Nachricht als Erster zu hören. Katie hat das Reitturnier hier im Country Club gewonnen... Danke. So, und nun verrate mir, was dermaßen wichtig ist, dass du mich bei dem vermutlich wichtigsten Ereignis in Katies Leben störst.«

LeGrand runzelte abermals die Stirn. »Nein, davon habe ich noch nie etwas gehört... Ja, natürlich... Warte in meinem Büro auf mich.«

Er reichte das Telefon an seine Assistentin zurück, sah den Pokal an und schüttelte den Kopf. »Sagen Sie dem Fahrer, er soll mich unverzüglich am Stall abholen. Wir müssen sofort zurück nach Langley. Dann rufen Sie in meinem Büro an und sorgen dafür, dass John Rowland jede gewünschte Unterstützung erhält. Ich gehe mich nur kurz verabschieden, und außerdem

muss ich mir eine Wiedergutmachung überlegen. Verflucht, das wird mich wahrscheinlich noch ein Pferd kosten.« Dann lief er los, um sich bei seiner Tochter zu entschuldigen.

Zwanzig Minuten später kam die schwarze Limousine mit quietschenden Reifen vor dem Hauptquartier der CIA zum Stehen. LeGrand stieg aus und eilte mit großen Schritten durch die Lobby. An der Tür wurde er bereits von einem Mitarbeiter erwartet. Er nahm die bereitgehaltene Mappe entgegen und überflog im Aufzug die Unterlagen. Kurz darauf betrat er sein Büro. Dort erwartete ihn Rowland mit einem nervösen jungen Mann, den John als Analytikerkollegen namens Browning vorstellte.

Rowland und der Direktor begrüßten sich wie alte Freunde. Vor vielen Jahren hatten sie auf gleicher Rangstufe für die Agency gearbeitet. Während LeGrand jedoch politische Ambitionen hatte und den Ehrgeiz verspürte, ganz an die Spitze zu gelangen, war Rowland mit seinem Posten zufrieden und diente im Laufe der Zeit zahlreichen jungen Nachwuchsanalytikern als Mentor. LeGrand vertraute Rowland bedingungslos, und schon mehr als einmal hatte dieser seinen Chef davor bewahrt, in irgendein Fettnäpfchen zu treten.

»Ich habe gerade das Material aus der Datenbank gelesen. Was hältst du davon?«

Rowland fasste seine Analyse in groben Zügen zusammen.

»Man kann es nicht mehr aufhalten?«, fragte LeGrand.

»Das Protokoll wurde aktiviert. Die Sanktion wird nun bis zum Abschluss durchgeführt.«

»Verdammt! Wenn ich hiermit fertig bin, werden einige Köpfe rollen. Wer ist die Zielperson?«

Rowland reichte ihm einen Zettel. LeGrand las den Namen, der darauf stand, und erbleichte.

»Ruft den Secret Service an. Sagt ihnen, wir hätten von einem geplanten Attentat auf den Vorsitzenden des Senats erfahren. Er

braucht ab sofort Personenschutz. Mein Gott«, sagte er. »Würde mir bitte jemand erklären, wieso es überhaupt dazu kommen konnte?«

»Es sind noch einige Nachforschungen nötig, um weitere Einzelheiten zu klären«, sagte Rowland. »Bislang wissen wir lediglich, dass der Auslöser für dieses Protokoll eine simultane Anfrage bei allen unseren Geheimdiensten gewesen ist. Urheber der Anfrage war die National Underwater and Marine Agency.«

»*Die NUMA?*« Die Luft über LeGrands Kopf schien bläulich zu knistern, und er bewies, dass sein Ruf als einfallsreicher Schöpfer neuer Kraftausdrücke mehr als gerechtfertigt war. Dann hieb er mit der flachen Hand so kräftig auf den Tisch, dass der Kugelschreiber aus dem Stifthalter geschleudert wurde. »Holen Sie mir James Sandecker ans Telefon«, brüllte er dem nächstbesten Assistenten zu.

»Noch etwa zwanzig Minuten bis Albany«, sagte Buzz Martin.

Austin schaute aus dem Fenster von Martins zweimotoriger Piper Seneca. Die Fernsicht war noch genauso großartig wie vor einigen Stunden beim Start in Baltimore. Kurt konnte beinahe die Namen der Boote ablesen, die hier den Oberlauf des Hudson River befuhren.

»Nochmals vielen Dank für den Flug. Normalerweise spielt mein Partner Joe Zavala bei derartigen Dienstreisen den Chauffeur, aber er hält sich zurzeit in Kalifornien auf.«

Martin reckte den rechten Daumen empor. »Mann, *ich* bin derjenige, der sich bei *Ihnen* bedanken müsste. Ich bin sicher, Sie hätten auch ohne mich hergefunden.«

»Kann schon sein, aber meine Motive sind nicht ganz selbstlos. Ich möchte, dass Sie Ihren Vater identifizieren.«

Martin blickte nach Westen in Richtung der Catskill Mountains. »Ich frage mich, ob ich ihn nach so vielen Jahren überhaupt noch wiedererkennen werde. Es ist lange her. Er hat sich bestimmt sehr verändert.« Seine heitere Miene verdüsterte sich. »Verdammt, seit Sie angerufen und mich gebeten haben, Sie herzufliegen, überlege ich, was ich wohl sagen werde. Ich weiß nicht mal, ob ich den alten Mistkerl umarmen oder verprügeln sollte.«

»Zunächst mal könnten Sie ihm einfach nur die Hand geben. Ihrem verloren geglaubten Vater einen Kinnhaken zu verpassen dürfte sich als eher hinderlich für eine geglückte Familienzusammenführung erweisen.«

Martin kicherte. »Ja, da haben Sie Recht. Aber ich bin trotzdem wütend auf ihn. Ich will von ihm wissen, weshalb er meine Mutter und mich verlassen hat, ohne sich je wieder zu melden,

während wir glauben mussten, er wäre tot.

Gut, dass meine Mutter dies nicht mehr erlebt. Sie war ziemlich altmodisch veranlagt, und es hätte sie umgebracht zu erfahren, dass sie erneut geheiratet hatte, obwohl ihr erster Mann noch am Leben war. Oje«, sagte er und stockte kurz, »hoffentlich fange ich nicht an zu heulen.«

Er nahm das Mikrofon und bat den Kontrollturm des Flughafens von Albany um Landeerlaubnis. Wenige Minuten später setzten sie am Boden auf.

Am Mietwagenschalter wurden sie sofort bedient und verließen kurz darauf in einem allradbetriebenen Geländewagen die Stadt. Austin fuhr auf der Route 88 vorbei an wogenden Hügeln und kleinen Farmen nach Südwesten in Richtung Binghamton. Ungefähr eine Stunde hinter Albany bog er vom Highway ab und hielt nach Norden auf Cooperstown zu, ein idyllisches Städtchen, dessen adrette Main Street wie die Kulisse aus einem Film von Frank Capra aussah. Von hier aus führte eine gewundene zweispurige Landstraße in Richtung Westen. Dies war das Land von James Fenimore Coopers Lederstrumpf, und mit ein wenig Phantasie konnte Austin förmlich vor sich sehen, wie Falkenauge mit seinen indianischen Gefährten die bewaldeten Täler durchstreifte. Der Abstand zwischen den vereinzelt Dörfern und Farmen nahm sogar noch zu. In diesem Teil der Welt gab es mehr Kühe als Menschen.

Auch mit Hilfe der Straßenkarte war der Ort, nach dem sie suchten, nur schwer zu finden. Austin hielt an einer Tankstelle mit angegliedertem Gemischtwarenladen, und Buzz ging hinein, um nach dem Weg zu fragen. Als er zum Wagen zurückkehrte, war er sichtlich aufgeregt.

»Der alte Mann da drinnen sagt, er kennt Bucky Martin schon seit vielen Jahren. ›Netter Kerl. Bleibt meistens für sich allein.« Wir müssen dieser Straße noch knapp einen Kilometer folgen und dann links abbiegen. Von dort aus sind es noch zirka acht

Kilometer bis zu der Farm.«

Die Straße wurde schmaler und hatte immer mehr Schlaglöcher. Die einstige Asphaltdecke war nur noch zu erahnen. Zwischen den Farmen erstreckten sich dichte Gehölze, und so hätten Kurt und Buzz beinahe die Abzweigung verpasst. Der einzige Hinweis darauf war ein Briefkasten aus Aluminium, der weder einen Namen noch eine Nummer trug. Dahinter führte ein Feldweg in den Wald. Sie bogen ab und durchquerten einen Hain, der alle Blicke abschirmte. Dann wichen die Bäume einigen Weiden, auf denen Vieh graste. Endlich, mindestens achthundert Meter von der Straße entfernt, erreichten sie das Farmgebäude.

Das große zweigeschossige Haus stammte aus einer Zeit, als noch drei Generationen gemeinsam auf einer solchen Farm lebten und arbeiteten. Die dekorativen Fensterrahmen und bemalten Scheiben deuteten darauf hin, dass der Eigentümer wohlhabend genug gewesen war, um sich einige Extras zu leisten. Quer vor dem Gebäude verlief eine Veranda, und dahinter erhob sich eine rote Scheune mit Silo, neben der ein Korral zwei Pferde beherbergte. Auf dem Hof parkte ein ziemlich neuer Pickup.

Austin bog in die runde Zufahrt ein und hielt vor dem Haus. Es war niemand zu sehen. Auch an keinem der Fenster tauchte ein neugieriges Gesicht auf.

»Vielleicht sollte ich es zunächst lieber allein versuchen«, schlug Austin vor. »Auf diese Weise könnte ich Ihr Zusammentreffen ein wenig vorbereiten.«

»Gern«, sagte Buzz. »Mir zittern die Knie.«

Austin drückte Martins Arm. »Es wird schon alles glatt gehen.« Er wusste nicht, was er anstelle des Mannes getan hätte. Vermutlich wäre er längst nicht so ruhig geblieben. »Ich sehe mir den Mann mal an und bringe es ihm schonend bei.«

»Vielen Dank«, sagte Martin.

Austin stieg aus, ging zum Vordereingang und klopfte einige Male. Nichts geschah. Auch als er den Knopf der alten Türklin-

gel betätigte, reagierte niemand darauf. Er drehte sich um und zuckte bedauernd die Achseln, so dass Martin die Geste sehen konnte. Dann verließ er die Veranda und ging um das Haus herum zur Scheune. Außer ein paar leise gackernden Hühnern und einem sporadisch grunzenden und derweil im Boden wühlenden Schwein war nichts zu hören. Das Scheunentor stand offen. Kurt ging hinein und dachte, dass wahrscheinlich alle Scheunen der Welt so unverkennbar nach Dung, Heu und großen Tieren rochen. Ein Pferd schnaubte, als Austin an seiner Box vorbeikam, weil es vielleicht auf Zucker hoffte, aber von Martin war nichts zu sehen. Kurt rief laut hallo, und als sich immer noch nichts tat, ging er zum hinteren Tor wieder hinaus. Die Hühner und Schweine kamen zum Zaun gelaufen, weil sie ebenfalls mit einer Fütterung rechneten. Am Himmel kreiste ein einsamer Falke. Kurt drehte sich um und ging zurück in die Scheune.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«

Am vorderen Tor zeichnete sich die Silhouette eines Mannes ab.

»Mr. Martin?«, fragte Austin.

»Der bin ich. Und wer sind Sie?«, erwiderte der Mann. »Sprechen Sie laut, mein Sohn. Ich höre nicht mehr ganz so gut.«

Der Mann kam ein paar Schritte näher. Im Gegensatz zu seinem kleineren, kompakt gebauten Sohn war Martin ein großer Mann mit massigem Körperbau, der problemlos in eine Traktorenwerbung gepasst hätte. Er trug ein gelbbraunes Hemd mit farblich passender Hose, schwere Arbeitstiefel und eine dreckige Caterpillar-Baseballmütze, unter der sein schneeweißes Haar hervorlugte. Sein Gesicht war sonnengebräunt und von tiefen Falten durchzogen. Unter den eisgrauen Brauen funkelten blaue Augen. Austin schätzte ihn auf Ende siebzig oder Anfang achtzig, allerdings bei erstaunlich guter Verfassung. Er kaute auf einem Zigarrenstummel herum.

»Ich heiße Kurt Austin und gehöre zur National Underwater

and Marine Agency.«

»Was kann ich für Sie tun, Mr. Austin?«

»Ich suche nach Bucky Martin, der Ende der vierziger Jahre als Testpilot gearbeitet hat. Sind Sie das vielleicht?«

Die blauen Augen schienen amüsiert aufzublitzen. »Ja, das bin ich.«

Austin überlegte, ob er dem Alten ohne Umschweife erzählen sollte, dass sein Sohn im Wagen wartete, doch der Mann kam ihm zuvor.

»Sind Sie allein?«, fragte Martin.

Die seltsame Frage ließ bei Austin alle Alarmglocken schrillen. Hier war irgendetwas faul. Der alte Mann wartete gar nicht erst auf eine Antwort, sondern ging nach draußen, schaute zu dem Mietwagen und nickte zufrieden. Dann ließ er die Zigarre fallen, trat sie mit dem Absatz aus und kehrte in die Scheune zurück. Austin fragte sich, wo Buzz wohl stecken mochte.

»Bei all dem trockenen Heu muss ich mit meinen Zigarren ein wenig Acht geben«, sagte der Alte grinsend. »Wie haben Sie mich gefunden?«

»Wir haben ein paar alte Akten der Regierung durchgesehen, und plötzlich tauchte Ihre Adresse auf. Wie lange leben Sie schon auf dieser Farm?«

Martin seufzte. »Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor, mein Sohn, und vielleicht ist es das auch. Wenn man den Boden beackert und sich um allerlei Vieh kümmern muss, dann weiß man, wieso die Leute früher so schnell wie möglich in die Städte geflohen sind. Die Arbeit ist verflucht schwer. Tja, jetzt sieht es so aus, als würde meine Isolation sich dem Ende zuneigen, obwohl ich nicht so bald mit Ihnen gerechnet habe.«

Kurt war verwirrt. »Sie haben mit mir *gerechnet*?«

Martin trat ein Stück zur Seite und griff hinter das Tor einer Pferdebox. Er zog eine doppelläufige Schrotflinte hervor und



richtete sie auf Austins Leib. »Ich habe einen Anruf bekommen, so wie das Protokoll es vorsah. An Ihrer Stelle würde ich mich nicht bewegen. Meine Augen sind zwar nicht mehr so scharf wie früher, aber von hier aus kann ich Sie ziemlich gut erkennen.«

Austin starrte auf die gähnende schwarze Mündung der Waffe. »Sie sollten das Ding vielleicht lieber weglegen, sonst geht es noch aus Versehen los.«

»Tut mir Leid, mein Sohn, aber das kann ich nicht«, sagte Martin. »Und denken Sie gar nicht erst über die Heugabel nach, die dort in dem Strohballen steckt. Ich würde Sie beim ersten Schritt in zwei Teile zerfetzen. Wie ich schon sagte, jetzt ist das verdamnte Protokoll am Drücker, nicht ich.«

»Ich verstehe immer noch nicht, wovon Sie da reden.«

»Kein Wunder. Das Protokoll existiert vermutlich schon länger, als Sie überhaupt auf der Welt sind. Ich schätze, es kann nicht schaden, Ihnen die Geschichte zu erzählen, bevor ich Sie umlege.«

Austins Herz begann schneller zu schlagen. Er war wehrlos. Er konnte lediglich versuchen, Zeit zu schinden. »Ich glaube, Sie machen einen Fehler.«

»Nein. Deshalb habe ich mich ja danach erkundigt, was Sie hier suchen. Schließlich hatte ich nicht vor, irgendeinen Touristen zu erschießen, der nur ein paar Eier kaufen wollte. Die Tatsache, dass Sie nach Martin suchen, beweist mir, dass Sie mir Steine in den Weg legen würden.«

»In welchen Weg?«

»Den Weg zur Erfüllung meines Vertrags.«

»Ich weiß nichts von irgendeinem Vertrag, aber soll das heißen, Sie sind *nicht* Martin?«

»Zum Teufel, nein. Ich habe ihn vor langer Zeit erledigt.«

»Warum? Er war doch bloß ein Testpilot.«

»Nichts Persönliches, genau wie jetzt bei Ihnen. Ich war unter

Wild Bill Donovan beim Office of Strategie Services. Heutzutage würde man mich wohl als einen staatlichen Auftragskiller bezeichnen. Nach dem Krieg habe ich noch ein paar Jobs für das OSS erledigt und dann gesagt, ich wolle mich zur Ruhe setzen. Der Boss meinte, das sei leider völlig unmöglich, denn ich wüsste zu viel. Also haben wir eine Abmachung getroffen. Man würde mir noch genau einen Auftrag zuweisen. Das einzige Problem dabei war jedoch, dass niemand wüsste, wie viel Zeit bis zum Einsatzbefehl verstreichen könnte. Vielleicht fünf Monate, vielleicht fünf Jahre.« Er kicherte. »Niemand außer mir hat damit gerechnet, dass es so lange dauern würde.«

Austin bemerkte, dass Martin nicht länger mit dem Akzent der hiesigen Landbevölkerung sprach.

»Wen sollten Sie töten?«

»Die Regierung hatte damals dieses riesige Geheimnis, von dem niemand erfahren durfte. Also haben sie sich ein System ausgedacht, das zur Aktivierung des Protokolls führen würde, falls jemand neugierig herumschnüffeln und zu viel erfahren sollte. Und jetzt kommt der eigentliche Clou. Eine potentielle Bedrohung würde automatisch mir gemeldet werden. Als Sie mit Ihren Nachforschungen angefangen haben, wurde dadurch eine Reihe von Befehlen ausgelöst. Einer davon hat Ihnen meinen Aufenthaltsort verraten, und durch die letzte Anweisung wurde ich beauftragt, die ursprüngliche Sanktion gegen den Vorsitzenden des Senats einzuleiten. Anscheinend hat er von dem Regierungsgeheimnis erfahren und steht im Begriff, Alarm zu schlagen.«

»Dieses Protokoll, von dem Sie da reden, muss fünfzig Jahre alt sein. Der Abgeordnete, auf den sich der Auftrag bezieht, dürfte schon seit geraumer Zeit unter der Erde liegen.«

»Das spielt keine Rolle«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Der Befehl hat für mich nach wie vor Gültigkeit. Eigentlich schade, weil dieses Geheimnis so alt ist, dass es inzwischen so-

wieso keinen Unterschied mehr machen wird, was jetzt geschieht.« Er fiel wieder in seinen Farmerakzent zurück, und die blauen Augen blickten hart und kalt. »Ich freue mich wirklich über Ihren Besuch, mein Sohn. Nach dieser Angelegenheit bin ich endlich offiziell in den Ruhestand versetzt.«

Der Lauf der Waffe ruckte hoch. Austin machte sich auf den ohrenbetäubenden Knall gefasst. Seine Bauchmuskeln verkrampften sich, als könnte er durch reine Willenskraft verhindern, dass die Schrotladung seinen Brustkorb zerfetzen würde. Wäre ihm noch Zeit zum Nachdenken geblieben, hätte er vermutlich über die Ironie der Situation gelächelt, dass er nach zahllosen lebensgefährlichen Einsätzen jetzt durch die Hände eines halb tauben, fast blinden achtzigjährigen Meuchelmörders sterben sollte.

Plötzlich tauchte hinter Martin eine Gestalt auf. Es war Buzz. Der alte Mann sah noch gut genug, um die unfreiwillige Veränderung in Austins Miene zu bemerken. Er fuhr herum.

»*Sie sind nicht mein Vater!*«, schrie Buzz überrascht auf.

Der Körper des alten Mannes hatte die Schrotflinte zunächst verdeckt, aber nun richtete Buzz' Blick sich von Martins Gesicht auf die Waffe in seiner Hand. Der Farmer hob das Gewehr an die Schulter, aber auch seine Reflexe hatten mit den Jahren gelitten. Austin musste sich im Bruchteil einer Sekunde entscheiden. Er konnte den Kopf senken und sich wie ein wilder Stier in den Rücken des Mannes werfen. Zu wenig Zeit, entschied er.

»Martin!«, rief er und riss im selben Moment die Heugabel aus dem Strohballen.

Der Farmer wandte sich wieder zu Austin um, der ihm die Heugabel wie einen Speer entgegenschleuderte. Kurt hatte auf Martins rechte Seite gezielt, doch der alte Mann drehte sich ein Stück zu weit, und die Zinken durchbohrten sein Herz und seine Lunge. Er stieß einen Schmerzensschrei aus und drückte den Abzug. Die Flinte entlud sich in Richtung Scheunendach. Das

Pferd wurde wild und schlug in seiner Box panisch aus. Dann ließ Martin die Waffe fallen, verdrehte die Augen und brach auf dem Holzboden zusammen.

Eher aus Gewohnheit als aus Notwendigkeit schob Austin die Schrotflinte mit dem Fuß außer Reichweite. Buzz war vor Schreck wie erstarrt gewesen, doch jetzt eilte er herbei und kniete neben der Leiche nieder. Austin drehte den Mann um, so dass sie sein Gesicht sehen konnten. Buzz musterte es prüfend.

»Nein, das ist eindeutig nicht mein Vater«, sagte er dann mit leiser Stimme. Austin war erleichtert. »Zunächst mal ist er viel zu groß. Mein Vater war so untersetzt wie ich. Und auch das Gesicht passt überhaupt nicht. Wer, um alles in der Welt, ist das?«

»Er nannte sich Martin, aber das war nicht sein richtiger Name. Ich weiß nicht, wer er ist.«

»Warum wollte er Sie töten? Oder sogar uns beide?«

»Er hatte keinen wirklichen Grund dafür. Er war wie eine dieser Trickbomben, die früher von den Deutschen abgeworfen wurden. Sie explodierten, sobald jemand sie entschärfen wollte. Ach, übrigens, ich dachte, Sie würden im Wagen bleiben.«

»Das hatte ich vor, aber ich konnte nicht mehr still sitzen. Hinter dem Haus habe ich niemanden entdeckt, also wollte ich in der Scheune nach Ihnen sehen.«

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich darüber bin.«

Austin neigte den Kopf. »Ich glaube, ich höre etwas.« Er blickte noch einmal auf die Leiche hinunter. »Angenehmen Ruhestand, Bucky«, sagte er und ging zum Tor.

Buzz folgte ihm auf den Hof hinaus. Im selben Moment kam ein schwarzweißer Wagen mit blitzender Signalleuchte aus dem Wald geschossen und hielt in einer gewaltigen Staubwolke. Auf der Tür des Fahrzeugs stand in großen Lettern SHERIFF geschrieben. Zwei Männer in blauen Uniformen stiegen aus. Einer

war stämmig und jung, der andere schlank und grauhaarig. Der jüngere Mann hatte die Hand auf den Kolben seiner Pistole gelegt. Sein Abzeichen wies ihn als Deputy Sheriff aus.

»Wer von Ihnen ist Austin?«, fragte er.

»Ich«, antwortete Kurt.

Der Deputy musste mit einer Ausrede gerechnet haben, denn er wusste anscheinend keine Erwiderung darauf.

Der ältere Mann schob ihn sanft beiseite. »Ich bin Sheriff Hastings. Hat einer von Ihnen Bucky Martin gesehen?«

»Er ist in der Scheune«, sagte Austin.

Der Deputy lief hinein und kam kurz darauf mit bleichem Gesicht zurück. »O Gott«, sagte er und griff wieder nach der Waffe. »Der alte Bucky ist tot. Aufgespießt mit einer Heugabel. Wer von Ihnen beiden war das?«

Hastings bedeutete seinem Deputy, sich zu beruhigen und die Mordkommission des Bezirks zu verständigen. »Würden Sie mir bitte verraten, was hier vorgeht, Mr. Austin?«

»Martin hat versucht, uns mit der Schrotflinte zu erschießen, die neben seiner Leiche liegt. Ich musste ihn töten. Anders ließ er sich leider nicht von seinem Vorhaben abbringen.«

»Danke, aber ich meine, was geht *wirklich* hier vor, dass ich plötzlich Anrufe aus Washington bekomme?«

»Washington?«

»Allerdings. Zuerst ist das Büro des Gouverneurs dran und sagt, ich solle am Apparat bleiben, und dann stellen sie diesen Wahnsinnigen zu mir durch, diesen Admiral Sandecker. Der behauptet, einer seiner Leute namens Austin sei in Gefahr, und wenn ich nicht so schnell wie möglich raus zu Martin fahren würde, gäbe es einen Toten. Als ich gefragt habe, wieso er dieser Ansicht sei, hat er gedroht, er würde mir einen zweiten Nabel in den Bauch stanzen, falls ich nicht endlich mit diesen dämlichen Fragen aufhören und meinen Arsch in Bewegung setzen

würde.« Er grinste. »Anscheinend hatte er Recht.« Er wandte sich an Buzz. »Und wer sind Sie?«

»Buzz Martin.«

Der Sheriff starrte ihn verdutzt an. »Sind Sie mit dem Toten verwandt?«

Austin und Martin sahen sich an und waren beide unschlüssig, was sie darauf antworten sollten.

Schließlich schüttelte Kurt den Kopf. »Ich hoffe, Sie haben etwas Zeit mitgebracht, Sheriff, denn das ist wirklich eine ziemlich lange Geschichte.«

Seit einer Stunde dröhnten die Trommeln ohne Unterlass. Zuerst war das Geräusch rhythmisch wie der Herzschlag eines Menschen gewesen und hatte von einem einzelnen Instrument gestammt. Dann fielen die anderen Trommeln ein. Die hohlen, dumpfen Schläge wurden schneller, und im Hintergrund war ein monotoner Singsang zu vernehmen. Francesca lief im Thronsaal auf und ab wie ein Löwe im Käfig. Sie hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt und den Blick nachdenklich zu Boden gerichtet. Die Trouts saßen neben dem Thron und warteten geduldig ab, dass die weiße Göttin das Wort ergreifen würde. Tessa hatte sich abermals in Luft aufgelöst.

Am Eingang des Hauses kam Unruhe auf. Wenige Sekunden später liefen die zwei Dienerinnen in den Thronsaal, warfen sich auf die Knie und stammelten aufgeregt. Francesca beruhigte die jungen Indiofrauen mit leiser Stimme, half ihnen sanft auf die Füße und strich ihnen das zerzauste Haar aus den Gesichtern. Sie lauschte dem abwechselnden Bericht der beiden, nahm zwei Armbänder, die ebenfalls aus Flugzeugteilen hergestellt worden waren, und schob sie ihnen auf die Handgelenke. Dann gab sie jedem der Mädchen einen Kuss auf den Kopf und schickte sie ihrer Wege.

»Es geht jetzt schneller voran, als ich vermutet habe«, erklärte sie den Trouts. »Die Frauen sagen, Alarich habe den Stamm erfolgreich gegen uns aufgewiegelt.«

»Ich dachte, man dürfe Ihren Palast nicht unaufgefordert betreten«, sagte Gamay.

»Alarich ist intelligent, das habe ich schon immer gewusst. Er hat meine Dienerinnen geschickt, damit diese mir seine Absichten verraten, und will dadurch ganz offensichtlich psychologischen Druck auf uns ausüben. Auch die Trommeln sind sein Werk.« Sie wies nach oben. »Die Palastwände sind aus Lehm,

aber das Dach besteht aus trockenem Gras. Man wird Feuer legen. Er behauptet, wahre Götter könnten sich aus der Asche erheben. Falls wir nach draußen laufen, um den Flammen zu entgehen, werden wir uns dadurch als Schwindler entlarven, und man wird uns töten.«

»Würden die Chulo Ihrer Königin denn tatsächlich ein Leid zufügen?«, fragte Gamay.

»Es wäre nicht das erste Mal, dass Adlige in Ungnade fallen und umgebracht werden. Haben Sie Maria Stuart und Anne Boleyn denn schon vergessen?«

»Ich verstehe, was Sie sagen wollen«, räumte Gamay ein. »Was machen wir jetzt?«

»Wir fliehen. Sind Sie so weit?«

»Da wir nur besitzen, was wir am Leib tragen, kann es jederzeit losgehen«, sagte Paul. »Aber wie sollen wir an der aufsässigen Menge dort draußen vorbeikommen?«

»Als weiße Göttin habe ich noch ein paar Tricks im Ärmel. Ah, gut, da ist Tessa ja wieder.« Die Indiofrau war leise wie ein Schatten aus dem Nichts erschienen. Sie sagte einige Worte in ihrer Stamessprache, und Francesca nickte. Dann nahm Tessa eine der Fackeln neben dem Thron.

»Dr. Paul, bitte seien Sie so nett und helfen Sie ihr«, sagte Francesca. Trout ging zu Tessa, fasste sie um die Taille und hob sie hoch. Sie war leicht wie eine Feder. Dann steckte sie die Fackel schräg in die Nahtstelle zwischen Dach und Wand, so dass die Flamme nur noch wenige Zentimeter herunterbrennen musste, um das Stroh zu erreichen. Sie wiederholten die Prozedur mit einer weiteren Fackel an der gegenüberliegenden Wand.

»Ich bin zwar keine geübte Brandstifterin, aber diese primitive Anordnung musste genügen, um uns gleich die nötige Ablenkung zu verschaffen«, sagte Francesca und ließ ihren Blick durch den Thronsaal schweifen. »Auf Wiedersehen«, fügte sie traurig und an keinen bestimmten Adressaten gerichtet hinzu.



»In gewisser Weise wird es mir fehlen, eine Königin zu sein.« Dann wandte sie sich an die Indiofrau und wechselte einige nachdrückliche Sätze mit ihr. Als das Gespräch beendet war, wirkte Tessa ziemlich zufrieden. Francesca seufzte vernehmlich. »Da sehen Sie, was passiert. Meine Untertanen lehnen sich bereits gegen mich auf. Ich habe Tessa befohlen, sie solle hier bleiben, aber sie will mit uns kommen, und es bleibt keine Zeit für weitere Diskussionen. Folgen Sie mir.«

Francesca ging durch die schwach erleuchteten Flure voran in ihr Schlafzimmer. Die zwei Stofftaschen auf dem Bett ließen erkennen, weshalb Tessa zwischenzeitlich verschwunden gewesen war. Sie hatte alles für die Flucht zusammengepackt. Aus der Holztruhe holte Francesca ihren verbeulten Aluminiumkoffer hervor. Er besaß einen Trageriemen, den sie sich nun über die Schulter legte. Dann reichte sie je eine der Taschen an Paul und Gamay weiter und sagte, darin befänden sich etwas Proviant und Vorräte sowie »ein paar unentbehrliche Hilfsmittel«.

Gamay sah sich in dem fensterlosen Zimmer um. »Und jetzt?« Der Klang der Trommeln war nur gedämpft zu vernehmen, aber das Tempo hatte sich frenetisch gesteigert.

»Jetzt gehen wir gemeinsam unter die Dusche«, sagte Francesca.

An einer der Fackeln entzündete sie eine kleine Tonlampe, ging zur Duschkabine und klappte den glatten Holzboden hoch, unter dem eine rechteckige Öffnung sichtbar wurde.

»Da ist eine Leiter, allerdings ziemlich steil. Geben Sie Acht.«

Sie stieg als Erste nach unten, so dass die anderen sich am Schein der Lampe orientieren konnten. Dann standen sie nebeneinander in einer engen kleinen Grube, in deren Boden der mit Kies ausgekleidete Abzugskanal der Dusche verlief. Ein schmaler Gang führte in die Dunkelheit.

»Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen, Dr. Paul, aber ich

habe nicht mit jemandem von Ihrer Körpergröße gerechnet. Der Tunnel wurde im Verlauf mehrerer Jahre angelegt und die dabei anfallende Erde in kleinen Mengen nach draußen getragen und insgeheim entsorgt. Er endet in einem abgedeckten Graben, den die Chulo auf meinen Befehl hin für zukünftige Wasserinstallationen ausgehoben haben.«

Halb gehend, halb kriechend folgten sie dem Gang, und besonders Paul musste sich tief bücken, um nicht mit dem Kopf anzustoßen. Boden und Wände waren geglättet worden, und die Decke wurde in regelmäßigen Abständen von Balken gestützt. Francesca löschte die Lampe, um die stickige Luft nicht noch zusätzlich durch Rauch zu verschlechtern, und sie tasteten sich im Dunkeln voran. Nach ungefähr fünfzehn Metern trafen sie auf einen zweiten, etwas größeren Tunnel.

»Das ist der Wassergraben«, flüsterte Francesca. »Wir müssen leise sein, denn wir befinden uns nur ein kleines Stück unter der Oberfläche, und die Chulo haben gute Ohren.«

Mit einem primitiven Feuerzeug, ähnlich dem Gerät, das Tessa Halbbruder bei sich getragen hatte, setzte Francesca die Lampe wieder in Brand und ging weiter. Sie kamen nur langsam vorwärts, doch nach etwa fünfzehn Minuten war der Tunnel zu Ende. Francesca winkte Paul heran, und er zwängte sich neben sie. Aus der Tasche, die er bei sich trug, holte sie einen kleinen Spaten und stach damit auf die Wand aus nackter Erde ein, bis das Werkzeug mit dumpfem Geräusch auf ein Hindernis traf.

»Ich muss Sie erneut um Hilfe bitten, Dr. Paul. Drücken Sie gegen diese Luke. Ich glaube nicht, dass sich gegenwärtig jemand am Fluss aufhält, aber seien Sie trotzdem vorsichtig.«

Sie wich zurück, um Paul mehr Bewegungsfreiheit zu lassen. Er lehnte sich mit der Schulter gegen das Holz, atmete tief durch und stemmte sich dann mit immer stärker werdendem Druck gegen das Hindernis, bis er es nachgeben fühlte. Noch etwas fester. Die runde Abdeckung öffnete sich einige Zentimeter. Paul

spähte mit einem Auge durch den Spalt und sah Wasser vor sich. Mit einem letzten Ruck stieß er den Deckel hinaus.

Die Öffnung befand sich in der Flanke einer grasbedeckten Böschung. Paul schob sich durch das Loch und half dann den anderen nach draußen. Nach dem kühlen, dunklen Tunnel wirkten die Hitze und das gleißende Sonnenlicht wie ein Schock, und sie alle mussten blinzeln, als wären sie Maulwürfe. Paul setzte den Deckel wieder ein. Während die anderen die Luke kaschierten, schob er sich auf dem Bauch den Abhang hinauf und warf einen Blick über die Kante.

Nur ein kurzes Stück entfernt erhob sich die Palisade mit ihren grausigen Verzierungen. Der Tunnel hatte sie glatt unterquert. Hinter dem Zaun stieg eine wallende schwarze Rauchwolke hoch empor, begleitet von einem Geräusch, das wie ein Schwärm wilder Vögel klang. Erst nach einigem Lauschen erkannte Paul, dass sich dahinter menschliche Stimmen verbargen. Er kroch wieder zurück.

»Anscheinend feiert man ein fröhliches Grillfest«, verkündete er grinsend. »Und behaupten Sie nie wieder, Sie seien keine begabte Brandstifterin«, fügte er an Francesca gewandt hinzu.

Sie sagte nichts, sondern bedeutete den anderen, ihr am Fluss entlang zu folgen. Im Schutz der Böschung eilten sie gebückt davon und stießen nach wenigen Minuten auf ein Dutzend Einbäume. Zwei der Kanus schleppten sie ins Wasser. Die anderen hätte Trout am liebsten unschädlich gemacht, aber die Bordwände waren dick und ließen sich nicht leicht zerstören.

»Hat jemand zufällig eine Kettensäge dabei?«, fragte er. »Eine Axt wäre auch schon nicht schlecht.«

Francesca griff in ihren Beutel, holte einen abgedeckten Tiegel daraus hervor und verschmierte dessen schwärzlich gelben Inhalt mit Hilfe eines flachen Steins auf den anderen Einbäumen. Dann entzündete sie die Substanz, woraufhin das Holz sofort mit lodernder Flamme zu brennen begann.

»Griechisches Feuer«, sagte sie. »Ich habe es aus verschiedenen Baumharzen hergestellt. Es brennt heißer als Napalm, und falls jemand versucht, es mit Wasser zu löschen, verstärkt er stattdessen die Wirkung.«

Erstaunt verfolgten die Trouts, wie die Flammen sich durch die Bootsrümpfe fraßen. Die Flüchtlinge sicherten sich dadurch einen kleinen Vorteil, doch sobald die Eingeborenen die Sabotage bemerkten, konnten sie die Verfolgung trotz allem auf dem gut zugänglichen Uferpfad fortsetzen. Jeweils ein stärkerer und ein schwächerer Paddler taten sich zusammen, sodass Gamay und Francesca das eine Kanu besetzten, Paul und Tessa das andere. Sie schoben die Boote hinaus auf den Fluss und paddelten um ihr Leben. Nach einer Stunde legten sie am Ufer eine fünfminütige Rast ein, tranken einen Schluck und brachen sofort wieder auf, um sich weiter gegen die Strömung voranzukämpfen. Schon bald hatten sie Blasen an den Händen. Francesca ließ aus ihrer wundersamen Tasche eine Salbe herumgehen, die den Schmerz linderte. Dann legten sie sich sofort wieder ins Zeug, um vor Einbruch der Nacht so viele Meilen wie möglich zwischen sich und das Dorf zu bringen.

Die Dunkelheit kam viel zu schnell und machte die Fahrt auf dem Fluss erst schwieriger, dann unmöglich, weil die Kanus sich in dichtem Gras verfangen oder auf Sandbänke aufliefen. Schon bald war jede weitere Anstrengung zwecklos. Sie gaben auf und paddelten näher ans Ufer heran, um dort ein Abendessen aus Dörrfleisch und getrockneten Früchten einzunehmen. Dann wollten sie ein wenig schlafen, aber die Einbäume eigneten sich kaum als Betten, und so waren die Fliehenden froh, als die Morgendämmerung hereinbrach.

Müde und mit steifen Gliedern setzten sie sich wieder in Bewegung. Der ferne Klang der Trommeln verlieh ihnen zusätzliche Kräfte und ließ sie ihre Schmerzen und Beschwerden verdrängen. Das unheilvolle Geräusch schien aus allen Richtungen zu ertönen und hallte durch den Wald.

Die Kanus glitten durch den Nebel, der aus dem Fluss aufstieg. Der Dunst schützte sie vor den Blicken der Chulo, aber er hemmte auch ihr eigenes Vorankommen, weil sie beständig auf unerwartete Hindernisse achten mussten. Als die Sonne aufging, schmolzen die Schwaden zu einem durchscheinenden Schleier zusammen. Da nun auch der Fluss vor ihnen wieder gut zu erkennen war, paddelten sie eifrig, bis das Dröhnen der Trommeln verklang. Sie blieben noch eine weitere Stunde in Bewegung und wagten keine Rast. Wenig später drang ein anderes Geräusch an ihre Ohren.

Gamay neigte den Kopf. »Hört doch«, sagte sie.

Aus einiger Entfernung erklang ein leises Donnern, als würde ein Zug durch den Wald rasen.

Francesca, die seit dem Beginn ihrer Flucht eine ernste Miene zur Schau getragen hatte, wagte ein leises Lächeln. »Die Hand Gottes winkt uns zu.«

Mit neuerlichem Schwung vergaßen sie Müdigkeit und Hunger, verdrängten das taube Gefühl in ihren Hinterteilen und tauchten die Paddel tief ins Wasser ein. Das Donnern wurde lauter, doch es konnte nicht das plötzliche Sirren übertönen, das wie die Schwingen eines Kolibris klang, gefolgt von einem deutlichen Pochen.

Paul schaute ungläubig nach unten. In der Seite seines Kanus steckte ein neunzig Zentimeter langer Pfeil. Nur ein kleines Stück höher, und das Geschoss wäre ihm in die Brust gedrungen. Er sah zum Ufer. Zwischen den Bäumen huschten blauweiße Gestalten umher. Der heulende Schlachtruf hallte durch die Luft.

»Wir werden angegriffen!«, rief Paul, obwohl die Bemerkung völlig überflüssig war.

Überall um sie herum hagelten nun Pfeile ins Wasser. Sie zogen die Köpfe ein und paddelten wie wild. Die Kanus wurden schneller und schossen außer Reichweite der Schützen davon.

Ihre Verfolger kamen auf dem Uferpfad gut voran und schlossen bald wieder auf. An einer Stelle bog der Weg ein Stück in den Wald ein, und die Indios mussten sich durch dichtes Unterholz kämpfen, um freie Schussbahn zu erhalten. Sie versuchten es mehrere Male, doch die Einbäume konnten stets außer Reichweite der Pfeile bleiben. Sogar die mit Francescas Hilfe verbesserten Waffen hatten ihre Grenzen.

Es lag auf der Hand, dass dieses Katz-und-Maus-Spiel sich bald zugunsten der Jäger wenden würde. Die Paddler waren zu Tode erschöpft. Immer öfter ließen sie einzelne Schläge aus und gerieten aus dem Takt. Als auch die letzte Kraft sie verließ, hatten sie den Fluss soeben hinter sich gelassen und trieben nun auf dem See. Sie hielten einen Moment lang inne, um sich neu zu orientieren und das weitere Vorgehen zu besprechen. Sie wollten die freie Fläche so schnell wie möglich überqueren und die Mündung des anderen Flusses ansteuern. Die dort undurchdringliche Ufervegetation würde sie vor den Pfeilen der Chulo schützen.

Ermuntert durch diesen geradlinigen Plan, paddelten sie mit neuer Energie und hielten sich genau zwischen dem Ufer auf der einen und den Wasserfällen auf der anderen Seite. Das Tosen der vielen tausend Tonnen Wasser, die in den fünf Kaskaden hinabstürzten, war unvorstellbar. In dem feinen Gischtschleier zu Füßen der Fälle konnten die Fliehenden einander kaum erkennen. Paul schwor sich, Gamay zu erzählen, dass er seine Meinung über ein Hotel an dieser Stelle geändert habe. Dann ließen sie die Gischt hinter sich und gelangten auf den offenen See. Vier Augenpaare suchten das bewaldete Ufer ab und hielten nach der Flussmündung Ausschau.

Gamay, die im vorderen Kanu saß, deutete mit dem Paddel nach vorn. »Da drüben, wo die Lücke zwischen den Bäumen zu sehen ist. O nein...«

Sie alle erkannten den Grund für Gamays erschrockenen Ausruf: drei blauweiß schimmernde Einbäume, die soeben vom

Fluss auf den See führen.

»Ein Jagdtrupp«, sagte Francesca und kniff im Sonnenschein die Augen zusammen. »Die Krieger waren unterwegs und wissen nichts von unserer Flucht. Für sie bin ich nach wie vor die Königin. Ich werde versuchen, uns durchzumogeln. Halten wir genau auf sie zu!«

Gamay und Paul unterdrückten ihre Befürchtungen und steuerten die Kanus in Richtung der Neuankömmlinge. Die Männer ließen keinerlei Anzeichen von Feindseligkeit erkennen, und zwei von ihnen winkten sogar. Dann ertönten vom Ufer aus Rufe. Alarich und seine Leute waren aus dem Wald aufgetaucht. Sie schrien den Jägern etwas zu und gestikulierten wild. Die Einbäume schienen kurz zu verharren und steuerten dann, als die Schreie immer fordernder wurden, das Ufer an. Kaum hatten die Boote ihr Ziel erreicht, sprangen die Jäger heraus und ließen stattdessen die Verfolger an Bord. Die Flüchtlinge hatten die kleine Unterbrechung genutzt und hektisch den Fluss angesteuert, doch ihre Verfolger verkürzten rapide den Winkel.

»Wir schaffen es nicht bis zur Mündung!«, rief Gamay. »Die erwischen uns vorher.«

»Vielleicht können wir sie in der Gischt abhängen«, entgegnete Paul.

Gamay wendete und hielt auf die Wasserfälle zu. Paul und Tessa folgten unmittelbar dahinter. Je näher sie den Kaskaden kamen, desto unruhiger wurde der See. Die Indios blieben ihnen hartnäckig auf den Fersen und konnten dank überlegener Stärke und Geschicklichkeit immer mehr Abstand gutmachen. Die Fälle ragten drohend vor ihnen auf, und die Gischt hüllte sie ein, doch nicht mehr lange, und die Wassermassen würden sie erschlagen., »Francesca«, brüllte Paul aus vollem Hals, »wir brauchen Hilfe aus Ihrer Zaubertasche!« Francesca schüttelte den Kopf.

Tessa jedoch meldete sich zu Wort. »Ich habe etwas«, sagte

sie und reichte ihm den Beutel, der zwischen ihren Knien gelegen hatte. Paul griff hinein und bekam einen harten Gegenstand zu fassen. Es war eine 9-Millimeter-Pistole. »Wo kommt die denn her?«, fragte er verblüfft. »Sie hat Dieter gehört.«

Paul blickte auf die sich nähernden Kanus, dann zu den Wasserfällen. Ihm blieb keine andere Wahl. Francesca wollte ihren früheren Untertanen kein Leid zufügen, doch die jetzige Lage war ausweglos. Die ersten Pfeile flogen in ihre Richtung.

Paul steckte die Hand erneut in den Beutel und suchte nach weiterer Munition. Diesmal fand er ein GlobalStar-Satellitentelefon. Dieter musste damit Kontakt zu seinen Runden gehalten haben. Paul starrte das Gerät an, bis ihm auf einmal die Bedeutung dieses Fundes bewusst wurde. Er stieß einen Freudenschrei aus.

Gamay hatte sich dem anderen Boot genähert und sah das Telefon. »Funktioniert das Ding?«

Er betätigte den entsprechenden Knopf, und der Apparat meldete sofort Sendebereitschaft. »Unglaublich.« Paul reichte das Gerät an Gamay weiter. »Versuch's mal. Ich bemühe mich unterdessen, die bösen Jungs zu verscheuchen.« Gamay wählte eine Nummer. Wenige Sekunden später meldete sich eine vertraute tiefe Stimme.

»Kurt!«, schrie Gamay in den Hörer. »Ich bin's.«

»Gamay? Wir haben uns schon Sorgen um euch gemacht. Seid ihr beide in Ordnung?«

Sie blickte zu den Kanus der Verfolger und schluckte vernehmlich. »Wir stecken tief in der Klemme, und das ist noch untertrieben.« Sie musste brüllen, um das Donnern der Fälle zu übertönen. »Keine Zeit für weitere Erklärungen. Ich rufe auf einem GlobalStar an. Könnt ihr unsere Position orten?«

*Peng!*

Paul hatte Alarichs Kanu einen Schuss vor den Bug verpasst,



doch die Chulo ließen sich nicht beeindrucken. »War das eine Waffe?«

»Paul hat geschossen.«

»Ich kann bei all dem Lärm kaum etwas verstehen. Warte kurz.«

Die Sekunden schienen Jahre zu dauern. Trotz des geglückten Anrufs machte Gamay sich keine Illusionen. Auch bei einer erfolgreichen Ortung konnte es Tage dauern, bis ihnen jemand zu Hilfe kam. Wenigstens würde Austin wissen, was mit ihnen geschehen war. Dann meldete sich wieder Kurts Stimme, ganz ruhig und beschwichtigend. »Wir haben euch.«

»Sehr gut. Ich muss jetzt aufhören!«, erwiderte Gamay und duckte sich, als ein Pfeil wie eine wütende Biene an ihrem Kopf vorbeisurrte.

Während Paul und Gamay anderweitig beschäftigt waren, hatten ihre Kanus sich quer zu den Wellen gestellt. Jetzt tauchten die beiden wieder ihre Paddel ein und lenkten die Boote herum. Beide Einbäume kamen gefährlich ins Wanken, doch sie glitten noch näher an die Fälle heran, wo die Gischt sie komplett einhüllen würde.

Die Indios zögerten und stimmten dann ihren seltsamen Schlachtruf an. Die Jagd war vorbei. In jedem Bug kniete ein Bogenschütze und musste sich nur noch erheben, um die wehrlosen Ziele unter Beschuss zu nehmen.

Paul war am Rande seiner Geduld angelangt. Er hob die Pistole und visierte Alarich an. Falls er den Anführer tötete, würden die anderen vielleicht die Flucht ergreifen. Francesca schrie etwas. Er dachte, sie wolle ihn von dem Schuss abhalten, doch die weiße Königin deutete auf die obere Kante der Wasserfälle.

Über den Rand kam ein riesiges Insekt geflogen und sank eilig durch die Regenbögen und feinen Gischtschleier nach unten, bis es sich ungefähr dreißig Meter über dem See befand. Dort verharrte der Helikopter kurz, stieß dann herab und hielt genau

auf die Indios zu. Die Chulo ließen ihre Waffen fallen und ergriffen panisch die Flucht.

Paul senkte die Pistole und grinste Gamay zu. Dann lenkten sie die Boote in die ruhige Region des Sees. Der Hubschrauber flog einen weiten Bogen, kehrte zurück und blieb über den Einbäumen schweben. Aus der seitlichen Tür lehnte eine winkende Gestalt mit buschigem grauen Schnurrbart und tief liegenden Augen. Es war Dr. Ramirez.

Das Telefon klingelte. Austin war dran. »Gamay, ist bei euch beiden alles klar?«

»Uns geht's gut«, sagte sie und lachte erleichtert. »Danke für das Taxi. Aber du musst uns unbedingt erklären, wie ihr das hinkommen habt. Das war eine reife Leistung, sogar für den großen Kurt Austin.«

»Weitere Einzelheiten später. Wir sehen uns morgen. Ich brauche euch hier. Stellt euch auf einen neuen Auftrag ein.«

Aus dem Helikopter wurde eine Leiter herabgelassen.

Ramirez bedeutete Francesca, sie solle als Erste hinaufklettern. Sie zögerte, packte dann jedoch eine der unteren Sprossen und stieg, so wie es einer weißen Göttin geziemte, in den Himmel empor, aus dem sie zehn Jahre vorher hinabgefahren war.

Sandy Wheeler wollte gerade in ihren Honda Civic einsteigen, als der eigenartige Mann sie ansprach und in akzentbehaftetem Englisch fragte, wie er wohl zur Anzeigenabteilung der *Los Angeles Times* gelangen könne. Instinktiv drückte sie ihre Handtasche fester an den Körper und sah sich schnell um. Erleichtert erblickte sie auch noch einige andere Leute in der Garage der Zeitung. Sie war in L.A. aufgewachsen und an merkwürdige Gestalten gewöhnt. Doch seit sie an dieser verrückten Wasserstory arbeitete, war sie immer nervöser geworden, und sogar die niedliche 22er Automatik mit Perlmuttergriff, die in ihrer Tasche steckte, vermochte sie nicht völlig zu beruhigen. Der Fremde sah aus, als könnte er mit seinen stählernen Zähnen mühelos den Lauf der Waffe abbeißen.

Wheeler hatte als Reporterin gelernt, auf einen Blick alles Wesentliche zu erfassen, und dieser Kerl dort vor ihr sah aus, als würde er bei den Schaukämpfen der amerikanischen Catcher als einer der Bösewichte fungieren. Er hatte ungefähr ihre Größe und hätte mit Hals sicher noch eindrucksvoller gewirkt. Der dunkelgrüne Trainingsanzug war einige Nummern zu klein für seinen vierschrötigen muskulösen Körper, der wirkte, als hätte man ihn aus Schrankteilen zusammengesetzt. Das rundliche grinsende Gesicht mit der dunkelblonden Bürstenfrisur erinnerte sie an eines der Ungeheuer aus Maurice Sendaks *Wo die wilden Kerle wohnen*. Nur hässlicher. Aber die Augen waren am ungewöhnlichsten. Die Iris war dermaßen dunkel, dass die Pupillen sich kaum davon abhoben.

Nachdem sie dem Mann hastig den Weg beschrieben hatte, stieg Sandy in den Wagen und verriegelte sofort die Türen. Ihr war egal, wie unhöflich das wirkte. Als sie rückwärts aus der Parklücke fuhr, schien der Kerl es gar nicht so eilig zu haben, die Anzeigenabteilung aufzusuchen. Er stand einfach da und

musterte sie mit kaltem, reglosem Blick. Sie war Mitte dreißig, hatte langes kastanienbraunes Haar und eine athletische Figur, weil sie regelmäßig joggte und häufig ins Fitnessstudio ging. Ihr gebräuntes Gesicht war angespannt und hager, aber nicht unattraktiv, und wurde von großen himmelblauen Augen beherrscht. Immerhin war sie hübsch genug, um mitunter die Aufmerksamkeit so mancher seltsamen Gestalt zu erregen, wie sie hier in der Stadt an jeder Ecke zu lauern schienen. Sie kannte sich da draußen aus, und während ihrer Jahre als Polizeireporterin, vor der Versetzung zum Rechercheteam, hatte sie sich ein überaus dickes Fell zugelegt. Doch auch wenn sie normalerweise nur schwer einzuschüchtern war, jagte dieser Spinner ihr eine Gänsehaut ein. Es war nicht bloß sein Aussehen. Ihn schien irgendwie der Hauch des Todes zu umwehen.

Sandy sah in den Rückspiegel und stellte erstaunt fest, dass der Mann verschwunden war. Unverhofft kommt oft, dachte sie und machte sich Vorwürfe, dass sie ihn nicht rechtzeitig bemerkt hatte. Das Leben in L.A. hatte sie schon früh gelehrt, ihre Umgebung stets genau im Blick zu behalten. Diese verdammte Wasserstory nahm sie völlig in Anspruch und wirkte sich inzwischen sogar auf ihre Wachsamkeit aus. Cohen hatte versprochen, dass es nur noch wenige Tage bis zur Veröffentlichung dauern würde. Je eher, desto besser. Es machte sie ganz krank, ständig die Disketten mit nach Hause zu nehmen. Cohen war total paranoid, wenn es darum ging, die Daten in der Redaktion zu lassen. Jeden Abend überspielte er sämtliche Dateien auf Sicherungsdisketten und löschte die ursprünglichen Unterlagen von der Festplatte. Morgens kam dann die umgekehrte Prozedur an die Reihe.

Eigentlich konnte Sandy ihm deswegen nicht mal einen Vorwurf machen. Diese Story stellte tatsächlich etwas ganz Besonderes dar, und im Team war sogar schon vom Pulitzerpreis die Rede. Insgesamt koordinierte Cohen die Arbeit von drei Reportern. Sandy war für die Mulholland Group und deren geheim-

nisvolle Generaldirektorin Brynhild Sigurd zuständig. Die anderen beiden Kollegen konzentrierten sich auf einheimische beziehungsweise ausländische Firmenbeteiligungen. Ferner arbeiteten sie mit einem Wirtschaftsprüfer und einem Anwalt zusammen. Die Geheimhaltung war größer als damals beim Manhattan-Projekt, der Entwicklung der ersten Atombombe. Der Chefredakteur wusste zwar prinzipiell über die Recherchen Bescheid, doch vom genauen Umfang der Erkenntnisse hatte er keine Ahnung. Sie seufzte. Noch ein paar Tage bis zum Erscheinen der Artikelserie, dann könnte sie endlich ihren langen Urlaub auf Maui antreten.

Sie fuhr aus der Garage und machte sich auf den Weg zu ihrer Eigentumswohnung in Culver City. Unterwegs hielt sie an einem Einkaufszentrum und kaufte eine Flasche kalifornischen Rotwein. Cohen wollte nachher noch vorbeikommen und letzte Einzelheiten mit ihr besprechen, und sie hatte zugesagt, einen Topf Nudeln zu kochen. Als sie bezahlte, fiel ihr jemand vor dem Geschäft auf, der durch das Schaufenster hineinsah. Es war dieser verdammte Mistkerl mit dem Stahlgebiss, und er lächelte. Das konnte kein Zufall sein. Der Typ musste sie verfolgt haben. Als sie den Laden verließ, starrte sie ihn wütend an und ging dann direkt zu ihrem Wagen. Dort kramte sie zunächst die Pistole aus ihrer Handtasche hervor und steckte sie sich in den Gürtel. Dann nahm sie ihr Mobiltelefon und rief Cohen an. Er hatte sie angewiesen, jeden außergewöhnlichen Vorfall zu melden. Sie erreichte ihn nicht direkt und hinterließ in seiner Mailbox, dass sie sich gegenwärtig auf dem Heimweg befände und glaube, von jemandem verfolgt zu werden.

Sie ließ den Motor an, rollte langsam vom Parkplatz, trat dann das Gaspedal durch und raste im selben Moment über eine Kreuzung, in dem die Ampel auf Rot umsprang. Alle Wagen hinter ihr blieben stehen. Sandy kannte die Gegend sehr gut und fuhr quer über eine Reihe von Motelparkplätzen und später durch einige Seitenstraßen in großem Bogen zu ihrem Apart-

ment. Anfangs schlug das Herz ihr bis zum Hals, aber als sie schließlich vor ihrem sicheren Heim anhielt, hatte ihr Puls sich wieder normalisiert. Sie betrat das fünfgeschossige Gebäude und fuhr mit dem Aufzug in den dritten Stock hinauf. Als sie die Kabine verließ, wäre ihr vor Schreck beinahe die Einkaufstüte heruntergefallen. Am anderen Ende des Flurs stand der seltsame Kerl und starrte ihr mit seinem irrsinnigen Grinsen entgegen. Jetzt reichte es ihr.

Sie stellte die Tüte ab, zog die Pistole aus dem Gürtel und zielte auf ihn.

»Keinen Schritt näher, oder ich schieße Ihnen die Weichteile weg«, drohte sie.

Er rührte sich nicht. Höchstens das Grinsen wurde noch etwas breiter.

Sie fragte sich, wie es möglich war, dass er bereits auf sie gewartet hatte. *Natürlich*. Er musste schon vorher ihre Adresse gekannt haben. Während sie im Zickzack versucht hatte, ihn abzuhängen, war er einfach auf geradem Weg hergekommen. Doch das erklärte immer noch nicht, wie er in das Gebäude gelangen konnte. Sie würde dem Management wegen der mangelnden Sicherheitsvorkehrungen gewaltig Dampf machen. Vielleicht könnte sie sogar einen entsprechenden Artikel verfassen.

Unterdessen behielt sie die Waffe weiterhin auf ihn gerichtet, suchte in ihrer Handtasche nach dem Schlüssel, öffnete die Wohnungstür und schlüpfte hastig hinein. Endlich in Sicherheit. Sie deponierte die Pistole auf einem kleinen Tisch, verriegelte den Eingang und legte die Sicherheitskette vor. Dann spähte sie durch das Guckloch. Der Typ stand direkt vor ihrer Tür. Durch die Linse wurde sein Gesicht noch grotesker verzerrt, und in der Hand hielt er ihre Einkaufstüte, als wäre er der Lieferjunge. Der hatte vielleicht Nerven! Sie fluchte wütend. Diesmal würde sie sich nicht erst mit Cohen abgeben, sondern gleich die Polizei anrufen.

Auf einmal überkam sie das komische Gefühl, sie sei nicht allein.

Sie drehte sich um und erstarrte vor ungläubiger Angst.

Der Mann mit den Metallzähnen stand vor ihr. *Unmöglich.* Er war draußen auf dem Flur. Dann begriff sie es plötzlich.

*Zwillinge.*

Die Erkenntnis kam zu spät. Sandy wich einen Schritt zurück und presste sich gegen die Tür, während er langsam näher kam und seine Augen dabei wie schwarze Perlen glänzten.

Cohen klang am Telefon völlig verzweifelt.

»Joe, um Gottes willen, ich versuche schon seit einer Stunde, dich zu erreichen!«

»Tut mir Leid, ich war unterwegs«, entschuldigte Zavala sich.  
»Was ist los?«

»Sandy ist verschwunden. Diese Mistkerle haben sie gekidnappt.«

»Beruhige dich erst mal«, sagte Zavala beschwichtigend.  
»Und dann erzähl mir, wer Sandy ist und wen du mit ›diese Mistkerle‹ meinst. Fang ganz von vorn an.«

»Okay, okay«, erwiderte Cohen. Es herrschte einen Moment lang Stille, während er um seine Fassung rang, und als er sich dann wieder meldete, klang er schon bedeutend ruhiger, obwohl sein angespannter Tonfall verriet, dass die Panik noch immer dicht unter der Oberfläche lauerte.

»Ich bin noch einmal in die Redaktion gefahren, einfach weil ich so ein komisches Gefühl hatte. All unsere Unterlagen sind weg. Wir haben sie in einem verschlossenen Aktenschrank aufbewahrt, und der ist jetzt leer.«

»Wer hatte Zugang zu diesem Schrank?«

»Nur die Mitglieder des Teams. Ich würde für jeden meine

Hand ins Feuer legen. Nur mit einer Pistole am Kopf hätte man sie dazu zwingen können, die Schlüssel herauszurücken. O Gott«, fügte er hinzu, als ihm die Bedeutung dieser Aussage bewusst wurde.

Zavala spürte, dass Cohen kurz vor einem Nervenzusammenbruch stand.

»Was ist als Nächstes passiert?«, fragte er.

Cohen atmete tief durch. »Okay. Tut mir Leid. Als Nächstes habe ich die Computerdateien überprüft. Nichts. Um an den Inhalt zu gelangen, brauchte man ein Passwort, das wiederum allein die Teammitglieder kannten. Am Ende jedes Arbeitstages haben wir Sicherheitskopien auf Disketten gespeichert und abwechselnd mit nach Hause genommen. Heute war Sandy Wheeler an der Reihe, eine der Reporterinnen. Ich habe eine Nachricht von ihr vorgefunden, dass irgendein Kerl hinter ihr her sei. Zu dem Zeitpunkt befand sie sich auf einem Parkplatz in der Nähe ihrer Wohnung. Wir wollten heute zusammen zu Abend essen und einige Einzelheiten des ersten Artikels besprechen. Ich habe sofort bei ihr angerufen, aber es meldete sich niemand. Dann bin ich zu ihr gefahren. Sandy hatte mir den Schlüssel gegeben. Die Einkaufstüte mit der Flasche Wein stand auf dem Tisch, aber Sandy legt ihren Wein sonst immer sofort ins Regal. Das ist bei ihr beinahe schon eine Manie.«

»Von ihr selbst war nichts zu sehen?«

»Nein. Ich bin so schnell wie möglich wieder von dort abgehauen.«

Zavala kam ein bestimmter Gedanke. »Was ist mit den anderen Reportern aus eurem Team?«

»Ich habe versucht, sie anzurufen, und konnte keinen erreichen. Was soll ich jetzt machen?«

Vermutlich hatte Cohen sein Leben gerettet, indem er zu Sandys Apartment gefahren und gleich wieder von dort verschwunden war. Wer auch immer es auf das Rechercheteam abgesehen



hatte, würde vielleicht noch einmal wiederkommen.

»Von wo rufst du an? Ich höre Musik im Hintergrund.«

»Ich bin in einer Schwulenbar, ganz in der Nähe von Sandys Wohnung.« Cohen stieß ein nervöses Lachen aus. »Ich dachte, dass ich womöglich beschattet werde, und da wollte ich an einem öffentlichen Ort bleiben.«

»Ist dir jemand nach drinnen gefolgt?«

»Ich glaube nicht. Hier sind praktisch nur Ledertypen. Jeder andere würde sofort auffallen.«

»Kannst du mich in fünf Minuten noch mal anrufen?«, fragte Joe.

»Ja, aber beeil dich. Da ist so ein großer Transvestit, der wirft mir schon die ganze Zeit einladende Blicke zu.«

Zavala wählte die Nummer, die Gomez ihm gegeben hatte. Der Agent meldete sich nach dem dritten Klingeln. Joe verzichtete auf die üblichen Begrüßungsfloskeln.

»Ich bin in L.A.«, sagte er. »Hier ist jemand, der dringend von der Bildfläche verschwinden muss. Können Sie uns helfen? Im Moment bleibt keine Zeit für weitere Erklärungen, aber ich setze Sie so bald wie möglich ins Bild.«

»Hat diese Bitte etwas mit der Angelegenheit zu tun, wegen der Sie hergekommen sind?«

»Das und noch mehr. Bitte verzeihen Sie die Geheimniskrämerei. Können Sie etwas für uns unternehmen?«

Es folgte eine kurze Pause. Dann fuhr Gomez in geschäftsmäßigem Tonfall fort. »Wir verfügen über ein sicheres Haus in Inglewood, das ständig mit einem unserer Männer besetzt ist. Ich werde ihm mitteilen, dass er sich auf den Erhalt eines Pakets vorbereiten soll.« Er nannte Zavala die Adresse.

»Danke. Ich melde mich bald wieder«, sagte Joe.

»Das will ich auch hoffen«, entgegnete Gomez. Sobald Zavala aufgelegt hatte, klingelte es erneut. Er teilte Cohen die An-

schrift des Verstecks mit und wies ihn an, ein Taxi zu nehmen. »Deinen Wagen lässt du einfach stehen«, sagte Joe. »Man hat vielleicht einen Peilsender installiert.«

»*Natürlich.* Von selbst wäre ich gar nicht darauf gekommen. O Mann. Ich wusste, dass wir einer großen Sache auf der Spur waren. Aber was ist mit der armen Sandy und den anderen? Ich fühle mich für sie alle verantwortlich.«

»Du hättest nichts für die Leute tun können, Randy. Ihr wusstet nicht, in welche Gefahr ihr euch begeben habt.«

»Was, zum Teufel, steckt hinter all dem?«

»Du hast es schon bei unserem ersten Gespräch genau erkannt«, sagte Zavala. »Blaues Gold.«

Der schwarze Gummiball war nur ein verschwommener Schemen, doch Sandecker hatte mit dem Schlag gerechnet, und sein leichtes Holzracket zuckte vor wie die Zunge einer Schlange. Die schnelle Rückhand beförderte den Ball mit Wucht gegen die rechte Hallenwand. LeGrand machte einen Ausfallschritt, doch er hatte den Drall unterschätzt, und sein Schläger sauste unbeholfen am Ziel vorbei.

»Damit dürfte ich wohl gewonnen haben«, sagte Sandecker und fing den hüpfenden Ball geschickt auf. Der Admiral war ein Fitness- und Ernährungsfanatiker und konnte es dank seines strikten Jogging- und Krafttrainingsprogramms leicht mit weit aus jüngeren und größeren Männern aufnehmen. Er stand breitbeinig da und hielt den Schläger lässig in der Armbeuge. Auf seiner Stirn war kein einziger Schweißtropfen zu entdecken. Auch seine Frisur und der exakt gestutzte feuerrote Bart sahen noch immer absolut perfekt aus.

LeGrand war hingegen völlig durchgeschwitzt. Während er die Schutzbrille abnahm und sich das Gesicht mit einem Handtuch abtrocknete, fiel ihm wieder ein, warum er sich einst geschworen hatte, nie wieder gegen den Admiral zu spielen. Der CIA-Direktor war zwar ein gutes Stück größer und muskulöser als Sandecker, der nur rund einen Meter sechzig maß, doch der Gewinn einer Partie Squash hatte mehr mit Strategie als mit Kraft zu tun, wie der Leiter der NUMA ihm ein ums andere Mal bewies. Unter normalen Umständen hätte er den Admiral auf später vertröstet, als dieser ihn einen Tag nach dem Zwischenfall bei Cooperstown anrief.

»Ich habe einen Platz im Klub reserviert«, sagte Sandecker fröhlich. »Wollen wir nicht beide gemeinsam ein wenig auf den kleinen schwarzen Ball eindreschen?«

Trotz des jovialen Tonfalls zweifelte LeGrand keine Sekunde

lang an dem dienstlichen Charakter dieses Treffens. Er sagte alle Vormittagstermine ab und legte einen Zwischenstopp am Wattergate-Komplex ein, um seine Sportsachen zu holen. Sandecker wartete bereits im Squash-Klub auf ihn. Der Admiral trug einen marineblauen Designer-Trainingsanzug mit goldenen Ziersäumen, doch selbst in dieser Freizeitkleidung konnte man ihn sich gut an Deck eines historischen Kriegsschiffs vorstellen, wie er mit herrischer Stimme den Befehl zum Segelsetzen oder zum Abfeuern einer Breitseite auf ein Piratenschiff erteilte. Genauso führte er auch die NUMA und behielt mit einem Auge stets den Wind, mit dem anderen seine Widersacher im Blick. Wie jeder gute Kapitän war er sehr auf das Wohl seiner Leute bedacht.

Als er erfuhr, dass Austin aufgrund eines entgleisten Geheimdienstplans akute Gefahr drohte, explodierte er mit einer Vehemenz, die sogar den Vulkan von Krakatau beschämt hätte. Die Verstrickung der CIA trug nur noch mehr zur Heftigkeit seiner Reaktion bei. Er mochte LeGrand, doch ansonsten hielt er »die Firma« in seiner typisch kompromisslosen Art für einen verhätschelten und viel zu hoch bezahlten Verein.

Obwohl er es genoss, den CIA-Direktor schwitzen zu sehen, war Sandecker keinesfalls frei von weiteren Hintergedanken. Zudem kannte er sich auf dem politischen Parkett bestens aus. Eine seiner herausragendsten Eigenschaften war die Fähigkeit, sich von seiner Wut nicht beherrschen zu lassen, sondern sie sich vielmehr zunutze zu machen. Die Objekte seines Zorns kamen gar nicht erst auf die Idee, dass hinter seiner aufbrausenden Art oftmals Gelassenheit, ja sogar Heiterkeit steckte. Diese Tatsache leistete ihm gute Dienste. Präsidenten beider Lager fügten sich seinen Wünschen. Senatoren und Kongressabgeordnete bemühten sich nach Kräften, ihn bei Laune zu halten. Kabinettsmitglieder wiesen ihre Mitarbeiter an, seine Anrufe jederzeit und ohne Rückfrage durchzustellen.

LeGrand hatte die Einladung des Admirals bereitwillig angenommen, denn er empfand wegen des Vorfalles bei Cooperstown

tiefe Schuldgefühle und begrüßte die Gelegenheit, Wiedergutmachung zu leisten, auch wenn das bedeutete, sich auf dem Squashfeld erniedrigen zu lassen. Zu seiner Überraschung hatte Sandecker ihn lächelnd begrüßt und den Zwischenfall während ihres Spiels mit keiner Silbe erwähnt. Er lud ihn sogar zu einem Drink an der Saftbar ein.

»Danke, dass Sie so kurzfristig Zeit hatten«, sagte Sandecker und ließ sein berüchtigtes Alligatorlächeln aufblitzen.

LeGrand nippte an seinem Papayasaft und schüttelte den Kopf. »Irgendwann werde ich es schaffen, Sie zu besiegen.«

»Aber vorher müssen Sie noch ein wenig an Ihrer Rückhand arbeiten«, wandte Sandecker ein. »Ach, übrigens, wo wir gerade hier sitzen, möchte ich mich gern dafür bedanken, dass sie meinen Mann Austin vor einem potentiellen Unglück bewahrt haben.«

Vielleicht würde dieses Treffen doch nicht so unangenehm wie befürchtet verlaufen, dachte LeGrand.

Sandeckers verwirrendes Lächeln blieb unverändert. »Schade, dass der Zugriff nicht etwas früher erfolgt ist, sonst hätten Sie auch Ihren eigenen Hinter... mann retten können.« Er fügte absichtlich mitten im Satz eine kleine Pause ein.

LeGrand stöhnte innerlich auf. Offenbar wollte Sandecker ihn so richtig zappeln sehen. Er versuchte, sich nichts anmerken zu lassen.

»Ich bedauere dieses Ereignis zutiefst. Das volle Ausmaß des, äh, Problems war zunächst gar nicht ersichtlich. Es handelte sich um eine sehr komplexe Situation.«

»Das habe ich auch gehört«, warf Sandecker wie beiläufig ein. »Ich sage Ihnen, was ich tun werde, Erwin. Ich werde fürs Erste vergessen, dass ein verrückter Plan des OSS während der Ausführung durch die CIA schief gegangen ist und beinahe sowohl den Leiter des NUMA-Teams für Sonderaufgaben als auch einen unschuldigen Zivilisten das Leben gekostet hätte, von der

Gefährdung des Senatsvorsitzenden ganz zu schweigen.«

»Das ist sehr großzügig, James«, sagte LeGrand.

Sandecker nickte. »Aus den Reihen der NUMA wird über diesen Dummejungenstreich keine weitere Verlautbarung nach außen dringen.«

»Die Agency weiß eure Verschwiegenheit zu schätzen«, sagte LeGrand.

Sandecker zog eine seiner roten Augenbrauen hoch. »Aber so ganz lasse ich Sie noch nicht vom Haken«, merkte er schelmisch an. »Im Gegenzug möchte ich von Ihnen alle Einzelheiten dieser schmutzigen Affäre erfahren.«

LeGrand wusste, dass eine Hand die andere wusch. So war es bei Sandecker immer. Er hatte bereits beschlossen, mit offenen Karten zu spielen.

»Das können Sie auch mit gutem Recht verlangen«, stimmte er zu.

»Schön, dass wir einer Meinung sind«, stellte Sandecker gutmütig fest.

»Es war ziemlich schwierig, das Puzzle zusammenzusetzen, vor allem in so kurzer Zeit, aber ich werde mich nach besten Kräften bemühen, Ihnen den Ablauf der Operation zu erklären.«

»Den *missglückten* Ablauf, wie ich heilfroh anmerken möchte«, sagte Sandecker.

LeGrand lächelte matt. »Die Geschichte beginnt mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Nachdem Deutschland besiegt war, zerfiel die alliierte Koalition. Churchill hielt seine berühmte Rede über den Eisernen Vorhang, und der Kalte Krieg begann. Die USA waren anfangs noch sehr selbstgefällig, denn niemand außer ihnen besaß die Bombe. Diese Blasiertheit fand jedoch bald ein Ende, denn auch die Sowjets entwickelten Nuklearwaffen und eröffneten damit das Wettrüsten. Mit der Wasserstoffbombe setzten wir uns an die Spitze, aber die Russen saßen uns im Na-

cken, und es war lediglich eine Frage der Zeit bis zum erneuten Gleichstand. Wie Sie wissen, funktioniert eine Wasserstoffbombe nach einem etwas anderen Prinzip.«

»Die Explosion wird durch Fusion, nicht Fission herbeigeführt«, sagte Sandecker, der einige Kenntnisse in Atomphysik besaß und früher auf nuklear betriebenen U-Booten Dienst getan hatte. »Die Atome werden verschmolzen, nicht gespalten.«

LeGrand nickte. »Die H-Bombe basiert auf der Fusion der zwei schwersten Wasserstoffisotope zu Helium. Die Sonne und andere Sterne gewinnen ihre Energie durch den gleichen Prozess. Als bekannt wurde, dass sich das größte sowjetische Fusionslabor in Sibirien befand, kam in den Kreisen der amerikanischen Regierung der Gedanke an Sabotage auf. So kurz nach dem Sieg über die Achsenmächte war unsere Hybris noch ziemlich ausgeprägt, und manche Leute schwelgten in wehmütigen Erinnerungen an den Kommandoüberfall auf die Schwerwasserfabrik in Norwegen. Zweifellos sind Sie mit dieser Mission vertraut.«

»Sie meinen die Anlage, in der ein Isotop zur Herstellung einer deutschen Atombombe produziert wurde«, sagte Sandecker.

»Genau. Durch dieses Stoßtruppunternehmen konnten die deutschen Bemühungen wesentlich verzögert werden.«

»Ein entsprechender Einsatz in Sibirien wäre, gelinde ausgedrückt, ein sehr ehrgeiziges Unterfangen gewesen.«

»Genau genommen sogar ein *unmögliches* Unterfangen«, sagte LeGrand. »Schon Norwegen war unglaublich schwierig zu bewerkstelligen, trotz der relativen Zugänglichkeit und der starken Partisanenunterstützung. Und noch etwas anderes sprach dagegen.«

Sandecker war es gewöhnt, Situationen aus einer globalen Perspektive zu beurteilen. »Zum Zeitpunkt der Mission in Norwegen herrschte Krieg zwischen Deutschland und den Alliierten. Bei der UdSSR und den USA verhielt es sich ein wenig an-

ders. Beide Seiten waren sehr darauf bedacht, direkte militärische Konfrontationen zu vermeiden. Der Angriff auf ein sowjetisches Laboratorium wäre als offene kriegerische Handlung gewertet worden und hätte nicht ignoriert werden können.«

»Richtig. Das wäre so gewesen, als hätten die Russen ein Labor in New Mexico zerstört. Aus dem kalten wäre womöglich ein heißer Krieg geworden.«

Mit politisch prekären Sachverhalten kannte Sandecker sich ziemlich gut aus. »Dennoch wäre ein Überfall machbar gewesen, aber er hätte absoluter Geheimhaltung bedurft, ohne auch nur die geringste Spur zu hinterlassen.«

LeGrand nickte. »Und genau das hat der Präsident angeordnet, als ihm die Lage geschildert wurde.«

»Ein fast schon irrsinniger Befehl«, stellte Sandecker fest.

»Zugegeben, aber das damals waren keine gewöhnlichen Männer. Sie hatten buchstäblich aus dem Nichts die größte industrielle Militärmaschinerie der Weltgeschichte erschaffen und sie dann skrupellos auf mehreren Kontinenten und Meeren zur Vernichtung zweier ernst zu nehmender Gegner eingesetzt. Doch sogar mit all ihrer Entschlossenheit und Findigkeit waren sie dieser Herausforderung nicht gewachsen. Sie hatten Glück, denn zum beinahe selben Zeitpunkt traten zwei eigentlich voneinander unabhängige Entwicklungen ein und wiesen ihnen den Weg. Der erste Punkt war die Konstruktion eines Flugzeugs, das als Deltaflügler bekannt wurde. Das Design war nicht ganz unproblematisch, aber es wies eine unvorhergesehene Eigenschaft auf, die es sehr attraktiv werden ließ: Es war nahezu unsichtbar. Unter den richtigen Umständen vermochte dieses Flugzeug dank seiner schmalen Silhouette und der glatten Oberfläche dem Radar zu entgehen.«

»Ich schätze, Sie sprechen dabei vom *russischen* Radar«, sagte Sandecker.

LeGrand lächelte geheimnisvoll. »Angeblich wurden alle Del-



taflügler, auch die noch in Produktion befindlichen, von der Air Force zerstört. Doch der Präsident gab den Auftrag, insgeheim eine modifizierte Version zu bauen. Im Vergleich zu den Vorgängern verfügte sie über eine noch größere Reichweite und Geschwindigkeit. Kurz gesagt, hiermit hatten wir das geeignete Transportmittel, um unbemerkt nach Sibirien und wieder zurück zu gelangen.«

»Nach meiner Erfahrung sind die Russen kein dummes Volk«, sagte Sandecker. »Falls also ihr Labor in Rauch aufgegangen wäre, hätten sie als Urheber sofort die USA vermutet.«

»Ohne jeden Zweifel, und deshalb ist auch die zweite Entwicklung von ausschlaggebender Bedeutung«, sagte LeGrand. »Das war nämlich die Entdeckung des Anasaziums, eines Nebenprodukts der Forschungen in Los Alamos. Der Wissenschaftler, der es entdeckt hat, war Amateur-Anthropologe und ganz fasziniert von den Überresten der alten Pueblokultur im Südwesten der USA, also hat er seinen Fund nach den Anasazi-Indianern benannt. Das Material besitzt eine Anzahl bemerkenswerter Eigenschaften. Von vordringlichem Interesse war die subtile Veränderung, die Anasazium bei Wasserstoffatomen bewirkt. Falls es gelänge, den Stoff heimlich in das sowjetische Waffenlabor zu schmuggeln, könnte dort die gesamte Fusionsforschung beeinträchtigt werden. Die Schätzungen gingen von einem Rückschlag des Bombenprojekts um mehrere Jahre aus. In der Zwischenzeit würden die USA in der Lage sein, eine dermaßen überlegene Streitmacht von Interkontinentalbomben und -raketen aufzubauen, dass die Sowjets uns nie wieder einholen könnten. Man wollte Bomben an Fallschirmen abwerfen. Sie sollten in der Luft explodieren, die Substanz in flüssiger Form freisetzen und damit das Belüftungssystem des Labors infizieren. Für Menschen ist Anasazium nicht schädlicher als Wasser. Die Angegriffenen würden glauben, von einem merkwürdigen und sehr kurzen Gewitter heimgesucht zu werden.«

»Das klingt nicht gerade nach einem präzisen chirurgischen

Eingriff.«

»Das war es auch nicht. Wie heißt es so schön? Außergewöhnliche Umstände erfordern außergewöhnliche Maßnahmen.«

»Was wäre bei einem Absturz des Flugzeugs passiert, zum Beispiel infolge einer technischen Panne?«

»Auch diese Möglichkeit wurde bedacht. Allerdings entschied man sich nicht für eine Giftpille wie diejenige, die Francis Gary Powers nach dem Abschuss seiner U-2 während eines Aufklärungsfluges über der Sowjetunion *nicht* geschluckt hat. Trotzdem legte man keinerlei Wert aufredselige Überlebende, und daher gab es für die Crew auch keine Fallschirme. Genau genommen wäre es unmöglich gewesen, aus der Maschine abzuspringen. Schleudersitze existierten noch nicht, und auch die Pilotenkanzel ließ sich nicht absprengen. Sollten Wrackteile gefunden werden, konnte man immer noch behaupten, es habe sich um ein Experimentalflugzeug gehandelt, das tragischerweise vom Kurs abgekommen sei.«

»Wusste die Crew darüber Bescheid?«

»Die Männer hatten sich freiwillig gemeldet und waren hoch motiviert. An ein Scheitern der Mission verschwendeten sie keinen Gedanken.«

»Zu dumm, dass der Plan dennoch gescheitert ist«, sagte Sandecker.

»Aber ganz im Gegenteil«, widersprach LeGrand. »Die Mission war ein uneingeschränkter Erfolg.«

»Wie kann das sein? Wenn ich mich recht erinnere, haben die Sowjets kurz nach uns über eine Wasserstoffbombe verfügt.«

»Stimmt. Ihre erste thermonukleare Detonation fand 1953 statt, zwei Jahre später als in den USA. Wissen Sie noch, was ich über die Hybris gesagt habe? Unser Volk konnte sich nicht vorstellen, von einem ignoranten Bauern wie Stalin an der Nase

herumgeführt zu werden. Er war extrem argwöhnisch und hat jedem misstraut. Daher befahl er Igor Kurtschatow, dem sowjetischen Gegenstück zu unserem Robert Oppenheimer, im Ural ein zweites Fusionslabor einzurichten. Die Forschungen dort waren von Erfolg gekrönt. Stalin glaubte, die Wissenschaftler in Sibirien hätten absichtlich versagt, also ließ er sie alle liquidieren.«

»Es überrascht mich, dass nichts gegen das Labor im Ural unternommen wurde.«

»Man hat es in Erwägung gezogen, aber die Mission wurde abgeblasen. Vielleicht hielt man sie für zu schwierig, oder es hatten sich beim Deltaflügler unüberwindliche technische Probleme ergeben.«

»Was ist aus dem Flugzeug geworden?«

»Es wurde samt der Bombenfracht in seinem Hangar versiegelt. Die Basis in Alaska, von der es gestartet war, wurde geschlossen und das Personal auf Stützpunkte in der ganzen Welt verteilt. Keiner der Männer kannte die komplette Operation. Und das war fast schon alles.«

»*Fast?* Meinen Sie das Protokoll und den Mord an dem Piloten?«

LeGrand rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her. »Nicht nur. Es wurde sogar die gesamte Besatzung getötet«, sagte er leise. »Sie waren die einzigen Nicht-Politiker, die genau über die Mission und das Ziel Bescheid wussten. Vier Männer starben. Ihren Familien erzählte man, es habe einen Unfall gegeben. Dann wurden die Soldaten mit vollen militärischen Ehren auf dem Friedhof von Arlington beigesetzt.«

»Was für eine schöne Geste.«

LeGrand räusperte sich nervös. »Sie wissen, dass ich mich stets bemüht habe, die Agency auf saubere Art und Weise zu führen. Manchmal kratze ich eine Dreckschicht weg, nur um darunter die nächste, noch schmutzigere zu entdecken. Leider

sind viele unserer guten Taten aus offensichtlichen Gründen nie bekannt geworden. Gleichwohl gehen auf das Konto der Geheimdienste einige Dinge, auf die niemand stolz sein kann. Diese traurige Episode gehört dazu.«

»Austin hat mir von seinen Erkenntnissen berichtet. Der Pilot hat in Arlington an seiner eigenen Beerdigung teilgenommen. Soweit ich weiß, wurde er dabei von seinem Sohn gesehen.«

»Er wollte unbedingt noch einen letzten Blick auf seine Frau und sein Kind werfen«, sagte der Direktor. »Man hatte ihm erzählt, er würde auf unbestimmte Zeit in Schutzhaft genommen werden. Das war natürlich nur ein Trick. Kurz nach Beginn dieser vermeintlichen Sicherheitsmaßnahme wurde er von seinem Beschützer ermordet.«

»Von dem Mann, der auf der Farm bei Cooperstown gewohnt hat?«

»Ja.«

Sandeckers blaue Augen blickten mitleidlos. »Sie müssen mir schon verzeihen, dass ich diesem Kerl keine Träne nachweine. Er war ein kaltblütiger Mörder, sogar jetzt noch, in einem Alter, in dem wir alle angeblich immer weiser werden. Und er hätte auch Austin umgebracht. Welchen Grund gab es für das Protokoll? Reichte es denn nicht aus, die Besatzung zu ermorden?«

»Die hohen Tiere, die darüber entschieden haben, wollten absolut sichergehen, dass niemand je von diesem Geheimnis erfahren würde. Sie befürchteten, ansonsten drohe uns allen ein neuer Weltkrieg, und die Beziehungen zur Sowjetunion waren ohnehin schon angespannt genug. Das Protokoll wurde darauf ausgerichtet, auf jeden noch so kleinen Enthüllungsversuch zu reagieren. Dabei ging man wie selbstverständlich davon aus, dass ein neugieriger Spion zwangsläufig aus dem Ausland stammen musste. Niemand hat auch nur im Traum daran gedacht, die Bedrohung könne von unserem eigenen Kongress ausgehen. Letzten Endes waren alle diese Sicherheitsmaßnahmen völlig überflüssig. Der

Vorsitzende des Senats wurde nicht wiedergewählt, und die von ihm angestregten Nachforschungen kamen nie zustande. Wahrscheinlich hat man angenommen, das Protokoll würde sich im Laufe der Zeit von selbst deaktivieren. Niemand hätte vermutet, dass auch noch fünfzig Jahre später eine Gefahr davon ausgehen könnte.«

Sandecker lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und legte die Fingerspitzen aneinander. »Also ist dieser uralte Plan, ersonnen von einer Horde Macho-Cowboys, dafür verantwortlich, dass beinahe einer meiner Leute getötet wurde. Wie ich gehört habe, hatte der Attentäter bereits seine Taschen gepackt, einschließlich eines Scharfschützengewehrs und mehrerer Sprengsätze. Anscheinend wollte er eine zünftige Ruhestandsparty feiern. Zu schade, dass wir der amerikanischen Öffentlichkeit nicht mitteilen dürfen, für welchen Schwachsinn ihre Steuergelder im Namen der Demokratie verwendet worden sind.«

»Das wäre wirklich nicht ratsam«, sagte LeGrand, »denn das Thema ist *immer noch* überaus heikel. Die Verhandlungen zur Reduzierung des russischen Atomwaffenarsenals waren schwierig genug. Falls diese Geschichte herauskäme, würden dadurch nur die Nationalisten gestärkt, die behaupten, den USA könne man nicht trauen.«

»Das glauben diese Leute doch sowieso«, sagte Sandecker lakonisch. »Nach meiner Erfahrung fürchten einflussreiche Persönlichkeiten vor allem eines: in Verlegenheit gebracht zu werden.« Er lächelte. »Kann ich davon ausgehen, dass nicht noch andere Protokolle darauf lauern, völlig unvermutet in Aktion zu treten?«

Es war eine kaum verhüllte Warnung.

»Ich habe bereits eine umfassende Untersuchung unserer Dateien angeordnet, um genau diese Möglichkeit auszuschließen«, sagte LeGrand. »Es wird keine weiteren Überraschungen geben.«

»Das will ich auch hoffen«, sagte Sandecker.

Austin schenkte sich einen Becher schwarzen jamaikanischen Kaffee ein, trank einen Schluck des heißen, starken Gebräus und nahm den Aluminiumzylinder vom Schreibtisch. Er wog den Behälter in seiner großen Hand und starrte die verbeulte, nach außen gewölbte Oberfläche an, als handle es sich um eine Kristallkugel. Das Objekt gab kein Geheimnis preis, sondern zeigte Kurt lediglich das verzerrte Abbild seines braun gebrannten Gesichts mit den hellen Haaren.

Er legte den Zylinder beiseite und widmete sich erneut der Karte von Alaska, die auf dem Tisch ausgebreitet war. Kurt kannte Teile des fünfzigsten Bundesstaats der USA aus eigener Anschauung, und jedes Mal wieder beeindruckte ihn die schiere Endlosigkeit der zerklüfteten Landschaft, die auf der ganzen Welt ihresgleichen suchte. Die alte Basis des Deltaflüglers würde genauso schwierig zu entdecken sein wie ein einzelnes Sandkorn am Strand von Malibu. Hinzu kam, dass man den Stützpunkt mit Sicherheit versteckt angelegt hatte, um ihn vor neugierigen Blicken zu schützen. Austin fuhr mit dem Finger von Barrow, weit jenseits des nördlichen Polarkreises, bis zur Halbinsel Kenai im Süden des Staates. Gerade als ihm eine bestimmte Idee kam, klingelte das Telefon.

Er wandte die Augen nicht von der Karte ab, nahm den Hörer und meldete sich beinahe mechanisch. Am anderen Ende erklang Sandeckers forschende Stimme.

»Kurt, würden Sie bitte nach oben in mein Büro kommen?«

»Kann das nicht warten, Admiral?«, fragte Austin und versuchte, sich nicht von seinem Gedanken ablenken zu lassen.

»Aber *natürlich*, Kurt«, erwiderte Sandecker großmütig. »Reichen fünf Minuten?«

Kurts Ahnung verflüchtigte sich wie ein Staubkorn im Wind.

Sandecker war eben unwiderstehlich. Der Verstand des Admirals arbeitete mit Lichtgeschwindigkeit, und daher war auch sein Zeitbegriff irgendwie komprimiert.

»Ich komme sofort.«

»Hervorragend. Ich glaube, Sie werden es nicht bereuen.«

Als Austin im neunten Stock ankam und das Büro des Admirals betrat, rechnete er damit, den Chef der NUMA hinter seinem riesigen Schreibtisch vorzufinden, den man aus einem Lukendeckel gefertigt hatte, der von Bord eines konföderierten Blockadebrechers stammte. Stattdessen saß Sandecker jedoch etwas abseits auf einem der bequemen dunklen Ledersessel, die eigentlich für Besucher reserviert waren, und unterhielt sich mit einer Frau, die Kurt den Rücken zuwandte. Der Admiral trug einen marineblauen Blazer, auf dessen Brusttasche ein goldener Anker gestickt war, und erhob sich nun, um Austin zu begrüßen.

»Danke, dass Sie kommen konnten, Kurt. Ich möchte Ihnen jemanden vorstellen.«

Die Frau stand auf, und Austin vergaß augenblicklich jeden weiteren Gedanken an Alaska und alle damit verbundenen Rätsel.

Sie war groß und schlank, mit eurasisch hohen Wangenknochen und mandelförmigen Augen. Im Gegensatz zu ihrem exotischen Gesicht fielen ihr burgunderfarbener Rock und die dazu passende Jacke eher konservativ aus. Das dunkelblonde Haar hatte sie zu einem festen Zopf geflochten, der ihr bis auf die Schultern reichte. Etwas an ihr ging weit über die physische Schönheit hinaus. Ihre aufrechte Haltung zeugte von großem Selbstbewusstsein, doch gleichzeitig bewegte sie sich mit der natürlichen Geschmeidigkeit eines Panthers, als sie nun auf Kurt zukam und ihm die Hand reichte. Die blauschwarzen Augen mit den goldenen Einsprengseln schienen eine geradezu tropische Hitze zu verströmen. Vielleicht bildete Austin es sich nur ein, aber der betörende Duft der Fremden ließ ihn den Klang ferner



Trommeln vernehmen. Plötzlich wurde ihm klar, um wen es sich bei dieser Frau handeln musste.

»Sie sind Dr. Cabral?«

Es hätte ihn nicht überrascht, wenn aus ihrem Mund statt einer Antwort lediglich ein leises Schnurren gedungen wäre. Ihre Stimme erwies sich als dunkel und weich.

»Danke, dass Sie Zeit für mich erübrigen können, Mr. Austin. Ich hoffe, ich habe Sie nicht bei etwas Wichtigem gestört. Admiral Sandecker war so nett, mir die Gelegenheit zu geben, mich persönlich für Ihre Hilfe bedanken zu dürfen.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, aber der eigentliche Dank gebührt Gamay und Paul. Ich bin bloß ans Telefon gegangen und habe ein paar Knöpfe gedrückt.«

»Sie sind viel zu bescheiden, Mr. Austin«, sagte sie mit einem Lächeln, das Eiswürfel zum Schmelzen gebracht hätte. »Ich fürchte, falls Sie nicht gewesen wären, würden mein Kopf und die Häupter ihrer Kollegen jetzt den Zaun eines Dorfs zieren, das einige tausend Kilometer von dieser behaglichen Umgebung entfernt liegt.«

Sandecker trat zwischen die beiden und geleitete Francesca zurück zu ihrem Sessel. »Bitte verzeihen Sie unsere Aufdringlichkeit, Dr. Cabral, aber hätten Sie vielleicht die Güte, uns Ihre Geschichte von Anfang an zu erzählen?«

»Sehr gern«, erwiderte sie. »Für mich hat ein solches Gespräch nicht nur therapeutischen Wert, sondern hilft mir zudem, mich an so manche vergessene Einzelheit zu erinnern.«

Sandecker bedeutete Austin, ebenfalls Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich an seinen Schreibtisch und entzündete eine der zehn handgefertigten Zigarren, die er jeden Tag zu rauchen pflegte. Dann lauschten er und Kurt aufmerksam dem fesselnden Bericht von Francescas Entführung, dem Absturz, den sie um Haaresbreite überlebt hatte, und schließlich ihrem Aufstieg zur weißen Göttin. Detailliert und voller Stolz beschrieb sie all die

Verbesserungen des täglichen Lebens, die der Stamm der Chulo ihr zu verdanken hatte, und endete mit einer Schilderung der Ankunft der Trouts, der wilden Flucht und der Rettung durch den Hubschrauber.

»Faszinierend«, sagte Sandecker, »absolut faszinierend. Sagen Sie, was ist eigentlich aus Ihrer Freundin Tessa geworden?«

»Sie ist bei Dr. Ramirez geblieben. Ihr Wissen über Arzneipflanzen dürfte sich für seine Forschungen als unschätzbar wertvoll erweisen. Unterdessen habe ich mit meinen Eltern telefoniert, um mich zu vergewissern, dass es ihnen gut geht. Sie wollten, dass ich sofort nach Hause komme, aber ich habe beschlossen, zunächst eine Weile in den Vereinigten Staaten zu bleiben. Ich brauche noch ein wenig Eingewöhnungszeit, bis ich mich wieder in das hektische Leben von São Paulo stürzen kann. Außerdem bin ich entschlossen, meine vor zehn Jahren unterbrochene Arbeit fortzuführen.« Sandecker musterte Francescas trotzig vorgeschobenen Unterkiefer. »Nach meiner festen Überzeugung ist die Vergangenheit stets von Bedeutung, sowohl für die Gegenwart als auch für die Zukunft. Zur Einschätzung der bevorstehenden Entwicklung wäre es hilfreich, wenn Sie uns die Ereignisse darlegen könnten, die zu Ihrer Flugreise geführt haben.«

Francesca starrte ins Leere, als könnte sie durch die Zeit blicken. »Das alles reicht zurück bis in meine Kindheit. Ich habe schon sehr früh erkannt, dass ich aus einer privilegierten Schicht stamme. Sogar als kleines Mädchen war ich mir bereits der entsetzlichen Slums meiner Heimatstadt bewusst. Als ich älter wurde und einige Reisen unternahm, lernte ich, meine Stadt als eine Art Mikrokosmos der ganzen Welt zu betrachten. Sie teilt sich auf in Besitzende und Besitzlose. Überdies wurde mir klar, dass der Unterschied zwischen den armen und reichen Nationen hauptsächlich in der Substanz begründet liegt, die auf unserem Planeten am häufigsten vorkommt: Wasser. Süßwasser bedeutet Entwicklung. Ohne Wasser gibt es keine Nahrung. Ohne Nah-

rung gibt es keinen Lebenswillen, keinen Antrieb, die eigene Lage zu verbessern. Auch die an Öl reichen Staaten dieser Erde benutzen einen Großteil ihrer Verkaufserlöse, um damit Wasser zu erwerben oder zu fördern. Wir halten es für selbstverständlich, einfach den Hahn aufzudrehen und beliebig viel Wasser zur Verfügung zu haben, aber das wird nicht immer so bleiben. Der Konkurrenzkampf ums Wasser ist so erbittert wie nie zuvor.«

»In den USA ist ein solcher Streit längst nichts Unbekanntes mehr«, sagte Sandecker. »Früher wurden um Wasserrechte sogar bewaffnete Auseinandersetzungen geführt.«

»Verglichen mit den zukünftigen Problemen waren das alles kleine Fische«, merkte Francesca freudlos an. »In diesem Jahrhundert wird man deswegen ganze Kriege vom Zaun brechen, so wie bislang wegen der Ölreserven. Der Zustand ist hoffnungslos, denn die Weltbevölkerung wächst immer mehr. Während die heutige Süßwassermenge auch nicht größer ist als noch vor zweitausend Jahren, leben inzwischen dreißigmal so viele Menschen. Sogar ohne die unvermeidlichen Trockenperioden, wie wir zurzeit eine erleben, verschlechtert sich die Lage rapide, denn sowohl der Bedarf als auch die Umweltverschmutzung nehmen zu. Einigen Ländern wird schlicht das Wasser ausgehen, was zu einer globalen Flüchtlingskrise führen dürfte. Viele Millionen Menschen werden über die Grenzen drängen. Fischfangregionen trocknen aus, Landstriche verdorren, Konflikte entzünden sich, und die Armut wächst.« Sie hielt kurz inne. »Als Leute, die sich mit den Ozeanen beschäftigen, müsste Ihnen die Ironie des Ganzen besonders bewusst sein. Die Oberfläche unseres Planeten ist zu zwei Dritteln von Wasser bedeckt, und doch haben wir zu wenig davon.«

»Wasser, überall Wasser, und doch kein Schluck zu trinken«, zitierte Austin eine Ballade von Samuel Taylor Coleridge.

»Ganz genau. Doch nehmen wir an, der Matrose wäre im Besitz eines Zauberstabs gewesen, den er einfach nur über einen Eimer Meerwasser hätte halten müssen, um daraus Süßwasser

zu machen.«

»Sein Schiff wäre nicht verloren gewesen.«

»Und nun übertragen Sie dieses Gleichnis auf viele Millionen Eimer.«

»Das globale Dürreproblem wäre gelöst«, sagte Austin. »Fast siebzig Prozent der Weltbevölkerung lebt in maximal achtzig Kilometern Entfernung vom Meer.«

»Richtig«, sagte Francesca. Ihre Stimmung hellte sich ein wenig auf.

»Soll das heißen, Sie *haben* einen solchen Zauberstab?«

»Etwas beinahe genauso Gutes. Ich habe ein revolutionäres Verfahren entwickelt, um Meerwasser zu entsalzen.«

»Ihnen dürfte bekannt sein, dass es sich bei der Entsalzung schwerlich um ein neues Konzept handelt«, wandte Sandecker ein.

Francesca nickte. »Schon die alten Griechen haben sich mit diesem Thema beschäftigt, und entsprechende Anlagen wurden überall auf der Welt errichtet, viele davon im Mittleren Osten. Es gibt verschiedene Methoden, aber sie sind alle kostspielig. Mit meiner Arbeit habe ich einen radikal *neuen* Ansatz verfolgt und sämtliche alten Techniken über Bord geworfen. Mein Ziel war ein effizienter und billiger Prozess, der auch dem ärmsten Wüstenbauern zugänglich sein würde. Denken Sie nur mal an die Folgen! Wasser wäre praktisch kostenlos zu haben. Heutige Einöden würden zu Zentren der Zivilisation heranwachsen.«

»Bestimmt haben Sie auch die unerwünschten Konsequenzen bedacht«, sagte Sandecker. »Billiges Wasser würde nicht nur die Entwicklung fördern, sondern auch zu einem Bevölkerungsanstieg und der damit verbundenen Umweltverschmutzung führen.«

»Ich habe sogar sehr lange und gründlich darüber nachgedacht, Admiral Sandecker, aber die Alternativen waren weitaus

erschreckender. Eine ordentlich gesteuerte Entwicklung wäre die unbedingte Voraussetzung, bevor einem ein Land gestattet werden dürfte, mein Verfahren zu nutzen.«

»Demnach waren Ihre Forschungen also von Erfolg gekrönt«, sagte Austin.

»O ja, in vollem Umfang. Ich war auf dem Weg zu einer internationalen Konferenz, um dort ein funktionsfähiges Modell vorzustellen. An einem Ende konnte man Salzwasser hineinschütten, und am anderen Ende kam Süßwasser heraus. Zugleich wurde Energie erzeugt, und es fielen praktisch keine Abfallprodukte an.«

»Ein derartiger Prozess würde einen nahezu unermesslichen Wert besitzen.«

»Zweifellos. Mir lagen Angebote vor, die mich sofort zur Millionärin gemacht hätten, aber ich wollte meine Arbeit den Völkern der Welt unentgeltlich zur Verfügung stellen.«

»Wie großzügig von Ihnen. Sie sagen, es habe Angebote gegeben. Wusste denn jemand von Ihren Ergebnissen und Absichten?«

»Sobald ich die Vereinten Nationen um eine Teilnahmeerlaubnis für die Konferenz gebeten hatte, war es ein offenes Geheimnis.« Sie dachte nach. »Etwas ist mir schon immer seltsam vorgekommen. Es wussten mittlerweile viele Leute von meinem Verfahren. Diejenigen, die mich entführen wollten, wären bei dem Versuch, von meiner Arbeit finanziell zu profitieren, doch sofort aufgefliegen.«

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, wandte Austin ein. »Womöglich wollte man Ihre Arbeit in die Hände bekommen, um den Prozess vor dem Rest der Welt geheim zu halten.«

»Aber warum sollte jemand der Menschheit einen solchen Segen vorenthalten wollen?«

»Vielleicht sind Sie zu jung, um sich daran zu erinnern«, sag-

te Sandecker, der dem Gespräch aufmerksam gefolgt war, »aber vor einigen Jahren kam das Gerücht auf, ein Erfinder habe einen Automotor entwickelt, der nur einen Liter Benzin auf hundert Kilometer verbrauchen oder gar mit Wasser funktionieren würde. Die Einzelheiten sind nicht weiter wichtig. Angeblich haben die Ölfirmen seine Pläne aufgekauft und in der Schublade versenkt, um weiterhin Gewinne einstreichen zu können. Die ganze Geschichte stammt aus zweifelhafter Quelle, aber verstehen Sie, was ich damit sagen will?«

»Wer sollte die armen Staaten denn davon abhalten wollen, in den Genuss von billigem Wasser zu kommen?«

»Dank unserer Nachforschungen sind wir Ihnen gegenüber im Vorteil, Dr. Cabral. Lassen Sie mich Ihnen eine hypothetische Frage stellen. Mal angenommen, Sie würden den weltweiten Süßwasservorrat kontrollieren. Wie würde es Ihnen gefallen, wenn plötzlich ein Verfahren auftauchte, das jedermann den Zugang zu billigem Wasser gestattet?«

»Meine Methode würde Ihrem hypothetischen Wassermopol ein Ende bereiten. Aber das ist eine rein akademische Frage. Es ist *schlichtweg* unmöglich, dass jemand die Wasservorkommen der ganzen Welt in der Hand hat.«

Sandecker und Austin sahen sich an. Kurt fuhr anstelle des Admirals fort.

»In den letzten zehn Jahren ist viel passiert, Dr. Cabral. Ich werde mich jetzt nicht mit Einzelheiten aufhalten, aber wir haben herausgefunden, dass ein riesiger multinationaler Konzern namens Gogstad Corporation sehr kurz davor steht, genau auf diesem Gebiet eine weltweite Monopolstellung zu erlangen.«

»Unmöglich!«

»Ich wünschte, das wäre es.«

Francescas Miene verhärtete sich. »Dann muss Gogstad hinter dem Entführungsversuch stecken und mir zehn Jahre meines Lebens gestohlen haben.«

»Wir haben keinen stichhaltigen Beweis dafür«, sagte Austin, »aber es deuten zumindest zahlreiche Indizien darauf hin. Übrigens, haben Sie schon mal von einer Substanz namens Anasazium gehört?«

Francesca sackte vor Überraschung buchstäblich der Unterkiefer herunter, doch sie gewann ihre Fassung schnell wieder zurück. »Gibt es eigentlich irgendetwas, das Ihr Leute von der NUMA *nicht* wisst?«

»Leider eine ganze Menge. Über diese Substanz wissen wir zum Beispiel nur, dass sie sich merkwürdig auf das Wasserstoffatom auswirken kann.«

»Das ist ihre vordringlichste Eigenschaft. Es handelt sich um eine überaus komplexe Wechselwirkung, und das Material ist die bedeutendste Grundlage meines Entsalzungsverfahrens. Nur wenige Leute wissen überhaupt von seiner Existenz. Es ist sehr selten.«

»Wie sind Sie darauf gestoßen?«

»Durch Zufall. Ich habe ein obskures Thesenpapier gelesen, dessen Verfasser früher als Physiker in Los Alamos beschäftigt war. Statt mich einer Verbesserung der existierenden Entsalzungsmethoden zu widmen, wollte ich das Problem von vornherein lieber auf molekularer oder sogar atomarer Ebene angehen. Ich hatte noch keine Lösung gefunden, bis ich von dieser Substanz hörte. Daraufhin setzte ich mich mit dem Autor des Artikels in Verbindung. Der Wissenschaftler befand sich im Besitz einer kleinen Menge des Materials und war bereit, sich davon zu trennen, als ich ihm erzählte, zu welchem Zweck ich es nutzen wollte.«

»Wieso ist das Zeug so selten?«

»Aus mehreren Gründen. Da Anasazium anscheinend keinen wirtschaftlichen Nutzen besaß, gab es kaum Bedarf dafür. Außerdem ist der Veredelungsprozess ziemlich kompliziert. Und schließlich liegt das wichtigste Abbaugebiet in einer afrikani-

schen Krisenregion, in der ständig Krieg herrscht. Mir standen einige Unzen zur Verfügung, was für ein funktionsfähiges Modell ausgereicht hat. Mein Vorschlag hätte gelaute, dass die Nationen der Welt mit vereinten Kräften genug Anasazium produzieren, um einige Pilotprojekte zu installieren. Gemeinsam ließe sich eine ausreichende Menge der Substanz innerhalb kurzer Zeit herstellen.«

»Gogstad hat vor der mexikanischen Küste eine unterseeische Anlage betrieben, die einer gewaltigen Explosion zum Opfer gefallen ist.«

»Erzählen Sie mir ein wenig mehr von dieser Anlage.« Austin fasste die Vorgänge knapp für sie zusammen, angefangen mit dem Tod der Wale. Er beschrieb den Fund des zylindrischen Behälters nach der Explosion und erläuterte, wie sie auf die Deltaflügler gestoßen waren, Sandecker steuerte Informationen über den geheimen Einsatz in Sibirien bei.

»Eine fantastische Geschichte. Schade nur, dass die Wale gestorben sind«, sagte Francesca bekümmert. »Mein Verfahren setzt Hitze frei, die in Energie umgewandelt werden kann. Das Material ist bisweilen instabil und könnte sich unter gewissen Umständen in einen gefährlichen Sprengstoff verwandeln. Diese Leute müssen versucht haben, meinen Entsalzungsprozess nachzuvollziehen, ohne jedoch etwas von der Unbeständigkeit der Substanz zu wissen. Wie sind sie an das Anasazium gelangt?«

»Das wissen wir nicht«, sagte Austin. »Wir vermuten, dass eine größere Menge davon existiert, aber der genaue Ort ist uns nicht bekannt.«

»Wir müssen es finden, damit ich meine Forschungsarbeit fortsetzen kann«, drängte Francesca.

»Es gibt sogar einen noch wichtigeren Grund«, warf Sandecker ein.

»Das kann ich mir kaum vorstellen«, sagte sie reserviert.

»Warten Sie's ab, Dr. Cabral, warten Sie's ab. Ihre Arbeit wird



unerheblich sein, falls Godstads Pläne aufgehen. Wer das Süßwasser der Erde kontrolliert, hat alles und jeden in der Hand.«

»Das klingt, als würden Sie von einer Weltherrschaft reden, Admiral Sandecker.«

»Wieso nicht? Napoleon und Hitler sind gescheitert, aber ihre Versuche basierten auf Waffengewalt, und letztlich war ihnen ein Widersacher militärisch überlegen.« Er zog an seiner Zigarre und schaute dem Rauch hinterher. »Die Globalisierungsgegner, die gegen die Welthandelsorganisation und den Internationalen Währungsfonds auf die Straße gehen, haben nicht ganz Unrecht. Von diesen Einrichtungen geht zwar keine unmittelbare Gefahr aus, aber es ist einfacher geworden, als einzelner Konzern einen ganzen Wirtschaftssektor zu dominieren.«

»So eine Art globaler Al Capone?«, fragte Austin.

»Es gibt gewisse Ähnlichkeiten. Capone hatte keinerlei Bedenken, seine Konkurrenten skrupellos aus dem Weg zu räumen, und er besaß ein hervorragendes Organisationstalent. Seine Wirtschaftsmacht verlieh ihm politischen Einfluss. Dabei ist illegaler Alkohol natürlich etwas ganz anderes als Wasser. Wasser ist absolut lebenswichtig. Wer die Zuteilung von Wasser kontrolliert, verfügt somit auch über *absolute* politische Macht. Wer wird gegen jemanden aufbegehren, der nach Belieben ganze Staaten dem Tod durch Verdursten ausliefern kann? Und deshalb behaupte ich mit allem nötigen Respekt, Dr. Cabral, dass es wichtigere Dinge gibt, um die wir uns zuerst kümmern müssen.«

»Sie haben Recht, Admiral Sandecker«, räumte Francesca ein. »Falls Gogstad die Hauptquelle des Anasaziums entdeckt, hat der Konzern auch mein Verfahren in der Hand.«

»Intelligenz und Schönheit sind doch wahrlich eine herrliche Kombination«, sagte Sandecker mit unverhohlener Begeisterung. »Die junge Dame hat genau meine Befürchtung zum Ausdruck gebracht. Es ist unbedingt erforderlich, dass wir dieses

lange verschollene Depot noch vor Gogstad finden.«

»Ich habe mir über die Suche nach dem Ort Gedanken gemacht, als Sie mich vorhin angerufen haben. Ich brauche ein wenig Unterstützung.«

»Kein Problem. Das gesamte Potenzial der NUMA steht zu Ihrer Verfügung, und was wir nicht selbst haben, besorgen wir anderweitig.«

»Joe und ich sollten so bald wie möglich nach Alaska aufbrechen.«

»Aber bevor Sie sich Hals über Kopf in den Yukon stürzen, müssen wir noch einen anderen Punkt besprechen. Diese Ansammlung von Tankschiffen, von der Joes Reporterfreund berichtet hat, gibt mir zu denken. Was halten Sie davon?«

»Vielleicht hat Gogstad vor, große Mengen Wasser aus Alaska an einen Ort mit entsprechendem Bedarf zu verschiffen. Angeblich bestehen entsprechende Verträge mit China.«

»Vielleicht«, sagte Sandecker. Er klang nicht überzeugt. »Ich spreche mal mit Rudi Gunn. Eventuell können er und Yaeger etwas Licht ins Dunkel bringen. Während Sie und Joe versuchen, den Deltaflügler ausfindig zu machen, können Rudi und Hiram sich auf dieses andere Rätsel konzentrieren.«

»Ich bereite alles vor«, sagte Austin und stand auf. »Soll ich Sie noch zur Tür begleiten, Dr. Cabral?«

»Gern. Und bitte nennen Sie mich doch Francesca«, sagte sie und machte sich mit ihm auf den Weg zum Aufzug.

»Aber nur, wenn Sie mich Kurt nennen. Übrigens, bevorzugen Sie die koreanische, thailändische, italienische oder einfach die gute alte amerikanische Küche?«

»Pardon?«

»Hat Ihnen das denn niemand erzählt?«, fragte er mit gespielter Verwunderung. »Das Abendessen gehört zum Austin-Rettungspaket. Ich hoffe, Sie geben mir keinen Korb. Wer weiß,

wie lange ich mich ab morgen von Walspeck und Walrosssteaks ernähren muss.«

»In dem Fall nehme ich Ihre Einladung natürlich gern an. Wäre neunzehn Uhr Ihnen recht?«

»Sehr sogar. Bis dahin habe ich noch jede Menge Zeit, um unsere Reise nach Alaska in die Wege zu leiten.«

»Dann also bis nachher. Wie Sie wissen, wohne ich bei den Trouts. Koreanisch wäre prima.«

Austin verabschiedete sich von Francesca in der Lobby des NUMA-Gebäudes, in der aus dem Zentrum des seegrünen Bodens ein riesiger Globus aufragte. Die Halle war in der Form eines Atriums angelegt und wurde von mehreren Wasserfällen und Aquarien eingerahmt, in denen sich exotische und farbenprächtige Meerespflanzen und Tiere tummelten. Dann kehrte Kurt in sein Büro im dritten Stock zurück, unterrichtete Zavala per Telefon von dem Treffen mit Sandecker und arrangierte den Transport für die Reise.

Francesca wartete bereits auf ihn, als er beim Haus der Trouts in Georgetown eintraf, um sie abzuholen. Er plauderte lange genug mit Paul und Gamay, um nicht unhöflich zu erscheinen, und fuhr dann zu seinem bevorzugten koreanischen Restaurant in Alexandria, das sich hinter einer unscheinbaren Fassade verbarg.

Austin empfahl seinem Gast, *belogi* zu bestellen, dünne marinierte Fleischstreifen, die auf einer heißen Platte direkt am Tisch zubereitet wurden. Normalerweise war das eines seiner Lieblingsgerichte, doch diesmal kam er kaum dazu, das Essen zu genießen, so sehr war er von Francesca gefesselt. Sie trug ein schlichtes, verwaschenes Jeanskleid, dessen hellblaue Farbe ihren dunklen Teint und ihr langes, volles Haar, in dem sich das Sonnenlicht gefangen zu haben schien, besonders vorteilhaft zur Geltung brachte. Es fiel Kurt schwer, das Bild dieser kultivierten und schönen Frau, die an dem unkomplizierten Vergnügen eines geschmackvollen Mahls sichtlich Gefallen fand, mit der Ge-

schichte in Einklang zu bringen, die er über ihre Herrschaft als weiße Göttin über primitive Indios gehört hatte. Sie wirkte entspannt und völlig gelöst, doch sogar während Austin gemeinsam mit ihr darüber lachte, wie ungeschickt sie mit den Essstäbchen hantierte, konnte er sich nicht von dem Gefühl befreien, das er bei ihrem ersten Zusammentreffen verspürt hatte. Die Zeit im Dschungel hatte Spuren bei ihr hinterlassen, trotz des zivilisierten Anscheins, den Francesca nunmehr erweckte. Er sah es ihren katzenhaft graziösen Bewegungen an und auch dem wachsamem Blick ihrer dunklen Augen. Austin fühlte sich von dieser Eigenschaft gleichsam fasziniert und angezogen, und er schwor sich, nach dem Ende seiner Mission möglichst viel Zeit mit Francesca zu verbringen.

Umso schwerer fiel es ihm, sich schon relativ früh an diesem Abend wieder von ihr zu verabschieden. Es gebe vor der Abreise nach Alaska noch viel zu erledigen, erklärte er. Als er Francesca vor dem Haus der Trouts absetzte, fragte er, ob sie nach seiner Rückkehr erneut mit ihm ausgehen würde.

»Danke, sehr gern sogar«, sagte sie. »Ich habe vor, eine Zeit lang in Washington zu bleiben, und hoffe, dass wir uns unterdessen etwas besser kennen lernen können.«

»Bis dann also«, sagte Austin. »Zeit und Ort werden noch bekannt gegeben.«

Sie lächelte und hauchte ihm einen flüchtigen Kuss auf die Lippen. »Einverstanden.«

Dank Sandeckers Unterstützung konnte Austin problemlos einen NUMA-Jet organisieren. Mit achthundert Kilometern pro Stunde raste die türkisfarbene Cessna Citation Ultra in Richtung Anchorage, nachdem sie zuvor in Sah Lake City einen Tankstopp eingelegt hatte. Der Flug dauerte die ganze Nacht, und als sie ihr Zwischenziel erreichten, fielen soeben die ersten rosigen Sonnenstrahlen auf die Gipfel der Chugach Mountains am Rande von Alaskas größter Stadt, die manche der Einheimischen Los Anchorage nannten. Nach nur wenigen Minuten stiegen sie wieder auf und hielten auf Nome zu, den Endpunkt ihrer Reise.

Kurz nach dem Start des NUMA-Jets in Anchorage kehrte Zavala mit zwei dampfenden Kaffeebechern aus der Bordküche zurück. Austin studierte eine alte Karte, die auf dem Klapptisch zwischen den Sitzen lag. Er konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf ein faustförmiges Stück Land, dessen »Knöchel« in Richtung der früheren UdSSR wiesen, die nur wenige Meilen entfernt auf der anderen Seite der Beringstraße lag.

Joe nahm Kurt gegenüber Platz, nippte an seinem Kaffee und blickte aus dem Fenster auf die gewaltige Landmasse, die unter ihnen lag. Zwischen den vereinzelt Zirkuswolken waren schwarze Berge zu sehen, die von Flüssen und dichten Wäldern eingerahmt wurden.

»Was für eine unglaubliche Weite«, merkte Zavala träge an. »Hast du eine Ahnung, welchen Ort wir von Nome aus ansteuern müssen?«

Austin lehnte sich zurück, verschränkte die Hände im Nacken und starrte ins Leere. Sein breiter Mund verzog sich zu einem ironischen Grinsen. »Mehr oder weniger«, sagte er.

Zavala wusste, dass sein Partner keinesfalls geheimnisvoll tat. Austin mochte es einfach nicht, überrascht zu werden. Wan-

nimmer die Zeit es zuließ, sammelte er sorgfältig zunächst alle Fakten, bevor er handelte. Joe deutete nach unten. »Bestimmt weißt du schon, dass wir eher mit mehr als mit weniger zu rechnen haben.«

»Ungefähr mit anderthalb Millionen Quadratkilometern, falls ich richtig informiert bin. Ich mache mir keine Illusionen darüber, dass uns eine ungeheure Aufgabe erwartet. Wir könnten bis ins Rentenalter suchen und nicht das Geringste finden.« Er runzelte nachdenklich die Stirn. »Daher habe ich beschlossen, von den uns bekannten Fakten auszugehen, anstatt mir den Kopf über offene Fragen zu zerbrechen.«

Zavala begriff sofort, was er meinte. »Wir kennen das Ziel in der Sowjetunion.« Er wies auf die Karte, wo der Nordwesten Alaskas sich mit den stumpfen Fingern seiner zerklüfteten Küstenlinie in Richtung Asien streckte. In grauer Vorzeit hatte dort eine Landbrücke bestanden. »Wie groß war die statistische Reichweite des Deltaflüglers?«

»Rund viertausendachthundert Kilometer, bei einer Geschwindigkeit von ungefähr achthundert Kilometern pro Stunde. Dabei gehe ich davon aus, dass die Tankkapazität für diese Mission so weit wie möglich erhöht wurde.«

»Außerdem besteht die Möglichkeit einer Luftbetankung«, sagte Zavala.

»Daran habe ich auch gedacht, aber ich glaube, dass man die Operation so einfach und kurz wie möglich halten wollte, um nicht entdeckt zu werden.«

Austin nahm einen spitzen Bleistift zur Hand und zog einen Bogen von Barrow zum Yukondelta.

Joe stieß einen leisen Pfiff aus. »Jeder Punkt in dieser Region könnte trotzdem mehr als tausend Kilometer neben dem Ziel liegen. Das ist immer noch ziemlich viel.«

»Ja, das Gebiet ist größer als manche Staaten«, räumte Austin ein. »Deshalb habe ich eine fundierte Annahme getroffen. Die

Beteiligten wollten diesen verrückten Plan so geheim wie möglich halten. Die Errichtung einer neuen Basis wäre aber teuer und zeitaufwendig gewesen und hätte, was am wichtigsten ist, womöglich unerwünschte Aufmerksamkeit erregt.«

Zavala schnippte mit den Fingern. »Man hat einen bereits existierenden Stützpunkt benutzt.«

Austin nickte. »Während des Zweiten Weltkriegs strotzte Alaska geradezu vor Geschützstellungen und Flugbasen, weil man Angst vor einer japanischen Invasion hatte. Jeder rote Punkt auf der Karte bezeichnet ein Flugfeld aus jener Zeit.«

Zavala dachte darüber nach. »Was ist, wenn der besagte Stützpunkt auch damals schon geheim war?«

»Das war er, zumindest bis jetzt.« Austin deutete mit dem Bleistift auf Nome und zog einen großen Kreis um die Stadt. »Die gesuchte Basis befindet sich hier, obwohl ich zugebe, dass es sich angesichts meiner vielen Mutmaßungen dennoch um einen Schuss ins Blaue handelt.«

Zavala betrachtete die Karte und verzog den Mund zu seinem berühmten Lächeln. »Warum bist du dir bezüglich des Gebiets so sicher? Es kommen noch Dutzende anderer Ecken in Betracht.«

»Ein Gespenst war so nett, mir ein wenig zu helfen.« Austin griff in seine Jackentasche und holte ein kleines spiralgebundenes Notizbuch daraus hervor. Der braune Umschlag war abgenutzt, doch man konnte noch immer die Aufschrift »U.S. Army Air Force« und den Namen direkt darunter entziffern. Kurt reichte das Buch an Joe weiter. »Das ist das Tagebuch von Buzz Martins Vater, dem Piloten des Deltaflüglers auf dessen letzter Mission.«

Zavala lachte erfreut auf. »Du hättest Zauberer werden sollen. Dieses Kaninchen kommt genau zum richtigen Zeitpunkt aus deinem Hut.«

»Genau genommen, ist es mir von selbst in den Schoß ge-

sprungen. Im Anschluss an das Treffen zwischen Sandecker und LeGrand ist die CIA bei ihren Nachforschungen auf Martins persönliche Habe gestoßen. Offenbar hatte man es damals sehr eilig mit der Vernichtung eventuellen Belastungsmaterials und ist nicht gründlich genug vorgegangen. Buzz hat das Notizbuch in einer Tasche der Uniform seines Vaters entdeckt. Er dachte, es könnte vielleicht wichtige Informationen enthalten, und hat es mir kurz vor unserer Abreise aus Washington gegeben.«

Zavala blätterte die welligen Seiten durch. »Ich sehe hier aber keine detaillierte Karte.«

»Du hast doch nicht tatsächlich geglaubt, dass es so einfach sein würde, oder?« Austin nahm das Buch zurück und schlug eine Seite auf, die er mit einem gelben Index-Haftstreifen versehen hatte. »Martin war ein guter Soldat. Er wusste, dass es gefährlich sein kann, zu viel preiszugeben. Der Großteil des Tagebuchs beschäftigt sich mit seiner Sehnsucht nach Frau und Kind. Aber ein paar Sachen hat er uns dennoch verraten. Hier, lass mich dir den ersten Absatz vorlesen:

*An meine geliebte Frau Pbyllis und meinen Sohn Buzz.*

*Vielleicht werdet ihr dies eines Tages lesen. Die Zeit wurde mir lang, und so habe ich auf dem Weg nach No-Name mit diesem Tagebuch begonnen. Falls die hohen Tiere von meinen Aufzeichnungen wüssten, würden sie mir die Hölle heiß machen. Diese Sache ist sogar noch geheimer als das Manhattan-Projekt. Man hat mir oft genug klar gemacht, ich sei bloß ein dämlicher Luftkurier und solle gefälligst meine Befehle befolgen, ohne Fragen zu stellen. Manchmal komme ich mir fast wie ein Strafgefangener vor. Ich und der Rest der Besatzung stehen unterständiger Beobachtung. Vermutlich ist dieses Tagebuch meine Art zu sagen: He, ich bin ein Mensch. Zu essen gibt es genug, Phyllis, denn ich weiß ja, wie sehr du dich um meine Ernährung sorgst. Viel gutes frisches Fleisch und Fisch. Eine Nissenhütte ist wirklich nicht die geeignete Behausung für den eisigen Norden. Zwar rutscht der Schnee vom Dach, aber Wellblech*



*hält die Wärme so gut wie gar nicht. Wir müssen Tag und Nacht den Holzofen anfeuern. Ein Iglu wäre weitaus besser. Der versteckte Hangar des Flugzeugs ist hingegen mit allen Schikanen ausgestattet. Bitte verzeih mein Gejammer. Ich bin froh, dieses Baby fliegen zu dürfen! Noch immer kann ich kaum glauben, dass eine so große Maschine sich wie ein Jagdflugzeug manövrieren lässt. So wird eindeutig die Luftfahrt der Zukunft aussehen.*

Austin hielt inne. »Dann erzählt er von seinem Heimweh und wie sehr er sich darauf freut, wieder bei seiner Familie sein zu können.«

»Schade, dass es nicht mehr dazu kommen sollte. Er hatte keine Ahnung, dass er nicht nur ein Gefangener, sondern ein zum Tode Verurteilter war.«

»Martin war weder der erste noch der letzte Patriot, der für etwas geopfert wurde, das nach Ansicht seiner Vorgesetzten ein höheres Ziel darstellte. Leider bleibt ihm auch die befriedigende Erfahrung verwehrt, dass sein kleines Tagebuch uns den Weg nach No-Name weisen wird.«

»Dieser Ortsname ist sogar noch obskurer als ›irgendwo im Pazifik‹, wie es früher in den Wochenschauen häufig hieß.«

»Das dachte ich anfangs auch, bis mir eine Geschichte eingefallen ist, die ich mal gelesen habe. Anscheinend hat Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein britischer Marineoffizier von See aus einen Landstrich in Alaska gesichtet, der nicht auf der Karte verzeichnet war, und deswegen ›?Name‹ eingetragen. Der Zeichner der Admiralität, der später eine Kopie der Karte anfertigen sollte, hielt das Fragezeichen für ein C und das a in Name für ein o. So wurde aus No Name erst Cape Nome und später Nome. Hier ist noch etwas:

*Reise von Seattle hierher ereignislos. Flugzeug lässt sich traumhaft gut beherrschen. Bin dreißig Minuten hinter Notlame gelandet.«*

»Wie hoch war doch gleich die Reisegeschwindigkeit des Deltaflüglers?«, fragte Zavala.

»Zwischen sechshundertfünfzig und achthundert Kilometer pro Stunde.«

»Das würde einen Kreis von drei- bis vierhundert Kilometern Radius um Nome bedeuten.«

»Den gleichen Schluss habe ich daraus auch gezogen. Jetzt wird es interessant:

*Habe unseren Stützpunkt zum ersten Mal aus der Luft betrachtet und den Jungs erzählt, dass er wie Dougs Nase aussieht.«*

»Ducks Nase? Meint er Donald Duck?«

»Nein, Doug, der Vorname.«

»Damit kommen ja nur noch ein paar Millionen Kerle in Betracht«, stellte Zavala resignierend fest.

»Ja, ich weiß, ich habe im ersten Moment genauso reagiert, aber hör dir den Rest an:

*Jetzt noch eine Maiskolbenpfeife, und fertig ist die alte Adler-nase.«*

»Douglas MacArthur. Wer könnte je dieses Profil vergessen?«

»Vor allem, wenn der Betreffende selbst im Zweiten Weltkrieg gekämpft hat. Von Nome aus sind es nur zweihundertfünfzig Kilometer bis Russland. Ich dachte, es könnte sich lohnen, ein paar Satellitenbilder anzufordern. Während du bei unserem Nachtflug friedlich geschnarcht hast, habe ich die Fotos mit einer Lupe abgesucht.«

Er reichte die Aufnahmen an Zavala weiter, der sie ein paar Minuten in Augenschein nahm und dann den Kopf schüttelte. »Ich kann nichts entdecken, das wie ein Adlerschnabel aussieht.«

»Ich habe auch nichts dergleichen gefunden. Wie ich schon

sagte, einfach wird das nicht.«

Sie waren noch immer mit den Bildern und der Karte beschäftigt, als der NUMA-Pilot ihnen mitteilte, dass sie sich im Landeanflug auf Nome befanden. Kurt und Austin packten ihre Ausrüstung zusammen. Als die Maschine auf dem Rollfeld des kleinen, aber modernen Flughafens zum Stehen kam, waren sie aufbruchbereit. Ein Taxi brachte sie auf einer der drei zweispurigen Schotterstraßen von Nome in die Stadt. Trotz des hellen Sonnenscheins wirkte die flache, baumlose Tundra recht langweilig, wenngleich in einiger Entfernung die Kigluaik Mountains zu sehen waren. Das Taxi fuhr auf der Front Street, die direkt an den blaugrauen Wassern des Beringmeers verlief, vorbei an dem hundert Jahre alten Rathaus, das jedes Jahr als Ziel des Iditarod Hundeschlittenrennens diente, und setzte sie schließlich am Boots- und Fischereihafen ab, wo bereits ihr voll getanktes, gemietetes Wasserflugzeug wartete.

Zavala war mehr als begeistert von der Maschine, einer einmotorigen Maule M-7 mit kurzen Start- und Landewegen. Während Joe das Flugzeug einer Überprüfung unterzog, kaufte Kurt in Fat Freddie's Diner einige Sandwiches und Kaffee. Sie reisten mit leichtem Gepäck, das im Wesentlichen aus Kleidung bestand, obwohl Austin darüber hinaus seinen zuverlässigen Bowen-Revolver eingepackt hatte. Zavalas Wahl war auf eine Ingram-Maschinenpistole gefallen, die eine Feuergeschwindigkeit von mehreren hundert Schuss pro Minute besaß. Auf die Frage, wofür er denn im einsamen Norden eine solch tödliche automatische Waffe benötige, hatte Joe etwas von Grizzlybären gemurmelt.

Zavala ließ die Maule in nordöstlicher Richtung dem Küstenverlauf folgen. Sie flogen ziemlich tief und kamen mit einer Geschwindigkeit von zweihundertachtzig Kilometern pro Stunde voran. Es war zwar wolkig, aber der in der Gegend um Nome übliche Regen blieb aus. Binnen kürzester Zeit spielte sich zwischen Kurt und Joe eine bestimmte Prozedur ein: Austin be-

nannte ein viel versprechend wirkendes Stück Land, woraufhin Zavala es einige Male umkreiste. Zur Kennzeichnung der überprüften Gebiete schraffierte Kurt sie mit dem Bleistift auf seiner Karte. Das anfängliche Jagdfieber verblasste ziemlich schnell, während die Maschine mit eintönigem Brummen Meile um Meile der zerklüfteten Küste hinter sich ließ. Das öde Gelände wurde nur hin und wieder durch einen schmalen Fluss oder einen flachen Schmelzwassertümpel unterbrochen.

Zur Unterhaltung rezitierte Austin Gedichte von Robert Service, die Zavala dann ins Spanische übersetzte. Doch sogar »The Shooting of Dan McGrew« vermochte die Eintönigkeit ihres Vorhabens nicht zu unterbrechen. Joes sonst so gute Laune ließ langsam nach. »Wir haben bis jetzt Papageienschnäbel, Taubenschnäbel und sogar einen Schildkrötenschnabel gesehen, aber keine Spur von einem Adler«, murnte er.

Austin musterte die schraffierten Flächen auf der Karte. Der Großteil der Küste lag noch vor ihnen.

»Wir haben noch jede Menge Arbeit zu erledigen. Ich würde gern weitermachen. Was meinst du?«

»Von mir aus gern, aber das Flugzeug wird bald neuen Sprit brauchen.«

»Wir sind vor kurzem an einem Fischerdorf vorbeigekommen. Was hältst du von einer Mittagspause für uns und einem Tankstopp für die alte Betsy?«

Wortlos flog Zavala eine weite Kehre. Wenig später stießen sie auf den schon bekannten Fluss und folgten ihm ungefähr zehn Minuten lang, bis sie eine Ansammlung von Sperrholzhütten sichteten. Am Ufer lagen zwei Wasserflugzeuge vertäut. Joe suchte sich ein gerades Stück Flusslauf, ging in den Sinkflug über und ließ die Maschine mit einer nahezu perfekten Landung auf dem Wasser aufsetzen. Dann glitt er bis an einen verwitterten Steg heran. Ein stämmiger junger Mann, dessen Gesicht rund wie ein Vollmond war, erwartete sie bereits und warf ihnen

eine Halteleine zu.

»Willkommen in Tinook Village, Bevölkerungszahl einhundert-siebenundsechzig, zumeist miteinander verwandt«, sagte er mit einem Lächeln, das strahlte wie Neuschnee im Sonnenschein. »Ich bin Mike Tinook.«

Es schien ihn nicht zu überraschen, dass plötzlich zwei Fremde vom Himmel fielen, um sein entlegenes Dorf zu besuchen. Bei den hier üblichen riesigen Entfernungen flogen manche der Leute schon deshalb hundertfünfzig Kilometer, um ein simples Frühstück einzunehmen. Vielleicht war der außer in Anchorage so rare zwischenmenschliche Kontakt dafür verantwortlich, dass die meisten Einheimischen schon innerhalb der ersten fünf Minuten einer neuen Bekanntschaft erzählten, wie es sie in den Norden verschlagen hatte. Mike berichtete von seiner Kindheit im Dorf, dem Job als Flugzeugmechaniker in Anchorage und der Rückkehr nach Hause.

Austin erklärte, dass er und Joe Angehörige der National Underwater and Marine Agency seien.

»Ich hab Sie gleich für Leute von der Regierung gehalten«, stellte Mike fest. »Für Ölmänner oder Jäger sind Sie zu sauber und für Touristen zu selbstsicher. Vor ein paar Jahren ist schon einmal ein Team der NUMA hier vorbeigekommen. Es ging um irgendwelche Forschungen in der Tschuktschensee. Was bringt Sie in das Land der Mitternachtssonne?«

»Wir führen eine Art geologische Vermessung durch, aber ich muss gestehen, dass wir bislang kaum Erfolg gehabt haben«, sagte Austin. »Wir suchen nach einem Stück Land, das ins Wasser ragt und wie der Schnabel eines Adlers geformt ist.«

Tinook schüttelte den Kopf. »Das da drüben ist mein Flugzeug. Wenn ich nicht zum Fischen gehe oder dabei helfe, mich um die Rentierherde zu kümmern, bin ich oft in der Luft, aber diese Beschreibung kommt mir nicht bekannt vor. Lassen Sie uns zum Laden gehen. Da können wir einen Blick auf die Karte

werfen.« Sie stiegen ein paar wacklige Stufen hinauf und betraten den Holzschuppen. Es handelte sich um eine für Alaska typische Gemischtwarenhandlung, eine Kreuzung aus Lebensmittelgeschäft, Apotheke, Haushaltswaren- und Geschenkartikelladen sowie Ausstatter für das Leben in der Wildnis. Die Kunden bekamen hier Insektensprays, Konservendosen, Ersatzteile für Schneemobile und Videokassetten.

Tinook suchte eine Wandkarte der Region ab. »Nein, da sieht nichts aus wie ein Adlerschnabel.« Er kratzte sich am Kopf. »Vielleicht sollten Sie mal mit Clarence reden.«

»Clarence?«

»Ja. Er ist mein Großvater und viel herumgekommen. Außerdem mag er Besuch.«

Austins Blick schweifte durch den Raum. Er wollte so schnell wie möglich wieder aufbrechen. Während er noch nach einem tunlichst diplomatischen Weg suchte, Tinooks Angebot abzulehnen, ohne den Mann zu brüskieren, fiel ihm ein Gewehr auf, das an der Wand hinter dem Tresen hing. Er trat näher, um es genauer zu betrachten. Es war ein M1-Karabiner, die Einheitswaffe der US-Infanterie im Zweiten Weltkrieg. Kurt hatte schon öfter Gewehre dieses Typs gesehen, aber das Exemplar dort vor ihm befand sich in einem außergewöhnlich guten Zustand.

»Ist das Ihre Waffe?«, fragte er Tinook.

»Mein Großvater hat sie mir gegeben, aber ich gehe lieber mit meinem eigenen Gewehr auf die Jagd. Zu dem Ding gibt es eine besondere Geschichte. Sind Sie sicher, dass Sie nicht doch mit Clarence reden möchten? Es könnte sich für Sie lohnen.«

Zavala bemerkte Austins wiedererwachtes Interesse. »Ich hätte nichts dagegen, mir noch ein wenig länger die Beine zu vertreten. Zum Glück müssen wir uns keine Gedanken darüber machen, ob wir rechtzeitig vor Einbruch der Dunkelheit wieder zurück sind.«

Joe hatte Recht. Die Tage hier dauerten gegenwärtig mehr als

zweiundzwanzig Stunden, und auch nach Sonnenuntergang herrschte allenfalls eine kurze Periode der Dämmerung.

Mike führte sie über eine schlammige Straße an weiteren Baracken vorbei. Sie sahen einige rundgesichtige Kinder, schlafende Huskys und Gestelle, auf denen rote Streifen Lachsfleisch zum Trocknen in der Sonne lagen. Dann stieg ihr Führer die Treppe zu einer der kleineren Hütten nach oben und klopfte an die Tür. Von drinnen forderte sie jemand zum Eintreten auf. Sie fanden sich im einzigen Raum der Behausung wieder. Es roch nach brennendem Holz und dem Fleischgericht, das auf einem kleinen Herd kochte. Die spärliche Einrichtung des Zimmers bestand ansonsten aus einem Etagenbett in einer der Ecken sowie einem Tisch, über den man ein rotweiß kariertes Wachstuch gebreitet hatte. Am Tisch saß ein Mann, der so alt wie ein Gletscher zu sein schien, und bemalte gewissenhaft eine ungefähr fünfzehn Zentimeter hohe, aus Holz geschnitzte Eisbären-Statuette. Vor ihm aufgereiht standen noch einige andere, bereits fertig bemalte Figuren, die Wölfe und Adler darstellten.

»Grandpa, diese Männer würden gern die Geschichte über dein Gewehr hören.«

Die dunklen, ostasiatisch wirkenden Augen des Alten sprühten vor Intelligenz, und sein humorvolles Gesicht legte sich in tausend kleine Falten. Clarence trug eine dunkel gerahmte Brille und hatte sein dichtes silbriges Haar ordentlich zur Seite gescheitelt. Sein Mund verzog sich zu einem breiten Grinsen, und obwohl er mindestens achtzig Jahre alt sein musste, war sein Händedruck fest wie ein Schraubstock. Er sah aus, als könnte er noch immer ganz allein einen Seelöwen niederringen.

»Ich muss zurück zum Laden«, sagte sein Enkel und machte wieder kehrt. »Ich lasse inzwischen Ihr Flugzeug auftanken.«

»Diese Figuren sind für einige Andenkenläden in Anchorage bestimmt«, sagte der alte Mann und räumte den Eisbären und die Farben beiseite. Seine Stimme war sanft wie eine seichte

Brise und nicht etwa dröhnend laut, wie man angesichts seiner stämmigen Statur hätte vermuten können. »Schön, dass Sie vorbeigekommen sind. Das Mittagessen ist gerade fertig.« Er wies auf zwei klapprige Stühle, ignorierte den höflichen Protest seiner Gäste und befüllte drei angeschlagene, bunt gemusterte Porzellanschalen mit Eintopf. Dann aß er demonstrativ etwas davon, als wolle er eventuelle Bedenken über seine Kochkünste zerstreuen. »Wie schmeckt es Ihnen?«

Austin und Zavala probierten vorsichtig und bekundeten ihre ehrliche Begeisterung.

»Ist das Karibu?«, fragte Joe.

Wortlos griff der alte Mann in einen Abfalleimer und holte daraus eine Eintopfdose hervor, wie es sie in jedem Supermarkt zu kaufen gab.

»Mike ist ein guter Junge«, sagte Clarence. »Er und seine Frau versorgen mich mit Fertiggerichten, damit ich nicht selbst zu kochen brauche. Sie fürchten, dass ich nach dem Tod meiner Frau vereinsamen könnte. Ich freue mich über Besucher, aber ich möchte Sie beide natürlich keineswegs langweilen.«

Austin sah sich im Zimmer um. Die Wände waren mit primitiven Harpunen und einigen einheimischen Kunstgegenständen geschmückt. Neben einer Furcht erregenden Walrossmaske hing in völlig unpassendem Kontrast ein Druck von Norman Rockwell, auf dem ein Junge in der Praxis eines Zahnarztes zu sehen war. Überdies entdeckte Kurt zahlreiche Familienfotos, darunter einige von einer stämmigen, stattlichen Frau, bei der es sich vermutlich um die verstorbene Gattin des Alten handelte. Völlig fehl am Platz wirkte hingegen ein Computer, der in einer der Ecken stand. Grandpa Tinook bemerkte Austins amüsierten Blick. »Schon erstaunlich«, sagte er. »Mit Hilfe der Satellitenverbindung lernen unsere Kinder viel über den Rest der Welt. Und ich kann mich dank dieser Maschine mit allen möglichen Leuten unterhalten und bin nie allein.«



Clarence war durchaus kein alter dummer Schwätzer, folgerte Kurt. Es tat ihm Leid, dass er ursprünglich nach einer Ausrede gesucht hatte, um das Treffen zu vermeiden. »Falls Sie nichts dagegen haben, würden wir jetzt sehr gern Ihre Geschichte hören«, sagte er.

Grandpa Tinook löffelte geräuschvoll den Rest seines Eintopfs aus, stellte das schmutzige Geschirr in die Spüle und setzte sich wieder. Dann kniff er die Augen zusammen, als müsse er sich die Einzelheiten mit Mühe ins Gedächtnis rufen. Doch schon bei den ersten Worten wurde klar, dass er diese Erzählung schon häufiger zum Besten gegeben hatte.

»Vor vielen Jahren war ich eines Tages draußen auf der Jagd. Ich habe Forellen und Lachse geangelt, Füchse gefangen und manchmal sogar ein Karibu erwischt; irgendwas war immer dabei, wenn ich mit meinem kleinen Aluminiumboot und dem guten Motor aufgebrochen bin, und so kam ich ziemlich weit in der Gegend herum. An jenem Tag war es zu spät, um noch heimzukehren, und so habe ich, wie schon häufiger, auf dem alten Flugfeld übernachtet.«

Austin und Zavala sahen sich an. In Alaska gab es jede Menge Flugplätze, die mitunter diesen Namen kaum verdient hatten.

»Wo lag dieses Flugfeld?«, fragte Kurt.

»Ein Stück weiter nördlich. Es war ein Überbleibsel aus dem Großen Krieg. Früher legten Flugzeuge auf dem Weg nach Russland dort einen Zwischenstopp ein, und es gab einige Zepeline, um nach U-Booten Ausschau zu halten. Mittlerweile war nicht allzu viel mehr davon übrig. Es gab eine Hütte, in der ich ein Feuer entzünden konnte, so dass ich es warm und trocken hatte. Außerdem konnte ich meine Beute dort lagern und in Ruhe räuchern, bis es an der Zeit war, mich wieder auf den Heimweg zu machen.«

»Wie lange ist das jetzt her?«

»Ach, so ungefähr fünfzig Jahre. Mein Gedächtnis ist auch

nicht mehr so gut wie früher. Ich weiß aber noch, dass man mir eines Tages verboten hat, den Ort weiterhin aufzusuchen.«

»*Man?*«

Der alte Mann nickte. »Monatelang hatte ich niemanden dort gesehen. Dann landete eines Tages ein Flugzeug mit zwei Männern, gerade als ich dabei war, einige Forellen zuzubereiten. Weiße Männer, sehr grimmig. Sie zeigten mir ihre Ausweise und sagten, sie würden zur Regierung gehören. Dann wollten sie wissen, was ich dort verloren hatte. Ich hab ihnen etwas von dem Fisch angeboten, und da wurden sie schon sehr viel freundlicher. Sie sagten, auf diesem Stützpunkt sei ein großes Geheimnis geplant, und ich könne jetzt leider nicht mehr dorthin kommen. Allerdings würden sie mir so viel Frischfleisch und Fisch abkaufen, wie ich ihnen liefern könnte. Einer der beiden hat mir zu diesem Zweck das Gewehr gegeben, das Sie vorhin gesehen haben. In der nächsten Zeit habe ich Ihnen dann jede Menge Fleisch und Fisch gebracht, jedoch nie bis zur Basis. Wir haben uns immer auf halbem Weg getroffen.«

»Sind Ihnen dort irgendwelche Flugzeuge aufgefallen?«

»Na klar, andauernd. Einmal war ich auf der Jagd und hörte ein Geräusch wie von hundert Wildwassern. Es stammte von einem Flugzeug, das war so groß wie unser ganzes Dorf und hatte eine ziemlich merkwürdige Form.«

»Was für eine Form?«

Er ging zur Wand und nahm eine der Harpunen. »Ungefähr so«, sagte er und deutete auf die scharfe Metallspitze.

Austin sah ihn unverwandt an. »Wie lange haben Sie diese Männer mit Wild beliefert?«

»Etwa sechs Monate, glaube ich. Eines Tages kamen sie an und sagten, sie brauchten jetzt nichts mehr. In Zukunft sollte ich mich von dem Flugfeld fernhalten, um nicht auf eine Mine zu treten. Das Gewehr durfte ich behalten. Dann sind sie Hals über Kopf verschwunden.«

»Wir suchen eine alte Basis, deren Standort wie der Schnabel eines Adlers aussieht, aber wir können sie nicht finden«, sagte Zavala.

»Oh, dann reden wir über denselben Ort. Das Eis und der Wind haben so manche Veränderung bewirkt, und im Sommer treten die Flüsse über die Ufer und überfluten einen Teil des Landes. Natürlich sieht es dort heute längst nicht mehr so aus wie früher. Haben Sie eine Karte dabei?«

Kurt holte sie aus seiner Jacke hervor und entfaltete sie.

Grandpa Tinooks dicker Zeigefinger legte sich auf einen Teil der Küste, der bereits mit Bleistift schraffiert war. »Genau hier«, sagte er.

»Wir müssen direkt darüber hinweggeflogen sein«, sagte Zavala.

»Übrigens«, warf Austin ein, »haben diese Männer Ihnen je ihre Namen genannt?«

»Klar. Sie haben gesagt, sie seien Tick und Trick.«

Zavala kicherte. »Ich schätze, Track konnte leider nicht kommen.«

Der alte Mann zuckte die Achseln. »Ich kannte Donald-Duck-Comics noch von früher, als ich von Anchorage aus zur See gefahren bin. Die beiden haben wahrscheinlich gedacht, ich hätte mein Leben lang nur Walspeck gefressen. Ich habe sie in dem Glauben gelassen.«

»Das war vermutlich eine weise Entscheidung.«

»Wie ich schon sagte, die Männer sahen ziemlich grimmig aus, obwohl wir uns im Laufe der Zeit recht gut angefreundet haben. Ich bin dann später noch einmal zu der Basis zurückgekehrt. Das mit den Minen sollte mich bloß abschrecken, glaube ich. Irgendwie sah dort alles so aus, als wolle man etwas Giftiges in Einsamkeit verrotten lassen.« Er hielt nachdenklich inne. »Vielleicht können Sie es mir ja verraten. Eines habe ich mich

nämlich all die Jahre gefragt. Was war dieses große Geheimnis? Ein Angriff auf Japan kann es nicht gewesen sein. Der Krieg war damals schon eine Weile vorbei.«

»Manche Menschen können ohne Krieg nicht existieren«, erwiderte Austin. »Falls der eine aufhört, suchen sie sich eben einen anderen.«

»Klingt ziemlich verrückt für mich, aber was weiß ich denn schon? Warum wollen Sie beide diesen alten Stützpunkt aufsuchen?«

Austin wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Er hätte behaupten können, sie müssten unbedingt eine seltsame Substanz namens Anasazium bergen, bevor Gogstad schneller war und viel Unheil in aller Welt anrichten konnte. Doch er hatte den Verdacht, dass seine wirklichen Beweggründe tiefer lagen. Die Geschichte von Buzz Martins Vater ließ ihn nicht mehr los und beleidigte seinen Sinn für Gerechtigkeit. »Wissen Sie«, sagte er schließlich, »da ist vor vielen Jahren ein kleiner Junge zur Beerdigung seines Vaters gegangen, und dabei war sein Vater gar nicht tot.«

Der alte Mann nickte ernst, als hätte Austin sich absolut unmissverständlich geäußert.

Kurt war in Gedanken bereits mit der bevorstehenden Aufgabe beschäftigt. »Vielen Dank, dass Sie uns Ihre Geschichte erzählt haben«, sagte er und stand auf. »Und auch für das Mittagessen.«

»Warten Sie«, sagte Clarence. Er betrachtete die von ihm geschnitzten Holzfiguren, entschied sich für zwei davon und reichte sie an die beiden NUMA-Männer weiter. »Nehmen Sie diese als Geschenk. Den Bär, weil er stark, und den Wolf, weil er schlau ist.«

Austin und Zavala bedankten sich für seine Großzügigkeit.

»Da Sie durch mich von der Lage jenes Ortes erfahren haben, beruhigt es ein wenig mein Gewissen, Ihnen nun auch etwas

Glück mit auf den Weg geben zu können. Ich habe so eine Ahnung, dass Sie bestimmt Verwendung dafür finden werden, falls Sie tatsächlich beabsichtigen, den alten Stützpunkt aufzusuchen.«

Offenbar hatte sich beim ersten Überflug die blendend helle Sonne so stark im Wasser gespiegelt, dass Kurt und Joe den Adlerschnabel schlichtweg nicht identifizieren konnten. Man sah lediglich ein schmales, zerklüftetes Stück Tundra, das sich halbmondförmig in eine Bucht erstreckte, deren Umriss einer Birne glich. Zavala flog eine Kurve, sodass unter der halb durchsichtigen Wasserfläche die dunklen Konturen von General MacArthurs Nase erkennbar wurden. Austin reckte den Daumen hoch. *Das ist es.* Dann drehte er die Hand, so dass der Daumen nach unten wies. *Landen.*

Joe ließ die Maschine in weitem Bogen tiefer sinken und flog die Halbinsel in ungefähr sechzig Metern Höhe einmal auf voller Länge ab. Die gebogene Landzunge maß mehr als anderthalb Kilometer und war knapp halb so breit. An ihren Rändern hatte sich schwarzer Morast abgelagert und ebenso wie die Auswirkungen von Wind und Eis dazu beigetragen, die ursprüngliche Form zu verändern.

»Versuch mal, uns so dicht wie möglich an diese Moränen heranzubringen«, sagte Austin und deutete auf die flachen, von einem Gletscher abgelagerten Geröllhügel, die sich genau am Übergang zwischen Halbinsel und Festland befanden.

Zavala tippte sich an den Rand seiner NUMA-Baseballmütze. »Kein Problem. Dieses Baby kann auf einem Stecknadelkopf wassern. Achtung, es folgt nun eine Bilderbuchlandung!«

Das fliegerische Können seines Partners stand für Austin außer Zweifel, denn immerhin verfügte Zavala über eine langjährige Erfahrung am Steuerknüppel der unterschiedlichsten Maschinen. Manchmal jedoch sah Austin beim Gedanken an Joe unwillkürlich Snoopy vor sich, der so tat, als wäre seine Hundehütte ein uralter Doppeldecker. Er verdrängte das Bild, derweil Zavala ein weiteres Mal über der geplanten Landebahn kreiste,

in einen lang gezogenen Gleitflug übergang und die Geschwindigkeit reduzierte, bis die Schwimmer des Flugzeugs das flache Wasser berührten.

Alles schien glatt zu gehen, bis auf einmal unter ihren Füßen ein lauter Schlag ertönte, gefolgt von dem gequälten Kreischen reißenden Metalls. Im selben Moment wurde die Maschine herumgerissen wie die Gondel eines Karussells und die beiden Männer wurden wie Stoffpuppen in ihre Gurte gepresst. In einem merkwürdig schiefen Winkel kam das schleudernde Flugzeug schließlich zum Stehen. Zavala hatte zwar plötzlich keine Luft mehr bekommen, aber dennoch erfolgreich den Motor abgeschaltet.

Während der Propeller langsam auslief, betastete Austin vorsichtig seinen Kopf, um sich zu vergewissern, dass er nach wie vor auf seinen Schultern saß. »Falls das eine Bilderbuchlandung war, möchte ich lieber nicht wissen, was du unter schwierigen Bedingungen angerichtet hättest. Wie war das doch gleich mit dieser Geschichte über den Stecknadelkopf?«

Zavala rückte erst seine Mütze und dann die verspiegelte Sonnenbrille zurecht. »Tut mir Leid«, sagte er ungewöhnlich kleinlaut. »Heutzutage sind Stecknadeln anscheinend größer als früher.«

Austin schüttelte den Kopf und schlug vor, gemeinsam den Schaden zu begutachten. Sie stiegen hinaus auf die Schwimmer und wurden sofort vom örtlichen Empfangskomitee begrüßt. Eine Wolke aus raubvogelgroßen und überaus blutrünstigen Alaskastechmücken trieb sie zurück ins Cockpit. Erst nach einer ausgiebigen Behandlung mit Cutters hochgiftigem Insektenschutz wagten sie sich erneut nach draußen. Sie stiegen vom Flugzeug in das rund einen halben Meter tiefe Wasser und untersuchten das verbogene und aufgerissene Metall des rechten Schwimmers.

»Wir müssen uns für die Mietfirma eine gute Erklärung aus-

denken, aber wenigstens werden wir wieder starten können«, sagte Joe. Dann watete er auf ihrer imaginären Landebahn zurück. Kurz darauf beugte er sich vor. »He, sieh dir das mal an«, rief er.

Austin kam zu ihm und betrachtete prüfend eine Metallstange, die bis wenige Zentimeter unter die Wasseroberfläche reichte. Die frische Bruchstelle am oberen Ende glänzte hell, und dünne Stromkabel hingen heraus.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte Kurt. »Ich glaube, das Ding gehört zur Befeuerung einer Landebahn.«

»Auf die untrügliche Zielsicherheit eines Zavala ist eben stets Verlass«, erwiderte Joe, als hätte er das Leuchtfeuer mit Absicht gerammt. Er suchte weiter und fand innerhalb weniger Minuten das nächste dieser Lichter. Diesmal waren die gläserne Abdeckung und die Fassung der Glühlampe noch intakt.

Austin nahm die nähere Umgebung in Augenschein und versuchte, sich zu orientieren. Er konnte leicht nachvollziehen, wie so man ausgerechnet diesen entlegenen Fleck als Standort für ein geheimes Flugfeld ausgewählt hatte. Das Gelände hier war schon von Natur aus so flach wie das Oberdeck eines Flugzeugträgers und musste kaum planiert werden. Er sah zu den Hügeln hinüber, wo die Sonne sich glitzernd in einem filigranen Muster aus Bächen spiegelte, die allesamt den flachen See speisten, unter dem die Landebahn verborgen lag.

Kurt und Joe holten ihre Rucksäcke aus dem Flugzeug und hängten sie sich über die Schultern. Dann wateten sie auf die etwa vierhundert Meter entfernten Hügel zu. Wenngleich ihre Füße in den Stiefeln trocken blieben, klatschte das Wasser gegen ihre undurchlässigen Gore-Tex-Hosen. Zum Glück betrug die Temperatur deutlich mehr als zehn Grad. Der See wurde immer flacher und verwandelte sich in sumpfigen Morast. Dann knirschte der Dauerfrostboden unter ihren Sohlen, während gleichzeitig vereinzelte Flecken voller Butterblumen, wilder



Krokusse und Mohnblumen auftauchten. Sie entdeckten noch weitere Leuchtfeuer, die alle geradlinig in Richtung der Hügel verliefen. An einem Punkt blieben Austin und Zavala stehen und schauten einem großen Schwarm Eiderenten hinterher, der wie eine dunkle Rauchwolke über das Sumpfland zog. Hinzu kam eine unwirkliche Stille, und sie fühlten sich wie auf der Oberfläche eines fremden Planeten.

Schließlich erreichten sie den Fuß einer steilen Böschung. Der Kamm des lang gestreckten Hügels war gerundet, sodass die Form der Erhebung einem großen Brotlaib glich. Durch den dichten Pflanzenbewuchs schimmerten einige schwarze Felsflächen, die von Flechten und Moos überwuchert waren. Es kam Austin irgendwie merkwürdig vor, dass diese Anhöhe so völlig allein und mehrere hundert Meter von den anderen Hügeln entfernt vor ihnen aufragte. Er wies Zavala darauf hin.

»Ist dir auch schon aufgefallen, wie flach das gesamte Gelände hier ist, abgesehen von diesem einen Buckel?«

»Falls ich ein Geologe wäre, könnte ich dir vielleicht eine Erklärung liefern.«

»Ich dachte eigentlich mehr an die Befeuerung der Landebahn. Sie führte genau auf die Flanke dieses Hügels zu.«

Nachdenklich betrachtete er eine der Felspartien, näherte sich ihr bis auf wenige Zentimeter und strich mit den Fingern über die schimmernde Oberfläche. Dann klappte er die große Klinge seines Schweizer Armeemessers aus und kratzte damit über den vermeintlichen Stein. Aus der obersten Schicht löste sich dünnes Stück von der Größe seiner Handfläche. Er untersuchte das Material, grinste und reichte es an Zavala weiter.

»Farbe«, stellte Joe erstaunt fest und fuhr mit der Hand über die freigelegte Stelle des Hügels, die hell glänzte. »Vernietete Bleche. Da hat sich jemand mit der Tarnung aber reichlich Mühe gegeben.«

Austin wich einige Schritte zurück und richtete den Blick auf

die Oberkante der Erhebung. »Clarence Tinook hat gesagt, von hier aus seien früher Zeppeline gestartet. Vielleicht stehen wir vor einem Luftschiffhangar.«

»Das würde einen Sinn ergeben und außerdem zu unserer Theorie passen, dass man einen bereits vorhandenen Stützpunkt benutzt hat. Die nächste Frage lautet, wie wir hineingelangen.«

»Sag doch einfach ›Sesam, öffne dich‹, und warte ab, was passiert.«

Zavala trat zurück und rief den berühmten Befehl aus *Ali Baba und die vierzig Räuber*. Als nichts geschah, wiederholte er den Satz auf Spanisch, ebenfalls vergeblich.

»Kennst du sonst noch irgendwelche Zauberformeln?«, fragte er Austin.

»Das war leider mein gesamtes Repertoire«, erwiderte Kurt und zuckte die Achseln.

Sie gingen zur Rückseite des Hangars. Aus dem Boden ragten die Fundamente mehrerer kleiner Gebäude auf, bei denen es sich ursprünglich um Nissenhütten gehandelt haben konnte. Auf einer Art Müllhalde fanden sich Berge verrosteter Konserven und Glasscherben, doch ein Zugang zum Hügel war auch hier nicht zu entdecken.

Schließlich stolperte Zavala im wahrsten Sinne des Wortes über den Eingang.

Austin befand sich einige Schritte vor seinem Partner, als dieser plötzlich einen Schrei ausstieß. Kurt fuhr herum. Joe schien wie vom Erdboden verschluckt. Wie sich kurz darauf herausstellte, war das tatsächlich die Erklärung für sein Verschwinden, denn von irgendwoher drang eine geisterhafte, herzhaft auf Spanisch fluchende Stimme an Austins Ohren. Er ging vorsichtig einige Schritte zurück und entdeckte Zavala in einem tiefen Loch, das völlig überwuchert gewesen war. Austin hatte es knapp verfehlt und nicht bemerkt.

»Bist du in Ordnung?«, rief Kurt.

Als Antwort folgten zunächst einige weitere Flüche. »Ja, das ganze Gestrüpp über dieser verdammten Grube hat meinen Sturz gedämpft. Komm nach unten. Da sind ein paar Stufen.«

Austin gesellte sich zu ihm. Das Loch war ungefähr zweieinhalb Meter tief, und in einer der Wände befand sich eine mit großen Nieten versehene Stahltür, die ein kleines Stück offen stand.

»Lass mich raten«, sagte Kurt. »Die untrügliche Zielsicherheit eines Zavala.«

»Was denn sonst?«, entgegnete Joe.

Aus seinem Rucksack holte Austin einen kleinen, aber leuchtstarken Halogenstrahler hervor. Mit einigem Körpereinsatz gelang es ihnen, die Tür geräuschvoll zu öffnen. Dann trat Kurt ein, dicht gefolgt von Zavala. Ein eisiger, stinkender Luftzug wehte ihnen entgegen, als stünden sie vor der Gebläseöffnung der Klimaanlage eines Mausoleums. Im Schein der Lampe wurde ein Gang sichtbar, dessen Betonwände die Kälte des Dauerfrostbodens noch zu verstärken schienen. Kurt und Joe zogen die Reißverschlüsse ihrer Jacken bis zum Kinn hoch und folgten dem Korridor.

Zu beiden Seiten des unterirdischen Bunkers zweigten mehrere Türen ab. Austin leuchtete jeweils kurz in die Räume hinein. Rostige Bettgestelle und verfaulte Matratzenreste wiesen eines der Zimmer als Schlafsaal aus. Dann folgten eine Küche und ein Vorratsraum. In der letzten Kammer war eine Funkzentrale untergebracht.

»Man hatte es offenbar sehr eilig«, stellte Zavala fest. Die zerschmetterten Vakuumröhren und Gehäuse sahen aus, als habe man sie mit einem Vorschlaghammer bearbeitet.

Sie gingen weiter den Flur entlang und trafen auf eine große, rechteckige Öffnung im Boden, deren einstiges Abdeckgitter mittlerweile durchgerostet war. Austin leuchtete in den tiefen

Schacht hinunter. »Vielleicht so eine Art Belüftung oder Heizung.«

»Ich muss die ganze Zeit daran denken, dass Clarence Tinook ausdrücklich vor Minen gewarnt worden ist«, sagte Zavala.

»Hoffen wir mal, dass es sich um eine erfundene Geschichte handelt, mit der man die Jäger und Fischer von hier fern halten wollte«, sagte Austin. »Vielleicht hat er ja auch Mimen gesagt.«

»Dann hätte ich erst recht Angst.«

Der Gang endete vor einer kurzen Treppe und einer weiteren Stahltür. Inzwischen mussten sie sich unter dem Hangar befinden. Hinsichtlich der versteckten Sprengladungen war Austin sich alles andere als sicher, und so atmete er tief durch, bevor er die Tür öffnete und den nächsten Raum betrat. Die Veränderung war sofort deutlich zu spüren. Hier drinnen war die Kälte nicht ganz so schneidend und die Luft weniger moderig als in dem Betonbunker. Dafür roch es überwältigend nach Benzin, Öl und heißem Metall.

An der Wand rechts neben der Tür befand sich ein Schalter, über dem in Schablonenschrift »Generator« stand. Austin nickte Zavala zu, woraufhin dieser den Hebel nach unten klappte. Zuerst geschah überhaupt nichts. Dann ertönte irgendwo in der Dunkelheit ein Klicken, gefolgt von einigen stotternden Fehlzündungen, mit denen letztlich ein Motor hustend und zögernd zum Leben erwachte. Hoch über ihnen glommen einige Lampen auf, wurden immer heller und erleuchteten die gewölbte Decke einer riesigen künstlichen Höhle. Zavala verschlug es vor ehrfürchtigem Staunen die Sprache. Dort vor ihnen stand ein Gebilde, das wie der schwarz geflügelte Rächer einer altnordischen Sage aussah. Joe näherte sich dem gekrümmten Rumpf des Flugzeugs, streckte den Arm aus und berührte vorsichtig eine der vertikalen Flossen, die aus den Flügelspitzen nach unten ragten.

»Herrlich«, flüsterte er verzückt, als wäre von einer schönen

Frau die Rede. »Ich habe von diesem Ding gelesen und auch einige Bilder gesehen, aber ich hatte ja keine Ahnung, wie prächtig es ist.«

Austin ging zu ihm und ließ den Anblick der gewaltigen Form aus geschwungenem Aluminium auf sich einwirken. »Entweder ist das hier Batmans Höhle, oder wir haben tatsächlich den verschollenen Phantom-Deltaflügler entdeckt«, sagte er.

Zavala trat unter den Rumpf. »Ich habe mich ein wenig mit dieser Maschine beschäftigt. Die Flossen wurden erst später hinzugefügt, als man von Propellermotoren auf Düsentriebwerke umgestiegen ist. Der Abstand zwischen den beiden Tragflächen spitzen beträgt ungefähr zweiundfünfzig Meter.«

»Das ist halb so lang wie ein Fußballfeld«, sagte Austin. Zavala nickte. »Es war das größte Flugzeug seiner Zeit, obwohl zwischen vorderer und hinterer Bordwand nur rund fünfzehn Meter liegen. Achte mal auf die Strahltriebwerke. In der ursprünglichen Ausführung waren alle acht in den Rumpf integriert. Hier jedoch hat man zwei davon unter den Tragflächen montiert, um zusätzlichen Platz für Treibstofftanks zu gewinnen. Das passt zu deiner Theorie, es habe Modifikationen zur Erhöhung der Reichweite gegeben.«

Sie gingen zur Vorderseite der Maschine. Aus diesem Blickwinkel wirkte die nach hinten gebogene aerodynamische Linienführung sogar noch beeindruckender. Obwohl das Flugzeug mehr als zweihundert Tonnen wog, schien es beinahe leichtfüßig auf seinem dreiteiligen Fahrgestell zu ruhen.

»Mit der Konstruktion dieser Lady hat Jack Northrop sich wirklich selbst übertroffen«, sagte Kurt.

»Absolut. Sieh dir nur diese schlanke Silhouette an. Sie bietet kaum Angriffsfläche für ein Radar. Man hat ihr sogar einen schwarzen Anstrich verpasst, genau wie später bei den Tarnkappenbomben. Lass uns einsteigen«, schlug Joe begeistert vor.

Über eine Leiter erreichten sie eine Luke im Bauch der Ma-

schine und folgten von dort aus einer kurzen Rampe. Das Cockpit war genauso unkonventionell wie alles andere an diesem Flugzeug. Zavala nahm auf dem Drehsessel des Piloten Platz und betätigte einen Hebelmechanismus, um den Sitz knapp anderthalb Meter nach oben bis unter eine halbrunde Plexiglaskanzel zu pumpen. Dann schaute er sich in Ruhe um. Er befand sich ein kleines Stück links von der Mittelachse des Flugzeugs. Zwischen ihm und dem Platz des Kopiloten, der etwas tiefer saß, waren die üblichen Schalter und Instrumente angebracht. Die Gashebel befanden sich über seinem Kopf, ähnlich wie bei der Catalina und anderen Flugboottypen der Navy.

»Die Sicht ist fantastisch«, schwärmte Joe. »Man kommt sich vor wie in einem Jagdflugzeug.«

Austin hatte rechts von ihm die Stelle des Kopiloten eingenommen. Seine Sichtfenster waren direkt in die Vorderkante der Maschine eingelassen. Während Zavala mit den Fingern liebevoll über die Instrumente strich, machte Kurt sich an die Erkundung des restlichen Innenraums. Der Bordingenieur saß entgegen der Flugrichtung vor einer beeindruckenden Kontrolltafel ungefähr drei Meter hinter dem Kopiloten. Von hier aus hatte man keine Sicht nach draußen. Austin hielt diese Anordnung zwar für etwas ungeschickt, doch es beeindruckte ihn, wie viel Bewegungsfreiheit den Männern blieb. Ein kleiner Schlafraum im Bug sowie eine winzige Küche ließen erkennen, dass dieses Flugzeug für Langstreckenmissionen gedacht war. Er setzte sich auf den Platz des Bombenschützen, starrte aus dem Fenster und versuchte sich vorzustellen, wie tief unter ihm die öde sibirische Tundra vorüberzog. Dann kroch er in die Bombenschächte. Als er ins Cockpit zurückkehrte, saß Zavala immer noch auf dem Pilotensessel und spielte an den Instrumenten herum.

»Bist du fündig geworden?«, fragte Joe.

»Leider nein«, erwiderte Austin. »Die Halterungen in den Bombenschächten sind leer.«

»Keine Kanisterbomben?«

»Nicht mal ein mit Wasser gefüllter Ballon.« Er lächelte Zavala an. »Du hast dich wohl in das alte Mädchen verguckt, was?«

Joe grinste begehrllich. »Es war Liebe auf den ersten Blick. Ich hatte schon immer eine Schwäche für ältere Frauen. Achte drauf. Dieses Baby steht noch voll im Saft.« Er betätigte einige Schalter. Die Skalen und Anzeigen wurden in rötliches Licht getaucht.

»Die Maschine ist ja betankt und startbereit«, stellte Austin ungläubig fest.

Zavala nickte. »Vermutlich wird sie über den Generator mit Strom versorgt. Es gibt keinen Grund, warum die ganze Technik nicht mehr funktionieren sollte. Hier im Hangar ist es kalt und trocken, und bis zur Aufgabe des Stützpunkts wurde das Flugzeug erstklassig in Schuss gehalten.«

»Apropos Stützpunkt. Wir sollten uns mal ein wenig umsehen.«

Widerstrebend verließ Zavala das Cockpit. Sie stiegen aus der Maschine und folgten dem Verlauf der Hangarwand. Man hatte alles eindeutig auf eine möglichst effiziente Wartung des Deltaflüglers ausgelegt. In unmittelbarer Umgebung der Maschine fanden sich hydraulische Hebebühnen und Kräne, Testgeräte sowie Treibstoff- und Ölpumpen. Joe blieb staunend vor einer Wand voller Werkzeuge stehen. Sie waren so sauber wie chirurgische Instrumente. Austin steckte den Kopf in einen Lageraum. Er schaute sich um und rief nach Zavala.

Im Innern des Raums ragten vom Boden bis zur Decke Regale auf, in denen wiederum Dutzende glänzender Zylinder lagen, die alle dem Exemplar glichen, das vor der Baja California im Wasser getrieben hatte. Vorsichtig nahm Austin einen der Behälter aus dem Regal und wog ihn in der Hand.

»Der ist sehr viel schwerer als die leere Büchse bei mir im

Büro.«

»Anasazium?«

»Die untrügliche Zielsicherheit eines Austin«, sagte Kurt lächelnd. »Du musst zugeben, dass wir eigentlich nur deshalb hergekommen sind.«

»Schon möglich. Aber ich kann gut verstehen, wieso Martin so begeistert von der Maschine dort draußen gewesen ist.«

»Hoffentlich nimmt deine Liebesgeschichte nicht ein genauso fatales Ende. Wir müssen uns jetzt überlegen, wie es weitergehen soll.«

Zavala musterte den Inhalt des Lagerraums. »Die Maule ist nicht groß genug, um all das Zeug zu transportieren.«

»Es war ein langer Tag«, sagte Austin. »Lass uns nach Nome zurückkehren. Vor dort aus können wir Verstärkung anfordern. Lass uns außerdem nachschauen, ob es nicht einen anderen Ausgang gibt. Ich möchte ungern noch mal durch diesen Bunker.«

Sie kehrten zur Vorderseite des Deltaflüglers zurück. Die Maschine stand zur breiten Seite des Hangars ausgerichtet, genau auf die Landebahn zu. "Joe drehte den Knauf einer Tür, die nach draußen führen musste, aber sie war anscheinend vollständig zugewuchert und ließ sich nicht öffnen. Ein großer Teil der Wand sah so aus, als könne er wie ein Garagentor nach oben kippen. Austin entdeckte einen Wandschalter, der mit der Aufschrift »Tür« bezeichnet war. Beim Generator hatte es bereits geklappt, also legte er auch hier den Hebel um. Das Summen mehrerer Motoren erfüllte die Halle, dann ertönte ein lautes Quietschen und Rattern sowie das Kreischen von Metall auf Metall. Der Mechanismus stemmte sich gegen den Pflanzenbewuchs, der inzwischen die gesamte Außenseite bedeckte. Endlich riss das Tor sich frei und rumpelte dröhnend in eine komplett geöffnete Position.

Es war fast Mitternacht und die Sonne teilweise untergegan-



gen, sodass die Landschaft in bleigraues Licht getaucht wurde. Die beiden Männer traten nach draußen und drehten sich um. Noch während sie das seltsame Flugzeug in seinem Hangar betrachteten, der gemäß der Beschreibung von Buzz Martins Vater tatsächlich »mit allen Schikanen« ausgestattet war, hörten sie hinter sich auf einmal ein lästiges Knattern. Sie schauten nach oben und sahen einen großen Helikopter, der wie ein Raubvogel aus dem Himmel herabstieß.

Der Hubschrauber überflog das Wasserflugzeug, hielt an und blieb ein kurzes Stück dahinter an Ort und Stelle schweben. Dann drehte er sich um hundertachtzig Grad, und an seiner Vorderseite blitzte etwas auf. Unmittelbar darauf verschwand das Flugzeug in einer blendend hellen, gelbroten Explosion. Eine schwarze Rauchwolke stieg empor, und die Tundra wurde im Umkreis von einigen hundert Metern erleuchtet, weil jetzt ein Scheiterhaufen loderte, wo kurz zuvor noch eine Maule M7 gewesen war.

»Ich glaube, unsere Kaution für das Mietflugzeug ist soeben verfallen«, sagte Zavala.

Nachdem das erste Werk vollbracht war, schwang der Helikopter abermals herum, sodass seine Nase nun in Richtung des Hangars wies. Austin und Zavala hatten einige Sekunden völlig verblüfft ausgeharrt. Jetzt begriff Kurt, wie verwundbar sie waren. Sie rannten auf das offene Tor zu, derweil im selben Moment der Hubschrauber wieder beschleunigte. Aus den Maschinengewehren an seinen Kufen zuckten weiße Flammenzungen, und die Projektile ließen Wasser und Schlamm aufspritzen, während sie sich in tödlicher Zwillingsreihe den beiden laufenden Gestalten näherten.

Austin und Zavala erreichten den Schutz der Halle, und Kurt legte sofort den Torhebel um. Erneut setzten Motoren und Mechanismus sich knirschend in Bewegung und begannen, die Luke langsam zu schließen. Der Helikopter landete in einiger Entfernung. Männer in dunkelgrünen Uniformen sprangen heraus

und rückten mit automatischen Waffen auf den Hangar vor.

Leider hatte Zavala seine Maschinenpistole im Flugzeug zurückgelassen. Austin zog die Bowen und gab ein paar ungezielte Schüsse in Richtung der Angreifer ab, um sich etwas Respekt zu verschaffen. Dann schloss die Luke sich mit einem lauten Knall, und das Gewehrfeuer von draußen war kaum noch zu hören.

»Wir sollten lieber die Hintertür verriegeln«, sagte Austin und machte sich eilends auf den Weg zur Rückseite des Hangars.

Sie liefen durch den Korridor bis zum hinteren Eingang des Bunkers. Der Riegel der Tür war durchgerostet und ließ sich nicht anderweitig ersetzen. In der Hoffnung, die Gegner würden ebenso dämlich wie unerschrocken sein, zerrten sie eine der Matratzen aus dem Schlafsaal und bedeckten damit den Lüftungsschacht im Boden des Flurs, so dass sich daraus eine behelfsmäßige Fallgrube ergab. Dann eilten sie zurück in den Hangar und verbarrikadierten den Zutritt. Alles war ruhig, doch sie machten sich im Hinblick auf ihre Sicherheit keine Illusionen. Offenbar wollten die Angreifer den Deltaflügler nicht beschädigen, aber ein paar gut platzierte Raketen oder Sprengladungen würden die Metallwände des Hangars aufreißen wie den Deckel einer Sardinenbüchse.

»Wer sind diese Kerle?«, fragte Zavala und bemühte sich, wieder etwas Atem zu schöpfen.

Jemand hämmerte laut von außen gegen die Hangarwand, als wolle er sie auf ihre Festigkeit überprüfen. Austins Blick schweifte quer durch die Halle.

»Das werden wir bald herausfinden, wenn ich mich nicht irre.«

Die nächste Stufe der Belagerung wurde durch einen ohrenbetäubenden Knall angekündigt, der von jedem einzelnen Quadratcentimeter der Stahlwand widerhallte, als handle es sich bei dem Hangar um eine riesige Glocke. Durch ein Loch hoch oben in der Vorderseite der Halle regneten heiße Metallfragmente und brennende Pflanzenreste hinein. Dahinter war etwas Tageslicht zu erkennen, wenngleich der größte Teil der Explosion durch die in Jahrzehnten angewachsene Schicht aus Erde und Vegetation abgefangen worden war.

Austin sah zu der gezackten Öffnung empor. »Die zielen ziemlich hoch, um nicht das Flugzeug zu treffen. Wahrscheinlich wollen sie uns erschrecken.«

»Das machen sie schon ganz gut«, sagte Zavala. »Ich bin zu Tode erschrocken.«

Genau genommen, sah er alles andere als verängstigt aus. Wäre er tatsächlich dermaßen leicht in Panik zu versetzen, hätte er das Team für Sonderaufgaben schon längst verlassen müssen. Ruhig sah er sich im Hangar um und suchte nach einer Möglichkeit, sich und Kurt einen Vorteil zu verschaffen, mochte dieser auch noch so klein ausfallen.

Der Hall der Detonation war kaum verklungen, als jemand laut gegen die Stahltür in der Rückwand der Halle hämmerte.

»So viel zum Thema Fallgrube«, merkte Austin lakonisch an.

Sie rannten hinter das Flugzeug, schnappten sich Werkzeugkisten, Bänke, Spinde und alles, was ihnen sonst noch in die Finger fiel, und türmten es vor der Tür auf. Die primitive Barrikade würde eine Gruppe entschlossener Angreifer allenfalls ein paar Minuten aufhalten. Weitaus ernstere Gefahr drohte jedoch von der Vorderseite des Hangars, wo sich der größte Teil der gegnerischen Feuerkraft zu konzentrieren schien. Als sie unter

den Rumpf des Flugzeugs liefen, warf Joe unwillkürlich einen kurzen Blick auf die Düsentriebwerke. Die gähnend schwarzen Abgasöffnungen in der Hinterkante der Tragflächen sahen aus wie Kanonenrohre in den Schießscharten einer Festung. Er packte Austin am Arm.

»Kurt, sieh mal, diese Düsen sind genau auf die Rückwand ausgerichtet. Falls wir die Triebwerke in Gang bekommen, können wir den Kerlen dort hinten einen warmen Empfang bereiten.«

Austin ging in aller Seelenruhe unter dem Flugzeug hindurch. Das beständige Hämmern im rückwärtigen Teil des Hangars schien ihn nicht im Mindesten zu interessieren. Vor dem spitz zulaufenden Bug der Maschine blieb er stehen, stemmte die Hände in die Hüften und schaute zum Cockpit hinauf.

»Selbst wenn wir beide irgendwie nach draußen gelangen sollten, könnten wir nirgendwohin fliehen. Ich habe vielleicht eine bessere Idee«, sagte er nachdenklich.

Nach Jahren der Zusammenarbeit mit Austin wusste Zavala inzwischen, wie der unorthodoxe Verstand seines Partners funktionierte. Er begriff sofort, was Kurt meinte. »Du machst wohl Witze«, sagte er.

Austins Blick war todernst. »Du hast gesagt, die Systeme funktionieren. Falls es uns gelingt, die Düsen anzuwerfen, wieso sollten wir dann den Treibstoff darauf verschwenden, ein paar böse Buben zu rösten, anstatt uns einfach aus dem Staub zu machen? Gib's zu«, sagte er und bemerkte das verräterische Funkeln in Zavalas Blick. »Es juckt dich doch schon die ganze Zeit in den Fingern, dieses Ding zu fliegen.«

»Da sind aber viele Wenn und Aber im Spiel. Die Motoren springen womöglich gar nicht erst an, oder der Sprit ist im Laufe der Jahre unbrauchbar geworden«, sagte Zavala. Er zählte noch einige weitere unerfreuliche Möglichkeiten auf, doch das Lächeln, das um seine Mundwinkel spielte, verriet eindeutig seine

Risikobereitschaft. Austin hatte Joe bei dessen Ehrgeiz gepackt, möglichst jeden Flugzeugtyp der Welt selbst zu fliegen.

»Ich weiß, dass es nicht leicht wird. Die Lastwagen dort drüben wurden vermutlich dazu benutzt, die Maschine zum Start nach draußen auf die Piste zu schleppen. Auf diesen Luxus werden wir verzichten müssen. Uns bleibt nur der direkte Weg.«

»Ich wäre schon froh, wenn uns irgendein Weg bliebe. Diese Triebwerke sind seit mehr als fünfzig Jahren nicht mehr gelaufen«, sagte Zavala.

»Denk einfach immer nur an die Szene in dem Woody-Allen-Film, wo der Volkswagen nach Jahrhunderten in einer Höhle schon beim ersten Versuch anspringt. Das reinste Kinderspiel.«

Zavala grinste. »Das hier ist nicht gerade ein Volkswagen«, protestierte er, obwohl seine Erregung deutlich verriet, dass es ihm nicht länger um Leben und Tod ging. Ihn reizte die Herausforderung. »Zuerst mal muss ich herausfinden, ob diese alte Karre wirklich noch läuft. Und mit den platten Reifen hat die ganze Sache sowieso keinen Zweck. Wir müssen sie irgendwie aufpumpen.«

»Ich habe vorhin einige Luftschläuche gesehen, aber wir sollten uns lieber beeilen.«

»Wir beschränken uns zunächst auf die äußeren Reifen der beiden Zwillingräder unter dem Rumpf sowie auf das Bugrad. Dann sehen wir ja, ob noch genug Zeit für die inneren Reifen bleibt.«

Hastig rollten sie den Luftschlauch ab und befüllten die Reifen. Das Rattern des Kompressors war immer noch etwas langsamer als ihrer beider Herzschlag. Austin hielt inne und lauschte. Das Hämmern hatte aufgehört, doch die hintere Tür war nach wie vor fest verschlossen. Das gefiel Kurt nicht. Es konnte bedeuten, dass die Angreifer eine Sprengung der Tür vorbereiteten. Er kam nicht dazu, sich weitere Gedanken zu machen, denn an der Vorderseite des Hangars ereignete sich eine zweite hefti-

ge Explosion, sodass Joe und er sich bäuchlings auf den ölverschmierten Betonboden warfen. Man hatte das erste Loch durch eine etwas tiefer gezielte Rakete erweitert. Unter der Hallendecke sammelten sich die Rauchschwaden brennender Pflanzen.

»Wir haben keine Zeit mehr!«, brüllte Austin. »Die restliche Luft müssen wir unterwegs an einer Tankstelle auffüllen. Lass die Einstiegs Luke offen. Sobald ich höre, dass die Turbinen anspringen, betätige ich den Wandschalter und laufe dann zum Flugzeug, während das Tor sich öffnet.«

»Vergiss nicht, das Kabel der Stromversorgung abzuziehen«, sagte Zavala und rannte zum Einstieg.

Austin bezog seinen Posten an der Wand und legte die Hand auf den Hebel. Ihm war klar, wie schlecht ihre Chancen standen, doch er hoffte, es würde Verlass auf die amerikanische Ingenieurskunst der Nachkriegszeit sein.

Zavala kletterte auf den hohen Pilotensitz und spähte durch die Kunststoffkanelle. Als er sich der seltsamen Instrumententafel zuwandte, verschwammen die Anzeigen vor seinen Augen. Das hier musste schnell gehen. Er blinzelte, atmete tief durch und versuchte, sich an seine Flüge mit einer Catalina zu erinnern. Es war gar nicht nötig, auf alle Skalen gleichzeitig zu achten, nur auf eventuelle Problemfälle. Alle Systeme meldeten Funktionsbereitschaft. Die Mittelkonsole zwischen den beiden Pilotensitzen enthielt das Funkgerät sowie die Treibstoff- und Geschwindigkeitsanzeige. Joes Finger flogen förmlich über die Schalter, und die Lichter im Cockpit begannen wie die bunte Anzeige eines Flippers zu leuchten.

Dann hielt er den Atem an und betätigte gleichzeitig alle acht Anlasser. Die Turbinen begannen mit heiserem Donnern zu arbeiten, das sich schnell zu einem hochfrequenten Pfeifen steigerte. Zufrieden winkte Joe seinem Partner zu, der weiterhin vor der Wand ausharrte. Austin winkte zurück.

Als Zavala auf den Platz des Kopiloten sprang, um die Treib-

stoffzufuhr zu regulieren, legte Austin den Hebel um. Unter der sich hebenden Tür wurde ein schmaler Streifen Tageslicht sichtbar. Kurt rannte unter das Flugzeug und zog das Stromkabel ab. Dann nahm er den bereitliegenden Vorschlaghammer und schlug die hölzernen Hemmkeile vor den Reifen weg. Er tastete sich durch den Rauch, stieg in die Maschine und schloss die Luke.

Die heißen Abgasstrahlen der Triebwerke brachen sich an der Rückwand des Gebäudes. Jeder Gegenstand in ihrer Bahn wurde entweder mit immenser Wucht gegen die Wand geschleudert oder durch die starke Hitze geschmolzen. Der Lärm war dermaßen unerträglich, dass man kaum einen klaren Gedanken fassen konnte, und im gesamten Hangar breiteten sich heiße erstickende Dämpfe und Qualm aus.

Austin warf sich keuchend auf den Sitz des Kopiloten. »Jetzt gehört sie ganz dir, Kumpel.«

Zavala reckte den rechten Daumen hoch. »Sie ist ein bisschen zickig, aber ansonsten hält sie sich ziemlich gut für so ein altes Mädchen.«

Sein Blick war unverwandt auf das sich hebende Tor gerichtet. Er hatte die Bremsen angezogen und schob nun alle Gashebel nach vorn, bis die Triebwerke mit vollem Schub liefen. Hätten sie über eine vollständige Crew verfügt, würde der Bordingenieur den Status der Düsen im Auge behalten haben, doch so musste Joe sich auf sein geschultes Ohr verlassen. Natürlich ließen die einzelnen Turbinen sich nicht heraushören, doch das gleichmäßige Donnern war ein gutes Zeichen.

Das Tor schien kurz festzuhängen, schwang dann jedoch endgültig auf. Joe löste die Bremsen, und das Flugzeug setzte sich in Bewegung. Langsam gab er immer mehr Schub und stieß einen lauten Jubelschrei aus, als die Kraft der vielen tausend Kilopond die Maschine hinaus ins Freie beförderte. Seine Freude währte nicht lange.

Der große grüne Helikopter befand sich genau auf der Startbahn. Nach dem Abschuss der zweiten Rakete auf das Hangartor war er gelandet und stand nun in ungefähr achthundert Metern Entfernung mitten in der Tundra. Vor dem Tor waren einige Männer in dunkelgrünen Uniformen soeben mit den Vorbereitungen für einen Angriff beschäftigt, als der Deltaflügler wie ein monströser schwarzer Vogel aus seinem Ei schlüpfte. Die Überraschung der Fremden wich sogleich blankem Entsetzen, und sie liefen panisch auseinander.

Der Hubschrauberpilot lehnte an seiner Maschine und rauchte eine Zigarette, als er das riesige Flugzeug in seine Richtung beschleunigen sah. Er sprang zurück ins Cockpit und sah sich mit einer unmittelbaren Entscheidung konfrontiert. Er konnte an Ort und Stelle bleiben und gerammt werden. Er konnte seine Raketen und Maschinengewehre auf den sich nähernden Deltaflügler abfeuern und hoffen, einen Zufallstreffer zu landen. Oder er konnte so schnell wie möglich abheben.

Austin hörte plötzlich ein Geräusch, als würde ein gewaltiger Specht den Rumpf bearbeiten. Zavala glaubte, die Ursache sei ein Defekt an einem der Triebwerke. Er war nur teilweise erleichtert, als Kurt ihm den wahren Grund mitteilte.

»Die Typen schießen auf uns. Willst du dieses Ding fliegen oder den ganzen Weg nach Nome lieber fahren?«

Aufgrund der ungewöhnlichen Anordnung der Instrumente konnte Zavala nicht alle Anzeigen im Blick behalten. Er blieb auf Kurs und hielt genau auf den Helikopter zu. Austin sollte ihm die jeweilige Geschwindigkeit mitteilen, rief er.

»Sechzig!«, schrie Austin.

Es überraschte Joe, wie schnell das Flugzeug trotz seiner beachtlichen Masse und der teils noch platten Reifen beschleunigte. Er musste sorgfältig darauf achten, dass die Nase sich nicht zu früh hob.

»Hundert!«



Das Fahrgestell glitt in das Wasser des flachen Sees, doch die Maschine wurde trotzdem immer schneller.

»Hundertdreißig!«

Im selben Moment spürte Zavala an der Leichtgängigkeit des Ruders, dass sie nahezu Startgeschwindigkeit erreicht hatten.

»Hundertsechzig!«

Joe zählte bis zehn und zog dann den Steuerknüppel zu sich heran. Beide Männer traten mit aller Macht auf zwei imaginäre Gaspedale und hätten dabei beinahe das Bodenblech durchstoßen. Das gigantische Flugzeug schien geradezu in die Luft zu hüpfen. Zavala hatte gehofft, sie würden problemlos an dem Helikopter vorbeikommen, doch sobald das Flugzeug in den Steigflug überging, sah er nur noch blauen Himmel vor sich.

Der Hubschrauberpilot hatte endlich eine Entscheidung getroffen, die sich jedoch als falsch erweisen sollte. Er nahm irrtümlich an, das gewaltige fledermausförmige Flugzeug, das über den Dauerfrostboden in seine Richtung donnerte, würde den Helikopter am Boden erwischen. Er hob ungefähr im selben Moment ab, in dem auch Zavala den Deltaflügler aufsteigen ließ.

Vom Sitz des Kopiloten aus konnte Austin genau beobachten, wie der Hubschrauber in ihre Flugbahn geriet. Zavala hatte nichts von dem drohenden Zusammenstoß bemerkt und sich voll auf den Start konzentriert. Aus Erfahrung wusste er, dass aufgrund der starken Beschleunigung der Maschine ein Schaden am Fahrgestell eintreten konnte, weil dieses noch auf den gemächlicheren Propellerantrieb ausgerichtet war und nur langsam in die jeweiligen Schächte zurückglitt. Dagegen half nur, das Fahrwerk sofort nach dem Abheben einzuziehen und gleichzeitig die Nase des Flugzeugs steil nach oben zu richten, um die Aufstiegs geschwindigkeit ein wenig zu mindern.

Hätte er nicht dieses ungewöhnliche Manöver eingeleitet, wären die beiden Maschinen miteinander kollidiert. So verpassten sie sich um Haaresbreite, und es ertönte ein schreckliches metal-

lisches Knirschen, als die Reifen des Deltaflüglers den wirbelnden Rotor streiften. Der Helikopter schien einen Moment in der Luft zu schweben, während der Rotor in seine Bestandteile zerfiel. Dann stürzte die Maschine senkrecht zu Boden und zerbarst in einem Feuerball. Das Flugzeug erzitterte kurz unter der Berührung, aber Joe bekam es sogleich wieder unter Kontrolle. Er stieg weiter auf, bis sie eine Höhe von eintausendfünfhundert Metern erreicht hatten.

Dann erst bemerkte Zavala, dass er vor Aufregung die Luft angehalten hatte. Hektisch atmete er mehrmals tief ein und musste gegen ein Schwindelgefühl ankämpfen. Austin bat ihn, die Schäden zu begutachten. Von seinem erhöhten Sitz aus nahm Joe das Flugzeug in Augenschein. Der Rumpf war von Einschusslöchern durchsiebt. Einzelne Aluminiumfetzen lösten sich ab, und zwei der Triebwerke zogen Rauchfahnen hinter sich her.

»Sie sieht aus wie ein Stück Schweizer Käse, aber sie ist ein zäher alter Vogel.«

Er schlug einen Kurs ein, der sie in die Nähe von Nome bringen würde. Es bestand kein Anlass für eine allzu große Flughöhe, und so blieb er auf ungefähr fünfzehnhundert Metern. Nach einer Weile brach er in lautes Gelächter aus.

»Was ist denn so komisch, compadre?«, fragte Austin und beschäftigte sich unterdessen weiter mit dem Funkgerät.

»Ich habe mir nur gerade vorgestellt, was die Leute wohl sagen werden, wenn wir plötzlich mit einem zerschossenen, fünfzig Jahre alten Tarnkappenbomber auftauchen.«

»Ganz einfach. Wir behaupten, wir seien damals zu einer Mission aufgebrochen und unterwegs von einem UFO entführt worden.«

Zavala schüttelte den Kopf. »Das ist ja fast so unglaublich wie die wahre Geschichte.«

Für Nome bedeutete die Ankunft des von Kugeln durchlö-

cherten Deltaflüglers das größte Ereignis seit dem allerersten I-ditarod-Rennen. Die Neuigkeit von dem seltsam geformten schwarzen Flugzeug, das ohne Fahrgestell auf einem Schaumteppich gelandet war, verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und schon bald wurde die Maschine von neugierigen Einwohnern umlagert. Austin sprach vom Flughafen aus mit Sandecker, lieferte einen ersten Bericht und bat um Verstärkung. Der Admiral setzte sich daraufhin mit dem Pentagon in Verbindung und erfuhr, dass gegenwärtig ein Team der Special Operations eine Übung auf dem Gelände der Elendorf Air Force Base in der Nähe von Anchorage abhielt. Das Team wurde umgehend nach Nome beordert. Nachdem Austin die Führungsoffiziere im Verlauf einer Besprechung mit allen nötigen Einzelheiten versorgt hatte, beschlossen diese, einen Helikopter als Kundschafter vorzuschicken und kurz darauf mit dem Rest des Stoßtrupps zu landen.

Es war ein merkwürdiger Zufall, dass Austin und Zavala ausgerechnet an Bord eines Pave Hawk Hubschraubers zu dem geheimen Stützpunkt zurückkehrten. Genau derselbe Typ Helikopter patrouillierte nämlich die Area 51, ein streng geheimes Gelände in New Mexico, auf dem laut Ansicht vieler UFO-Fanatiker die Leichen von Außerirdischen sowie ein bei Roswell abgestürztes Raumschiff verwahrt wurden. Der zwanzig Meter lange Hubschrauber näherte sich dem Zielgebiet mit einer Geschwindigkeit von zweihundertfünfzig Kilometern pro Stunde und blieb dabei dicht über dem Boden der Tundra, um nicht entdeckt zu werden. Als er die Basis erreichte, überflog er zunächst die mit Wasser bedeckte Landebahn und suchte mit seinen Bewegungs- und Wärmesensoren den Boden ab. Es war kein Lebenszeichen zu entdecken, und so begann die Maschine, weiträumig über dem Ziel zu kreisen. An Bord befanden sich eine dreiköpfige Besatzung, acht schwer bewaffnete Soldaten der Special Operations und zwei Passagiere, Austin und Zavala, die gespannt den Himmel absuchten. Sie brauchten nicht lange zu

warten.

Aus Richtung Meer flog eine viermotorige Turbo-Prop-Maschine heran und überquerte den Stützpunkt. Das Flugzeug vom Typ Combat Talon war speziell zum Absetzen der Special Operations entworfen worden und verrichtete diese Aufgabe selbst unter schwierigsten Bedingungen. Eine Reihe dunkler Punkte fiel aus dem Rumpf und innerhalb weniger Sekunden blähten sich sechszwanzig Fallschirme auf. Die Soldaten landeten in dem niedrigen Hügelgebiet kurz hinter dem Hangar des Deltaflüglers.

Der Helikopter zog weiterhin seine Kreise, denn der Einsatz sollte in zwei Stufen ablaufen. Falls der erste Stoßtrupp auf Gegenwehr stieß, würde der Hubschrauber mit seinen beiden Maschinengewehren aus der Luft in den Kampf eingreifen und dann die kleine Unterstützungstreitmacht je nach Bedarf absetzen.

Mehrere Minuten voll angespannter Erwartung vergingen, Dann ertönte aus dem Funkgerät des Helikopters die Stimme des leitenden Offiziers am Boden. »Alles klar. Landung freigegeben.«

Die Hawk stieß herab und überflog dabei die geschwärzten Wracks des Wasserflugzeugs sowie des Hubschraubers, den der Deltaflügler erledigt hatte. Dann landeten sie direkt vor dem Hangar, dessen riesiges, weit geöffnetes Tor unwillkürlich an den Mund eines Patienten auf dem Behandlungstuhl eines Zahnarztes erinnerte. Eine Gruppe getarnter Soldaten der Special Operations sicherte die Umgebung, während ein weiterer Trupp das Innere des Hangars untersuchte. Jeder der Männer war mit einem M16A1-Sturmgewehr samt Granatwerfer ausgestattet und stellte damit eine Tötungsmaschine von beachtlicher Feuerkraft dar. Sobald der Helikopter den Boden berührte, sprangen die acht Kämpfer hinaus und gesellten sich zu ihren Kameraden.

Dann stiegen auch die beiden Männer von der NUMA aus und betraten den Hangar. Ohne den Deltaflügler darin wirkte die Halle sogar noch gewaltiger. Überall lagen geschwärzte und verkohlte Überreste diverser Gegenstände herum. Die Rückwand hatte die volle Wucht der Strahltriebwerke abbekommen und war völlig verbrannt. Im umliegenden Bereich hatte der Anstrich Blasen geworfen. Kurt und Joe wichen einigen schwelenden Trümmern aus und gingen direkt zum Lagerraum. Die Tür stand offen. Die Behälter waren verschwunden.

»So leer wie eine Flasche Tequila am Sonntagmorgen«, sagte Zavala.

»Das hatte ich befürchtet. Die müssen mit noch einem Hubschrauber angerückt sein.«

Sie gingen nach draußen, um dem erstickenden Qualm zu entfliehen. Der Pilot der Talon hatte einen flachen und trockenen Streifen Tundra entdeckt und landete in ungefähr vierhundert Metern Entfernung. Kurt und Joe hielten auf das Wrack des Helikopters zu, um eventuell weiteren Aufschluss über ihre Angreifer zu erlangen. In dem geschwärzten Gerippe der Maschine lagen einige verkohlte Leichen. Der Offizier, der die erste Angriffswelle geleitet hatte, kam zu ihnen und begrüßte sie mit Handschlag.

»Ich weiß gar nicht, wieso wir Sie begleiten sollten«, sagte er und wies mit dem Daumen auf den abgestürzten Hubschrauber. »Sie kommen doch prima ohne uns zurecht.«

»Wir wollten unser Glück nicht überstrapazieren«, erklärte Austin.

Der Offizier grinste. »Dieser Ort ist komplett sauber. Auf Ihre Anregung hin haben wir auch einen Blick in den unterirdischen Bunker geworfen. Auf dem Grund des Schachts, vor dem Sie uns gewarnt haben, liegen zwei Tote. Wissen Sie etwas davon?«

Austin und Zavala sahen sich überrascht an. »Joe und ich hatten für unsere Gäste eine kleine Fallgrube vorbereitet. Wir hät-

ten nie damit gerechnet, dass sie funktioniert.«

»Oh, aber das hat sie. Erinnern Sie mich bloß daran, dass ich nie ohne anzuklopfen durch Ihre Hintertür komme.«

»Das werden wir. Tut mir Leid, dass Sie sich völlig umsonst so viel Mühe gemacht haben«, sagte Kurt.

»Man kann nie vorsichtig genug sein. Sie wissen doch, was auf Attu und Kiska passiert ist.«

Austin nickte. Er kannte die Geschichte der beiden Aleuten-Inseln, die im Zweiten Weltkrieg von den Japanern besetzt worden waren. Nachdem die amerikanischen Truppen die erste Insel nur unter blutigen Verlusten zurückerobern konnten, sammelten sie für den Angriff auf Kiska sämtliche verfügbaren Kräfte, um dann festzustellen, dass die Japaner sich heimlich in der Nacht davongeschlichen hatten. »Hier war es genauso. Die Vögel sind ausgeflogen.«

Der Offizier warf abermals einen prüfenden Blick auf das zerfetzte Wrack und stieß einen leisen Pfiff aus. »Denen haben Sie wirklich gründlich die Flügel gestutzt.«

Austin schüttelte den Kopf. »Leider mussten wir dort im Hangar etwas zurücklassen, das diese Leute dann an sich gebracht haben. Jedenfalls vielen Dank für Ihre Hilfe, Major.«

»Gern geschehen. Diese ständigen Manöver sind ja nicht schlecht, aber es geht doch nichts über einen Einsatz, bei dem man in echte Kampfhandlungen verwickelt werden könnte.«

»Wir werden uns bemühen, dass Sie nächstes Mal nicht wieder leer ausgehen.«

Der Offizier lächelte. »Nach dem Zustand dieses alten Bombers zu urteilen, mit dem Sie in Nome gelandet sind, glaube ich Ihnen das sofort.«

Nachdem die Operation sich als Fehlschlag erwiesen hatte, nahmen Austin und Zavala das Angebot eines Flugs zur Elen-dorf Air Force Base dankend an. Von dort aus würde es leichter

sein, zurück nach Washington zu kommen.

Während des Tankstopps in Nome bot Joe an, den Eigentümer der gemieteten und später zerstörten Maule aufzusuchen und ihn durch Einsatz von viel Charme sowie einiger Geldmittel der NUMA zu beschwichtigen. Er einigte sich mit der Firma auf den Ersatz des verlorenen Flugzeugs durch eine neue Maschine. Als er das Büro verließ, eilte bereits Kurt mit ernstem Gesicht auf ihn zu und reichte ihm ein Stück Papier.

»Das ist gerade hereingekommen.«

Zavala überflog die Nachricht aus der Zentrale der NUMA: »Gamay und Francesca entführt. Trout verwundet. Kommen Sie sofort zurück. S.«

Ohne ein weiteres Wort liefen sie über das Flugfeld auf die wartende Talon zu.

Paul Trout lag mit bandagierter Brust und Nase im Krankenhausbett und verfluchte sich fortwährend dafür, nicht wachsam genug gewesen zu sein. Als er und Gamay noch ständig mit den Pfeilen wilder Kopfbjäger rechnen mussten, war ihr Überlebensinstinkt aufs Äußerste geschärft. Aber sobald sie in die sogenannte Zivilisation zurückkehrten, wurden sie nachlässig. Sie hatten keine Ahnung, dass von dem Kleinlaster, der vor ihrem Haus in Georgetown parkte, eine weitaus größere Gefahr ausging als sogar von dem wildesten Indio im Dschungel.

Laut Aufschrift gehörte der Wagen zur Verwaltung des District of Columbia, doch die Farbe war noch frisch. Im Innern befand sich modernste Kommunikations- und Überwachungstechnik, und hinter den auf die Hauswände ausgerichteten Kameras und Mikrofonen saßen die Gebrüder Kradzik. Es fiel ihnen nicht leicht, zunächst nur Beobachtungen anzustellen und abzuwarten. In Bosnien waren sie zumeist sehr viel direkter vorgegangen. Wenn sie sich für eine Zielperson entschieden hatten, fuhren sie in Begleitung einer Horde Paramilitärs mitten in der Nacht zu dem entsprechenden Haus, traten die Tür ein und zerren die verängstigten Bewohner aus den Betten. Die Männer wurden weggeschafft und erschossen, die Frauen vergewaltigt und ermordet, das Haus systematisch geplündert.

Im Fall der Trouts war die Sache nicht ganz so einfach. Zwar lag das Haus in einer Nebenstraße, aber hier herrschte reger Fußgänger- und Fahrzeugverkehr, der seit der Rückkehr der Trouts eher noch zugenommen hatte. Die Entdeckung einer weißen Göttin durch zwei Wissenschaftler der NUMA und ihre dramatische Flucht aus der Gewalt blutrünstiger Wilder eignete sich als Vorlage für einen Abenteuerfilm. Nach einem entsprechenden Bericht auf CNN war es einigen Journalisten gelungen, die Trouts ausfindig zu machen. Wenig später drängten sich eif-



rige Reporter und Fotografen der *Washington Post*, der *New York Times*, der überregionalen Fernsehsender sowie einiger anrühiger Supermarkt-Gazetten vor ihrer Tür.

Gamay und Paul teilten ihnen abwechselnd und in aller Höflichkeit mit, dass sie zurzeit noch etwas ausruhen wollten und alle Fragen im Rahmen einer Pressekonferenz beantworten würden, die für den nächsten Tag im Hauptquartier der NUMA anberaumt worden sei. Alle weiteren Einzelheiten seien über die Pressestelle der NUMA zu erfahren. Die Fotografen machten Aufnahmen von dem Haus, und die Fernsehreporter sprachen mit der Fassade im Hintergrund ihre Kommentare in die Kameras. Dann ebbte die ganze Aufmerksamkeit wieder ab. Doch die weltweiten Berichte hatten nicht nur das Interesse harmloser Bürger erregt.

Paul saß in seinem Büro im ersten Stock und verfasste für die Akten der NUMA soeben ein Resümee ihrer Erlebnisse. Francesca und Gamay befanden sich im Erdgeschoss und diskutierten im dortigen Arbeitszimmer, wie sich das Entsalzungsprojekt so schnell wie möglich wieder aufgreifen ließe. Nachdem Francesca gewillt war, vorerst noch nicht nach São Paulo zurückzukehren, hatten die Trouts ihr eine Zuflucht vor den unzähligen Pressevertretern angeboten. Als es an der Tür klingelte, seufzte Gamay vernehmlich. Sie war an der Reihe, sich mit den Journalisten herumzuschlagen. Am hartnäckigsten waren die TV-Teams, und so rechnete Gamay bereits damit, einen Reporter mit Notizblock in der Hand und einen Kameramann mit Handkamera auf der Schulter anzutreffen. Ein dritter Mann hielt einen Scheinwerfer und einen Metallkoffer.

Gamay widerstand der plötzlichen Regung, die Leute unverblümt zum Teufel zu jagen. Stattdessen zwang sie sich zu einem Lächeln. »Offenbar haben Sie noch nichts von der Pressekonferenz morgen früh gehört«, sagte sie.

»Bitte verzeihen Sie«, erwiderte der Reporter. »Uns hat niemand etwas von einer Konferenz erzählt.«

Wie seltsam, dachte Gamay. Die Presseabteilung der NUMA verfügte über sehr gute Kontakte zu allen Medien. Die Reporter wussten, dass sie von dort stets zuverlässig und freimütig mit den erstaunlichen Geschichten rund um die NUMA versorgt wurden. Dieser Kerl in dem schlecht sitzenden Anzug sah ganz anders aus als die gut frisierten, hübschen Jungs, die ansonsten vor die Kameras traten. Er war klein und stämmig und trug sein Haar millimeterkurz. Obwohl er grinste, wirkte sein Gesicht wild und verschlagen. Außerdem - seit wann beschäftigten die Fernsehsender Reporter mit ausgeprägtem osteuropäischen Akzent? Gamay schaute an ihm vorbei und rechnete damit, einen Übertragungswagen zu entdecken, auf dessen Dach Satellitenantennen montiert waren, doch sie sah lediglich einen Kleinlaster der Stadtverwaltung am Straßenrand stehen.

»Tut mir Leid«, sagte sie und wollte die Tür schließen.

Das Grinsen des Mannes verschwand. Stattdessen stellte er einen Fuß in den Eingang. Gamay war im ersten Moment überrascht, fing sich jedoch schnell und lehnte sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Tür, bis der Mann vor Schmerz aufschrie. Dann zog sie den Ellbogen zurück, um dem Eindringling die durchgestreckte Handfläche ins Gesicht zu stoßen, doch die anderen beiden Männer sprangen vor und warfen sich mit den Schultern gegen das Hindernis. Gamay wurde zurückgestoßen, verlor den Halt und ging in die Knie. Als sie sich wieder aufgerappelt hatte, war es bereits zu spät, um noch wegzulaufen oder Widerstand zu leisten, denn der angebliche Reporter zielte mit einer Pistole auf sie. Der Kameramann hatte derweil seine Ausrüstung abgestellt. Er ging auf Gamay zu und packte sie am Hals, sodass sie kaum noch Luft bekam. Dann schmetterte er sie so heftig gegen die Wand, dass der dort hängende Spiegel zu Boden fiel und zerbrach.

Gamay wurde wütend. Sie hatte wochenlang nach diesem golden gerahmten Prunkstück aus dem neunzehnten Jahrhundert suchen müssen und letztlich mehrere tausend Dollar dafür be-

zahlt. Jetzt schob sie alle Angst beiseite und rammte dem Mann das Knie in den Schritt. Der Griff um ihre Kehle lockerte sich für eine Sekunde, doch dann war der Fremde wieder über ihr und funkelte sie mordgierig an. Sie machte sich auf das Schlimmste gefasst, aber der Reporter rief etwas, und der Angreifer ließ von ihr ab. Mit unmissverständlicher Geste fuhr er sich mit dem Finger über den Adamsapfel. Gamay konnte ihn nur hilflos und wütend anstarren, aber die Bedeutung dieser Warnung war ihr durchaus klar. Der Mann würde ihr augenblicklich die Kehle durchschneiden, dessen war sie absolut sicher.

Ihr Eindruck trog sie nicht. Wenngleich die Kradziks am liebsten allein arbeiteten, benötigten sie bisweilen die Unterstützung einiger alter Kampfgefährten. Als Brynhild Sigurd sich anschickte, die Flucht der Gebrüder Kradzik aus Bosnien in die Wege zu leiten, bestanden diese darauf, zehn ihrer loyalsten und kaltblütigsten Landsleute mitnehmen zu können. Zusammen nannten sie sich das Dreckige Dutzend, nach dem gleichnamigen amerikanischen Spielfilm. Verglichen mit dieser Gruppe, wirkten die Kinocharaktere allerdings wie ein Haufen Pfadfinder. Auf ihr Konto gingen Tod, Verstümmelung, Folter und Vergewaltigung von mehreren hundert unschuldigen Opfern. Die Männer waren überall auf der Welt verstreut, konnten jedoch innerhalb weniger Stunden einem Mordauftrag zugewiesen oder zu einer bestimmten Mission herbeigerufen werden. Seit sie in den Diensten von Gogstad standen, hatten sie ihre Arbeit immer mit ungezügelter Begeisterung verrichtet.

Francesca hörte den Spiegel zerbersten und kam aus dem Arbeitszimmer auf den schmalen Flur. Der Mann in dem Anzug bellte einen Befehl, und noch bevor Francesca wusste, wie ihr geschah, wurde sie gepackt und neben Gamay an die Wand gedrückt. Der Mann mit dem Metallkoffer klappte diesen nun auf und entnahm ihm zwei tschechische Maschinenpistolen vom Typ Skor pion. Der falsche Reporter öffnete die Eingangstür,

und ein weiterer Mann betrat das Haus. Bei seinem Anblick fühlte Gamay sich an einen übergroßen Kobold erinnert. Obwohl es draußen warm war, trug er eine lange Lederjacke, einen Rollkragenpullover, eine Bundfaltenhose und eine militärisch anmutende Schirmmütze. Alle Kleidungsstücke waren von tief-schwarzer Farbe.

Er verschaffte sich einen kurzen Überblick über die Lage und sagte etwas zu den anderen, das ihnen zu gefallen schien, denn sie fingen an zu grinsen. Gamay war im Rahmen ihrer Tätigkeit schon weit auf der Welt herumgekommen und vermutete, dass es sich bei der unbekannten Sprache der Männer um Serbokroatisch handelte. Der Neuankömmling erteilte einen barschen Befehl, woraufhin einer der Männer mit der Skorpion im Anschlag den Flur entlangging und vorsichtig in die angrenzenden Zimmer spähte. Die ausgeklappte Metallschulterstütze hielt er fest gegen den Bizeps gepresst. Dann verschwand er im hinteren Teil des Hauses. Sein Kamerad stieg die Treppe in den ersten Stock empor.

Der Mann mit der Lederjacke ging zu dem Spiegel, betrachtete die Scherben und wandte sich an Gamay.

»Sieben Jahre Unglück«, sagte er mit einem Grinsen, das aussah, als wäre es in einer Schmiede gegossen worden.

»Wer sind Sie?«, wollte Gamay wissen.

Er ignorierte die Frage. »Wo ist Ihr Mann?«

Gamay antwortete wahrheitsgemäß, dass sie es nicht wisse. Er nickte, als sei er bereits darüber informiert, und drehte sie herum, so dass ihr Gesicht zur Wand wies. Sie rechnete mit einem Schlag auf den Kopf oder einer Kugel in den Rücken. Stattdessen verspürte sie einen brennenden Einstich am rechten Arm. Eine Nadel. Mistkerle! Man hatte ihr etwas injiziert. Sie drehte den Kopf und sah, dass auch Francesca eine Spritze erhielt. Gamay wollte ihr helfen, doch ihr Arm war taub. Binnen weniger Sekunden breitete sich dieses Gefühl in ihrem gesamten Körper

aus. Der Raum begann sich zu drehen, und sie hatte den Eindruck, in einen tiefen Abgrund zu stürzen.

Paul hörte den Spiegel zu Boden fallen und beobachtete vom oberen Ende der Treppe aus, wie ein Mann Gamay am Hals packte. Er wollte sich schon in den Kampf stürzen, als der Kerl mit der Lederjacke eintrat. Trout kehrte ins Arbeitszimmer zurück und nahm den Telefonhörer ab. Die Leitung war tot. Jemand musste sie durchgeschnitten haben. Leise schlich er sich über eine schmale Hintertreppe in die Küche. Im unteren Arbeitszimmer gab es einen Revolver, aber der einzige Weg dorthin führte durch den Flur. Er sah, dass einer der Männer sich ins obere Stockwerk begab und ein zweiter in seine Richtung kam, und wich in die Küche zurück.

Gab es denn keine andere Waffe? Natürlich hätte er ein Messer nehmen können, aber die waren nicht besonders Erfolg versprechend, vor allem nicht im Vergleich mit einer Maschinenpistole. Und selbst wenn er den ersten Kerl überwältigen könnte, würden die anderen beim leisesten Geräusch herbeieilen und ihn umlegen. Er musste eine Möglichkeit finden, den Mann mit einem Minimum an Lärm auszuschalten. Im Zuge ihrer letzten Renovierung des Hauses hatten Gamay und er ein ganzes Jahresgehalt in die Küche investiert. Neben den Eichenschränken und einem professionellen Herd stellte ein begehbarer Kühlraum die größte Neuerung dar. Die Decke dort drinnen war hoch genug, dass Paul nicht mit dem Kopf anstieß.

Da ihm nichts Besseres einfiel, schlüpfte er in den Kühlraum und ließ die Tür ungefähr fünfzehn Zentimeter weit offen stehen. Er schraubte die Glühlampe aus der Fassung, legte sie unmittelbar hinter die Schwelle und zwängte sich in eine Nische direkt neben der schweren Tür. Gerade noch rechtzeitig. Durch das Milchglas sah er den Mann mit der Waffe im Anschlag die Küche betreten. Der Fremde blieb stehen und sah sich um. Die angelehnte Tür erweckte seine Neugier. Vorsichtig kam er näher, schob sie mit dem Ellbogen auf und trat ein. Dabei stieß er

mit der Schuhspitze gegen die Glühlampe, die daraufhin klirrend über den Holzboden rollte. Der Lauf der Waffe schwang herum. Der Finger des Mannes legte sich um den Abzug. Dann fiel ihm plötzlich die Decke auf den Kopf. Seine Knie wurden weich, und er brach bewusstlos zusammen.

Trout legte den gefrorenen Räucherschinken beiseite, der ihm als Keule gedient hatte, nahm die Maschinenpistole und trat in die Küche. Die Frauen und er befanden sich noch längst nicht in Sicherheit. Zuerst überprüfte er die Treppe, die aus der Küche nach oben führte. Er konnte den anderen Mann im ersten Stock hören. Sobald Gamay und Francesca gerettet waren, würde er sich darum kümmern. Jetzt schlich er langsam auf den Flur. Die Maschinenpistole war kein besonders gutes Druckmittel. Aufgrund der großen Streuung würde es schwierig sein, die Geiseln nicht zu gefährden.

Als er den Korridor betrat, sah er, wie die beiden Männer sich über die reglosen Körper der zwei Frauen beugten. Er vergaß alle Vorsicht und hob die Waffe. Dabei war er dermaßen auf die Situation am Eingang konzentriert, dass er den Mann hinter sich gar nicht bemerkte.

Auf einmal spürte er, dass die kalte Klinge eines Messers zwischen seine Rippen drang. Er wollte sich zu dem Gegner umwenden, doch seine Beine gehorchten ihm nicht. Paul stürzte bäuchlings zu Boden, landete mit dem Gesicht auf dem Teppich und brach sich die Nase.

Melo hatte den Hinterausgang überwacht und Trout aus dem Kühlraum auftauchen sehen. Jetzt betrachtete er die Blutlache, die unter dem Körper seines Opfers hervorquoll, stieg über Paul hinweg und ging zu seinem Bruder, um ihm auf die Schulter zu klopfen.

»Dein Vorschlag, die Rückseite zu sichern, war eine gute Idee, Bruder.«

»Sieht ganz so aus«, erwiderte der andere Zwilling und schau-

te zu der leblosen Gestalt. »Was sollen wir mit ihm machen?«

»Wir lassen ihn verbluten.«

»Einverstanden. Wenn wir mit den Frauen durch den Hinterausgang verschwinden, wird uns niemand bemerken.«

Er rief den Mann aus der oberen Etage herbei. Dann trugen sie die bewusstlosen Frauen zu einem wartenden Mercedes-Geländewagen, verfrachteten sie in den Laderaum und fuhren los, wenig später gefolgt von dem Kleinlaster mit der gefälschten Aufschrift. Pauls anfänglicher Schock ließ nach, und die Stichwunde begann zu schmerzen, so dass er vorübergehend wieder zu Bewusstsein kam. Unter Aufbietung aller Kräfte schleppte er sich ins Arbeitszimmer und rief über sein Mobiltelefon Hilfe herbei. Dann kam er erst wieder im Krankenhausbett zu sich.

Die Selbstvorwürfe strengten ihn an, und so schlief er abermals ein. Als er aufwachte, war jemand bei ihm im Zimmer. Die beiden Gestalten verschwammen vor seinen Augen. Er lächelte matt.

»Wieso habt ihr so verflucht lange gebraucht?«

»Wir haben uns von zwei Kampfflugzeugen aus der Elendorf Air Force Base mitnehmen lassen und sind so schnell wie möglich hergekommen«, sagte Austin. »Wie geht's dir?«

»Die rechte Seite meines Körpers ist eigentlich ganz in Ordnung, aber die linke fühlt sich so an, als würde sie mit einer rot glühenden Zange bearbeitet. Und meine Nase war auch schon mal in besserem Zustand.«

»Das Messer hat deine Lunge so knapp verfehlt«, sagte Austin und legte Daumen und Zeigefinger aneinander. »Die Muskeln werden eine Weile benötigen, um zu heilen. Zum Glück bist du kein Linkshänder.«

»Glück ist das richtige Wort. Habt ihr etwas von Gamay und Francesca gehört?«, fragte er besorgt.

»Wir glauben, dass sie noch am Leben sind. Man hat sie vermutlich entführt.«

»Die Polizei behält die Flughäfen und Bahnhöfe im Blick, wie üblich«, sagte Zavala. »Wir werden uns aber selbst auf die Suche machen.«

Der Schmerz in Pauls Blick wich einer stählernen Entschlossenheit. »Ich komme mit«, sagte er und schwang die langen Beine aus dem Bett. Die quälende Anstrengung ließ ihn schwindlig werden, und er musste innehalten, weil sein Magen ein paar Sekunden lang verrückt spielte. Dann rüttelte er an dem Tropf, dessen Kanüle in seinem Arm steckte. »Hierbei brauche ich vielleicht ein wenig Hilfe, Jungs. Und versucht nicht, mir die Sache auszureden«, fügte er hinzu, als ihm Austins beunruhigte Miene auffiel. »Holt mich lieber hier raus. Hoffentlich versteht ihr euch mit der Stationsschwester.«

Austin kannte Paul gut genug, um zu begreifen, dass dieser notfalls auf allen vieren aus der Klinik kriechen würde. Er schaute zu Zavala. Joe lächelte. Von ihm konnte Kurt in diesem Punkt keine Unterstützung erwarten.

»Mal sehen, was ich tun kann.« Er zuckte die Achseln. »In der Zwischenzeit könntest du unserem Freund vielleicht etwas Sittsames zum Anziehen besorgen als dieses Krankenhaushemd, Joe«, sagte er. Dann drehte er sich um und begab sich auf den Weg zum Schwesternzimmer.



Die Stimmung im neunten Stock des NUMA-Gebäudes war gedrückt wie auf einem Bestatterkongress. In Anbetracht der unheilvollen Nachrichten aus dem Krankenhaus hatte Admiral Sandecker nicht damit gerechnet, anlässlich der Krisensitzung auch Trout im Konferenzraum vorzufinden. Der hoch aufgeschossene Tiefseegeologe sah furchtbar aus, aber Sandecker behielt seine Gedanken für sich. Er würde Paul unter keinen Umständen davon abhalten können, an der Suche nach Gamay und Francesca teilzunehmen.

Sandecker lächelte Trout aufmunternd zu und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Zu beiden Seiten von Paul saßen seine Kollegen Austin und Zavala, so dass er nicht vom Stuhl fallen konnte. Die vierte Person am Tisch, ein schlanker, schmalschultriger Mann, dessen dicke Hornbrille ihm ein professorenhaftes Aussehen verlieh, war Rudi Gunn, der Einsatzleiter und stellvertretende Chef der NUMA.

Der Admiral sah auf die Uhr. »Wo bleibt Yaeger?« Er klang etwas ungeduldig.

Yaegers überragende Computerkenntnisse gestatteten ihm einige Freiheiten im Hinblick auf die Kleidungsvorschriften der NUMA, aber nicht einmal der Präsident würde es wagen, zu spät zu einem Treffen mit Sandecker zu erscheinen. Vor allem nicht in einem so dringenden Fall.

»Er kommt in ein paar Minuten«, erklärte Austin. »Ich habe Hiram gebeten, einige Einzelheiten zu überprüfen, die für unser Gespräch von Bedeutung sein könnten.«

Schon seit längerer Zeit hatte Austin eine diffuse innere Unruhe verspürt, ohne den Grund dafür je richtig zu erfassen. Nach der Rückkehr aus Alaska war er für einige Stunden zu Bett gegangen. Diese Ruhepause musste den Ausschlag gegeben haben, denn kurz nachdem er sich in seinen Wagen gesetzt hatte, wurde

ihm endlich klar, was ihn beschäftigte. Wenige Sekunden später sprach er über sein Mobiltelefon mit Yaeger. Der Computer-Experte war ebenfalls gerade erst von zu Hause aufgebrochen. Er wohnte mit seiner Frau, die als Künstlerin arbeitete, und den beiden Teenager-Töchtern in einem eleganten Vorort der Hauptstadt. Austin schilderte sein Anliegen und bat Yaeger, entsprechende Nachforschungen anzustellen. Er würde ihn solange beim Admiral entschuldigen.

Sandecker kam ohne Umschweife zur Sache. »Gentlemen, wir sehen uns einem Geheimnis gegenüber. Unbekannte Angreifer haben zwei Leute entführt und einen dritten niedergestochen. Kurt, würden Sie uns bitte über den letzten Stand der Dinge unterrichten?«

Austin nickte. »Die Polizei verfolgt gegenwärtig alle denkbaren Spuren. In der Nähe des Washington Monument wurde ein Kleinlaster mit der gefälschten Aufschrift der Stadtverwaltung gefunden. Wie Paul inzwischen bestätigt hat, stand der Wagen eine Zeit lang vor seinem Haus geparkt. Das Fahrzeug war seit einer Weile als gestohlen gemeldet, aber leider ließen sich keinerlei Fingerabdrücke feststellen. Alle Flughäfen und Bahnhöfe werden überwacht. Mit Pauls Hilfe wurde beim FBI ein Phantombild des Anführers der Gruppe erstellt und sofort an Interpol weitergeleitet.«

»Ich befürchte, das alles wird nichts nutzen«, sagte Sandecker. »Wir haben es hier mit Profis zu tun. Es dürfte uns selbst überlassen bleiben, Gamay und Dr. Cabral aufzuspüren. Wie Sie wissen, ist Rudi ein paar Tage im Ausland gewesen. Ich habe ihn so gut wie möglich auf dem Laufenden gehalten, aber es könnte nicht schaden, den chronologischen Ablauf der Ereignisse für uns alle ein weiteres Mal zusammenzufassen.«

Austin hatte mit dieser Bitte gerechnet. »Anfangen hat alles vor zehn Jahren mit dem missglückten Versuch, Francesca Cabral zu entführen. Ihr Flugzeug ist in den venezolanischen Regenwald gestürzt, und sie wurde für tot gehalten. Zehn Jahre

später. Joe und ich stoßen vor San Diego beinahe mit einer Herde toter Grauwale zusammen. Die Tiere sind infolge einer starken Hitzeeinwirkung gestorben, die wiederum von einer unterseeischen Anlage vor der Baja California in Mexiko ausgegangen ist. Während unserer Ermittlungen fliegt diese Anlage in die Luft. Ich habe mit einem mexikanischen Gangster gesprochen, der als Strohmann für den wirklichen Eigentümer fungierte, eine kalifornische Wasserbaufirma namens Mulholland Group. Diesen Namen hat uns der Anwalt des Gangsters verraten, und Hiram fand später heraus, dass Mulholland zu einem multinationalen Konzern namens Gogstad Corporation gehört. Der Gangster und sein Anwalt wurden kurz nach den Gesprächen mit uns ermordet.«

»Und zwar auf ziemlich spektakuläre Art und Weise, wenn ich mich recht entsinne«, warf Sandecker ein.

»Stimmt. Keiner der beiden wurde einfach im Vorübergehen erschossen. Man hat die Morde sorgfältig geplant und außergewöhnliche Waffen eingesetzt.«

»Das würde auf gut organisierte Killer hindeuten, die über umfassende Mittel verfügen«, sagte Gunn, der einst die Logistik der NUMA geleitet hatte und sehr gut wusste, wie schwierig es war, eine größere Operation auf die Beine zu stellen.

»Wir sind zu dem gleichen Schluss gelangt«, pflichtete Kurt ihm bei. »Wer könnte also eine solche Organisation und entsprechende Mittel aufbieten? Nun, beispielsweise ein großer Konzern, der unerbittlich seine Ziele verfolgt.«

»Gogstad?«

Austin nickte.

»Ich bin mir nicht ganz sicher, was dieser Name bedeuten soll«, sagte Gunn.

»Die einzige Verbindung, die mir aufgefallen ist, war das Firmen-Logo. Es zeigt das Wikingerschiff von Gogstad, das irgendwann im neunzehnten Jahrhundert entdeckt wurde. Hiram

hat ein wenig tiefer gegraben, aber nicht allzu viel gefunden. Sogar Max hat nur wenige Informationen liefern können. Im Wesentlichen scheint es sich um einen riesigen Konzern mit weltweiten Beteiligungen zu handeln. Geleitet wird er von einer Frau namens Brynhild Sigurd.«

»Eine *Frau*«, stellte Gunn überrascht fest. »Interessanter Name. In der altnordischen Mythologie war Brynhild eine Walküre, eine der jungfräulichen Kriegerinnen, die die Seelen der gefallenen Helden vom Schlachtfeld nach Walhalla brachten. Sigurd war ihr Geliebter. Der Name ist doch keinesfalls echt, oder?«

»Wir wissen kaum etwas über diese Frau.«

»Mir ist bewusst, dass Großkonzerne bei der Verfolgung ihrer Geschäftsinteressen mitunter rücksichtslos vorgehen«, sagte Gunn und schüttelte den Kopf, »aber wir reden hier von Verbrechermethoden.«

»Danach sieht es aus«, sagte Austin und wandte sich an Zavala. »Joe, würdest du Rudi bitte über deine Erkenntnisse informieren?«

»Kurt hat mich in Kalifornien angerufen und mir von Gogstad erzählt«, sagte Zavala. »Daraufhin habe ich mit einem Journalisten der Los Angeles Times gesprochen. Er kannte Gogstad ziemlich gut. Genau genommen, leitete er sogar ein ganzes Researcheteam, das den Konzern genau unter die Lupe genommen hat. Er sagte, sie würden unter der Überschrift ›Die Wasserpiraten‹ eine Artikelserie vorbereiten. Darin sollte enthüllt werden, dass Gogstad versucht, die Süßwasserversorgung der ganzen Welt zu übernehmen.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein einzelner Konzern dazu in der Lage wäre«, sagte Gunn.

»Ich war auch eher skeptisch«, entgegnete Zavala. »Aber nachdem mir der Reporter einige Einzelheiten genannt hatte, kam es mir nicht mehr so unwahrscheinlich vor. Gogstads Fir-

men haben völlig legal die Wasserverteilung des Colorado River übernommen. Vergleichbare Privatisierungen finden derzeit auf allen Kontinenten statt. Gogstad hat mittlerweile alle Konkurrenten verdrängt. Laut Angaben des Journalisten sind im Verlauf der letzten Jahre überall auf der Welt immer wieder Leute ums Leben gekommen oder spurlos verschwunden. Dabei handelte es sich um Personen, die entweder als Wettbewerber von Gogstad auftraten oder die Übernahme durch Gogstad verhindern wollten.«

Gunn stieß einen leisen Pfiff aus. »Diese Artikel dürften bei ihrer Veröffentlichung einigen Aufruhr verursachen.«

»In der nächsten Zeit wird es nicht dazu kommen. Die Zeitung hat die Story ohne Angabe von Gründen abgeblasen. Die drei anderen Mitglieder des Rechercheteams sind verschwunden, und mein Freund ist untergetaucht.«

»Und Sie irren sich ganz bestimmt nicht?«, fragte Gunn hörbar beunruhigt.

Zavala schüttelte langsam den Kopf. Einen Moment lang herrschte Stille. Dann ergriff Gunn das Wort.

»Also gibt es offensichtlich ein Muster«, sagte er. »Lassen Sie mich kurz überlegen.« Gunns unscheinbares Äußeres täuschte, denn nicht zufällig hatte er die Marineakademie als Bester seines Jahrgangs abgeschlossen. Er war ein regelrechtes Genie und besaß enormes analytisches Geschick. Jetzt strich er sich mit Daumen und Zeigefinger über das Kinn und dachte angestrengt nach. »Etwas hat sich verändert«, sagte er unvermittelt.

»Was meinen Sie damit, Rudi?«, fragte Sandecker.

»Die Vorgehensweise hat eine andere Qualität erhalten. Nehmen wir mal an, dass unsere grundlegende Vermutung zutrifft und Gogstad tatsächlich hinter all diesen Morden und Anschlägen steckt. Laut Joe ist man bislang relativ diskret vorgegangen. Die Leute sind einfach verschwunden oder bei vermeintlichen Unfällen ums Leben gekommen. Mit den Morden an dem Mexi-

kaner und dem Winkeladvokaten hat sich das geändert. Soweit ich mich erinnere, hat der Admiral das Wort spektakulär benutzt.«

Austin kicherte. »Das alles war noch gar nichts im Vergleich zu dem Vorfall in Alaska. Joe und ich mussten uns mit einem militärischen Großangriff herumschlagen.«

»Der Überfall auf mein Haus war auch ziemlich unverfroren«, warf Trout ein.

»Ich glaube, ich weiß, worauf Sie hinauswollen, Rudi«, sagte Sandecker. »Paul, wie schnell wurde allgemein bekannt, dass Dr. Cabral noch am Leben ist?«

»Nahezu sofort«, sagte Trout. »Bei unserer Rettung hat Dr. Ramirez vom Hubschrauber aus in Caracas Bescheid gegeben. Die venezolanische Regierung ist damit umgehend an die Öffentlichkeit getreten. Ich schätze, CNN hat bereits weltweit darüber berichtet, während wir noch im Regenwald waren.«

»Kurz darauf haben die Ereignisse sich überschlagen«, sagte Sandecker. »Für mich ist die Situation eindeutig. Auslöser war die Nachricht, Francesca Cabral habe überlebt. Diese unerwartete Auferstehung bedeutete, dass auch ihr Entsalzungsverfahren wieder Realität werden könnte. Nachdem durch sie das erforderliche Fachwissen verfügbar war, fehlte nur noch die seltene Substanz, um ihre Theorie in die Tat umzusetzen. Und tatsächlich hat Dr. Cabral prompt bekräftigt, ihre Erfindung der Menschheit zum Geschenk machen zu wollen. Die Gegner dieses Plans haben einfach dort weitergemacht, wo sie zehn Jahre vorher aufgehört hatten.«

»Diesmal allerdings mit mehr Erfolg«, stellte Austin fest.

»Okay, das erklärt Francescas Entführung«, sagte Trout. »Aber warum hat man auch Gamay gekidnappt?«

»Bei diesen Leuten geschieht nichts aus reinem Zufall«, erwiderte Kurt. »Womöglich hat Gamay sogar noch Glück gehabt. Sie wäre vielleicht getötet worden, falls die Entführer keine

Verwendung für sie gehabt hätten. Kannst du dich noch an weitere Einzelheiten erinnern, Paul?»

»Ich habe kaum etwas gesehen. Sie waren insgesamt nur wenige Minuten im Haus. Der Anführer, der Kerl in der schwarzen Lederjacke, sprach mit einem Akzent, den ich nicht einordnen kann. Bei seinen Kameraden war der Akzent noch sehr viel ausgeprägter.«

Sandecker hatte sich auf seinem Stuhl zurückgelehnt, die Fingerspitzen aneinander gelegt und das Gespräch aufmerksam verfolgt. Jetzt richtete er sich schlagartig auf.

»Diese Ganoven sind bloß kleine Fische. Wir müssen direkt zur Spitze vorstoßen und die Frau mit dem seltsamen Namen ausfindig machen, die Gogstad leitet.«

»Sie ist ein Phantom«, sagte Austin. »Keiner weiß, wo sie wohnt.«

»Sie und Gogstad sind der Schlüssel«, bekräftigte Sandecker. »Kennen wir die Zentrale des Konzerns?»

»Es gibt Büros in New York, Washington und an der Westküste. Hinzu kommen ungefähr ein Dutzend Niederlassungen in Europa und Asien.«

»Wie eine Hydra«, sagte Sandecker.

»Selbst falls wir die Zentrale kennen würden, wäre das nicht unbedingt ein Fortschritt. Nach außen sieht Gogstad wie ein völlig legales Unternehmen aus. Man würde alle unsere Anschuldigungen schlicht abstreiten.«

Hiram Yaeger schlüpfte leise in den Konferenzraum und setzte sich auf einen der Stühle. »Verzeihung«, sagte er. »Ich habe für unsere Sitzung noch einige Recherchen durchgeführt.« Sein Blick richtete sich erwartungsvoll auf Austin, der den Wink sogleich verstand.

»Ich musste die ganze Zeit an etwas denken, das Hiram mir zuvor gezeigt hatte. Es war die holographische Darstellung eines

Wikingerschiffs. Genau dasselbe Schiff steht im Zentrum des Firmenlogos von Gogstad, weshalb ich davon ausgegangen bin, dass es damit eine tiefere Bewandnis haben dürfte. Also habe ich Hiram gebeten, über diesen Namen weitere Nachforschungen anzustellen, abseits der spärlichen Firmendaten, die Max für uns herausgefunden hatte.«

Yaeger nickte. »Auf Vorschlag von Kurt habe ich Max angewiesen, auch die historischen und meereskundlichen Verweise zu berücksichtigen, die bisher von mir weitgehend ausgespart wurden. Wie Sie sich alle denken können, existieren zu diesem Thema Unmengen von Material. Kurt hatte gesagt, ich solle vor allem auf Verbindungen nach Kalifornien oder gar zur Mulholland Group achten. Max ist auf einen interessanten Zeitungsartikel gestoßen. Ein norwegischer Schiffbauer war nach Kalifornien gereist, um dort für einen Kunden eine Kopie des antiken Gogstad-Boots anzufertigen.«

»Wer war dieser Kunde?«, fragte Austin.

»Das ging aus dem Artikel nicht hervor, doch es war leicht, den norwegischen Schiffbauer ausfindig zu machen. Ich habe vor ein paar Minuten mit ihm telefoniert und ihn nach dem Auftraggeber gefragt. Er musste sich damals zur Geheimhaltung verpflichten, aber da die Sache schon einige Jahre her ist, hat er mir verraten, es habe sich um eine große Frau in einem großen Haus gehandelt.«

»Eine große Frau?«

»Groß gewachsen, meinte er. Eine Riesin.«

»Das klingt wie ein skandinavisches Volksmärchen. Und was für ein Haus war das?«

»Er sagte, es habe wie ein modernes Wikingerlager ausgesehen, und zwar am Ufer eines großen Sees in den kalifornischen Bergen.«

»Tahoe?«



»Daran habe ich auch sofort gedacht.«

»Ein großes Wikingerhaus am Ufer des Lake Tahoe. Das dürfte nicht schwer zu finden sein.«

»Schon erledigt. Max hat sich in einen kommerziellen Satelliten eingeklinkt.« Yaeger ließ einige Satellitenfotos herumgehen. »Rund um den See gibt es eine Reihe großer Anwesen, Jagdhütten, Wochenendhäuser und Hotels. Aber das hier ist einzigartig.«

Auf dem ersten Bild war das eisblaue Wasser des Lake Tahoe aus großer Höhe aufgenommen und sah wie eine Pfütze aus. Bei einem anderen Foto hatte die Kamera sich an einen der Punkte am Rand des Sees herangezoomt und die Details vergrößert, so dass die ausgedehnte Anlage und der nahe Hubschrauberlandeplatz deutlich zu erkennen waren.

»Hat dieser Schuppen auch einen Eigentümer?«, fragte Austin.

»Zufällig ist es mir gelungen, einen Blick in die Datenbank des örtlichen Finanzamts zu werfen.« Yaeger grinste. Als Hund hätte er jetzt mit dem Schwanz gewedelt. »Das Anwesen gehört einem Immobilienkonzern.«

»Das hilft uns nicht besonders weiter.«

»Wie wär's dann hiermit? Der Konzern gehört zur Gogstad Corporation.«

Sandecker blickte von den Fotos auf. Er hatte sein berüchtigtes Temperament während der Sitzung gezügelt, doch es ärgerte ihn maßlos, dass einer seiner fähigsten Leute entführt und ein weiterer verwundet worden war. Außerdem wollte er nicht hinnehmen, dass die reizende Dr. Cabral nach all ihren schrecklichen Erfahrungen nun erneut leiden musste. Wieder einmal sollte der Welt eine lebensrettende Erfindung vorenthalten werden.

»Danke, Hiram.« Er ließ seinen kalten, entschlossenen Blick über die Anwesenden schweifen. »So, Gentlemen«, sagte er in

schneidendem Tonfall. »Wir wissen, was wir zu tun haben.«

Die Männer, die Francesca anstarrten, waren entweder Zwillinge oder die misslungenen Resultate eines verrückten Klon-Experiments. Am schlimmsten dabei war nicht etwa ihr widerwärtiges Aussehen, sondern ihr absolutes Schweigen. Sie saßen zu beiden Seiten nur wenige Meter von Francesca entfernt und hatten die Arme auf den Lehnen ihrer umgedrehten Stühle verschränkt. Das äußere Erscheinungsbild der Männer war in jeder Hinsicht identisch, von der koboldhaften Hässlichkeit bis hin zur Vorliebe für schwarzes Leder.

Francesca bemühte sich, nicht auf die dunklen, rotgeränderten Augen unter den vorstehenden Brauen zu achten, die metallenen Zahnkronen oder die blutleere Blässe der psychopathischen Gesichter. Die Fremden starrten sie begehrt an, doch an ihren Blicken war nichts Sexuelles und auch nichts unbekümmert Wildes, wie sie es von den Chulo kannte. Das hier war pure animalische Gier, ein Verlangen nach Blut und Gewalt. Verstohlen musterte sie den merkwürdig runden weißen Raum mit den schlichten Wänden und der unbehaglich kühlen Temperatur. In seiner Mitte befanden sich ein Computer und eine Schalttafel. Francesca dachte über die absurden Ausmaße der Möbel nach und fragte sich, ob die übergroßen Stühle, genau wie die niedrige Temperatur, als psychologischer Trick beabsichtigt waren, damit man sich klein und unzulänglich vorkam. Sie konnte sich überall auf der Welt befinden.

Francesca hatte keine Ahnung, wie sie in dieses sterile Zimmer gelangt war, sie erinnerte sich nur noch an das unbestimmte Gefühl, von einem Ort zum anderen gebracht worden zu sein. An einem Punkt hatte sie geglaubt, Flugzeugtriebwerke zu hören, aber dann erhielt sie eine weitere Injektion und fiel abermals in tiefe Bewusstlosigkeit. Irgendwann spürte sie einen Stich im Arm und wachte auf, als habe man ihr ein Stimulans

verabreicht. Als sie die Augen aufschlug, sah sie die Zwillinge. Seitdem waren einige Minuten vergangen, und niemand hatte ein Wort gesagt. Von Gamay war keine Spur zu entdecken, und auch das beunruhigte Francesca. Sie war geradezu dankbar, als sich zischend die Tür öffnete und eine Frau eintrat, die die beiden grotesken Zwillinge mit einer beiläufigen Handbewegung nach draußen scheuchte.

War das hier irgendein Monstrositätenkabinett oder vielleicht die Kulisse eines Fellini-Films? Jetzt kannte Francesca den Grund für die überdimensionierten Möbel. Die Frau in der dunkelgrünen Uniform war eine Riesin. Sie nahm auf einem großen Sofa Platz und lächelte freundlich, aber ohne Herzlichkeit. »Wie fühlen Sie sich, Dr. Cabral?«

»Was haben Sie mit Gamay gemacht?«

»Ihre Freundin von der NUMA? Die ist in einem behaglichen Quartier untergebracht.«

»Ich will sie sehen.«

Die Frau streckte träge den Arm aus und berührte den Computermonitor. Auf dem Bildschirm wurde Gamay sichtbar, die reglos auf einem Feldbett lag. Francesca hielt den Atem an. Dann bewegte Gamay sich und wollte aufstehen, doch sie sank kraftlos auf ihr Lager zurück.

»Im Gegensatz zu Ihnen hat sie kein Gegenmittel erhalten. Die Wirkung wird noch einige Stunden anhalten, dann wacht Ihre Freundin auf.«

»Ich will sie von Angesicht zu Angesicht sehen und mich vergewissern, dass es ihr gut geht.«

»Später vielleicht.« Ihr Tonfall ließ keinen Raum für Diskussionen. Sie berührte den Monitor, und er wurde wieder schwarz.

Francesca schaute sich um. »Wo genau sind wir hier?«

»Das ist nicht von Bedeutung.«

»Warum haben Sie uns hergebracht?«

Die Frau ignorierte die Frage. »Haben Melo und Radko Sie erschreckt?«

»Meinen Sie die zwei Schwachköpfe, die gerade rausgegangen sind?«

Sie lächelte. »Unterschätzen Sie lieber nicht den Einfallsreichtum der beiden. Trotz aller gespielten Tapferkeit sehe ich die Furcht in Ihrem Blick. Gut. So sollte es auch sein. Während der ethnischen Säuberungen in Bosnien haben die Gebrüder Kradzik eigenhändig Hunderte von Menschen umgebracht und den Tod vieler tausend Opfer verschuldet. Sie haben ganze Dörfer ausgelöscht und zahllose Massaker veranlasst. Falls ich nicht gewesen wäre, würden sie jetzt in den Zellen des Kriegsverbrechertribunals in Den Haag sitzen - und glauben Sie mir, die beiden haben wirklich jedes denkbare Kriegsverbrechen begangen. Sie verfügen weder über ein Gewissen noch über ein Gefühl der Moral oder Reue. Folter und Mord sind ihre zweite Natur.« Sie hielt inne, um die Schilderung wirken zu lassen. »Verstehen Sie, was ich sagen will?«

»Ja. Dass Sie nicht die geringsten Skrupel haben, Mörder anzuhauern.«

»Genau. Der todbringende Charakter der beiden war sogar ausschlaggebend für meine Entscheidung, sie anzustellen. Genau wie ein Zimmermann sich einen Hammer kaufen würde, um Nägel in ein Brett zu treiben. Die Kradzik-Zwillinge sind mein Hammer.«

»Menschen sind keine Nägel.«

»Manche sind es. Andere nicht, Dr. Cabral.«

Francesca wollte das Thema wechseln. »Woher wissen Sie meinen Namen?«

»Ich kenne und bewundere Ihre Arbeit schon seit vielen Jahren, Dr. Cabral. Meiner Meinung nach übertrifft Ihr Ruf als eine der international führenden Wasserbauingenieurinnen bei weitem Ihre kürzlich erworbene Berühmtheit als weiße Göttin.«

»Sie wissen, wer ich bin, aber wer sind Sie?«

»Ich heiße Brynhild Sigurd. Wenngleich Ihr Name weitaus bekannter als der meine ist, so sind wir doch beide auf demselben Gebiet bewandert, nämlich dem Kreislauf der wertvollsten Substanz dieser Erde: des Wassers.«

»Sie sind Wasserbauingenieurin?«

»Ich habe an den besten technischen Instituten Europas studiert. Danach bin ich nach Kalifornien gezogen und habe eine eigene Firma gegründet, die mittlerweile zu den größten der Welt gehört.«

Francesca schüttelte den Kopf. Sie war überzeugt, die Branche sehr genau zu kennen. »Ich habe noch nie von Ihnen gehört.«

»Weil ich es so wollte. Ich war stets hinter den Kulissen tätig. Sehen Sie mich an, ich bin zwei Meter zehn groß. Diese Statur macht mich zu einer Missgeburt und zum Ziel des Spotts all jener, die mir in Wirklichkeit weit unterlegen sind.«

Trotz ihrer misslichen Lage verspürte Francesca einen Anflug von Mitgefühl. »Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie es ist, von Idioten schikaniert zu werden, die nicht ertragen können, dass eine Frau Erfolg hat. Es war mir immer egal.«

»Vielleicht war das ein Fehler. Mein Zorn darüber, mich vor der Öffentlichkeit verstecken zu müssen, hat sich am Ende als Vorteil erwiesen. Ich konnte meinen rger umleiten und in einen beharrlichen Ehrgeiz verwandeln. Mit Blick auf die Zukunft habe ich andere Firmen aufgekauft. Es gab nur ein einziges Haar in der Suppe.« Wieder dieses kühle Lächeln. »Sie, Dr. Cabral.«

»Ich hätte nie gedacht, dass ich mal in einem Teller landen würde, Miss Sigurd.«

»Bitte verzeihen Sie den Vergleich, aber er ist durchaus zutreffend. Vor einigen Jahren wurde mir klar, dass der weltweite Wasserbedarf den vorhandenen Vorrat in absehbarer Zeit über-

schreiten würde, und ich wollte die Kontrolle der Verteilung übernehmen. Dann hörte ich von Ihrem revolutionären Entsalzungsprozess. Hätten Sie Erfolg, würden dadurch meine sorgfältig geschmiedeten Pläne zunichte gemacht. Das konnte ich nicht zulassen. Ich zog in Erwägung, Ihnen ein lukratives Angebot zu unterbreiten, aber nach genauerer Analyse Ihrer Persönlichkeit begriff ich, dass es mir nie gelingen würde, Sie von Ihrer törichten Selbstlosigkeit abzubringen. Also beschloss ich, Sie davon abzuhalten, das Verfahren publik zu machen.«

Francesca spürte Wut in sich aufsteigen. Ihre Stimme war ein böses Zischen. »Sie haben damals versucht, mich entführen zu lassen.«

»Ich hatte gehofft, Sie als Mitarbeiterin gewinnen zu können. Zur Vervollständigung Ihrer Entsalzungsmethode hätte ich Ihnen ein erstklassiges Labor zur Verfügung gestellt. Leider ging etwas schief, und Sie verschwanden im Dschungel. Alle hielten Sie für tot. Dann las ich voller Bewunderung von Ihren Abenteuern unter den Wilden und wie Sie deren Königin wurden. Da wusste ich, dass wir beide Überlebende in einer feindseligen Welt waren.«

Francesca hatte sich wieder etwas gefangen und reagierte nun ruhiger. »Was wollten Sie denn mit dem Verfahren anfangen, falls ich es Ihnen verraten hätte?«

»Ich hätte es geheim gehalten und unterdessen meine Kontrolle über die Wasserreserven dieser Welt ausgeweitet.«

»Ich wollte der Menschheit meine Entdeckung völlig unentgeltlich zur Verfügung stellen«, sagte Francesca verächtlich. »Mein Ziel war, das Leid zu lindern, nicht, daran zu verdienen.«

»Lobenswert, aber zwecklos. Da Sie vermeintlich tot waren, habe ich eine Anlage in Mexiko errichten lassen, um Ihre Arbeit nachzuvollziehen. Sie wurde durch eine Explosion zerstört.«

Francesca hätte beinahe gelacht. Sie kannte den Grund für das Unglück und war versucht, ihn der Frau mitten ins Gesicht zu

schleudern. Doch sie behielt sich im Griff. »Das überrascht mich nicht«, sagte sie. »Die Arbeit mit hohem Druck und extremer Hitze kann ziemlich heikel werden.«

»Egal. Im hiesigen Hauptlabor wurde derweil an einem anderen Aspekt der Prozedur gearbeitet. Dann kam die frohe Botschaft von Ihrer Flucht aus dem Regenwald. Sie sind zwar sofort wieder von der Bildfläche verschwunden, doch ich wusste von Ihrer Verbindung zur NUMA. Die Trouts standen seit ihrer Rückkehr unter ständiger Beobachtung.«

»Wie schade, dass Sie abermals Ihre Zeit verschwendet haben.«

»Da bin ich anderer Meinung. Es ist noch nicht zu spät, um Ihre Fähigkeiten für meine Absichten zu nutzen.«

»Sie haben eine seltsame Art, Bewerbungsgespräche zu führen. Dank Ihres ersten Entführungsversuchs habe ich zehn Jahre in der Wildnis verbracht. Jetzt setzen Sie mich unter Drogen und kidnappen mich erneut. Weshalb sollte ich gewillt sein, auch nur den kleinen Finger für Sie zu rühren?«

»Weil ich Ihnen für Ihre Forschung beispiellose Mittel zur Verfügung stellen kann.«

»Ein Dutzend Stiftungen würden mein Projekt jederzeit gern finanzieren. Und selbst wenn ich geneigt wäre, für Sie zu arbeiten - was nicht der Fall ist -, gäbe es einen wesentlichen Hinderungsgrund. Der Entsalzungsprozess beinhaltet eine komplexe molekulare Umwandlung, die nur durch eine überaus seltene Substanz möglich wird.«

»Ich weiß über das Anasazium Bescheid. Mein Vorrat des Materials wurde durch die Explosion der mexikanischen Anlage vernichtet.«

»So ein Pech«, sagte Francesca. »Das Verfahren ist damit leider unmöglich geworden. Wenn Sie jetzt also so freundlich sein würden, mich gehen zu lassen...«



»Erfreulicherweise verfüge ich inzwischen wieder über eine ausreichend große Menge Anasazium, um Ihnen die Weiterarbeit zu ermöglichen. Als ich von Ihrer Rückkehr erfuhr, habe ich mir umgehend einen beträchtlichen Vorrat des veredelten Materials verschafft. Gerade noch rechtzeitig, wie ich hinzufügen möchte, denn die NUMA hatte bereits zwei Angehörige ihres Teams für Sonderaufgaben entsandt, um mir zuvorzukommen. Jetzt steht meinem Plan, die Süßwasserversorgung der ganzen Welt zu übernehmen, nichts mehr im Wege. Nur Sie allein können nachvollziehen, wie brillant meine Strategie ist, Dr. Cabral.«

Francesca täuschte widerwillige Zustimmung vor, als würde das Kompliment ihr insgeheim schmeicheln. »Nun, als Wissenschaftlerin dieses Fachgebiets kann ich nicht leugnen, dass ein solch ambitioniertes Vorhaben mein Interesse weckt.«

»Der Welt steht eine der schwersten Dürreperioden ihrer Geschichte bevor, die durchaus ein ganzes Jahrhundert andauern könnte, falls ich die Vorzeichen richtig gedeutet habe. In Afrika, China und dem Mittleren Osten sind bereits erste Auswirkungen zu spüren. Der Durst in Europa nimmt ständig zu und kann nicht mehr gestillt werden. Ich habe lediglich vor, diesen Austrocknungsprozess zu beschleunigen.«

»Verzeihen Sie meine Skepsis, aber das ist absurd.«

»Ach ja?«, entgegnete Brynhild lächelnd. »Die Vereinigten Staaten sind ebenfalls davon betroffen. Die großen Wüsten Städte im Südwesten - Los Angeles, Phoenix, Las Vegas beziehen ihr Wasser aus dem Colorado River, der nun unter meiner Kontrolle steht. Sie sind dabei von einem Netz aus Dämmen, Staubecken und künstlichen Kanälen abhängig. Alles hängt an einem seidenen Faden. Jede Störung der Süßwasserzufuhr würde sich als verheerend erweisen.«

»Sie haben doch nicht etwa vor, einen Damm zu sprengen?«, fragte Francesca bestürzt.

»Etwas derartig Plumpes liegt mir fern. Da die normale Versorgung schon seit längerem kurz vor dem Zusammenbruch steht, haben die Städte sich mehr und mehr auf private Zulieferer verlassen. Auch diese Firmen wurden von Gogstads Tochterunternehmen weitgehend aufgekauft. Jetzt können wir zu jedem beliebigen Zeitpunkt und an jedem beliebigen Ort eine Wasserknappheit erzeugen, indem wir einfach den Hahn zudrehen. Und dann werden wir nur noch die finanzkräftigen Kunden versorgen, nämlich die großen Ballungsräume und die Hochtechnologiezentren.«

»Was wird aus denen, die nicht finanzkräftig sind?«

»Es gibt im Westen ein altes Sprichwort: ›Wasser und Geld ziehen sich an.« Wer reich war, wurde schon immer auf Kosten der anderen mit billigem Wasser versorgt. Bei mir wird das Wasser nicht länger billig sein. Unsere Strategie ist global ausgelegt und erstreckt sich auch auf Europa und Asien, Südamerika und Afrika. Wir werden Kapitalismus in seiner reinsten Form praktizieren. Der Preis wird durch die Nachfrage geregelt.«

»Aber Wasser ist nicht irgendeine Handelsware wie Schweinebäuche.«

»Sie sind zu lange im Dschungel gewesen. Globalisierung bedeutet nichts anderes als die Förderung von Monopolen auf dem Gebiet der Kommunikationstechnik, Landwirtschaft, Nahrungsmittelproduktion oder Energieversorgung. Warum nicht auch beim Wasser? Nach den neuen internationalen Handelsabkommen ist ein Land nicht mehr alleiniger Besitzer seiner Wasservorräte. Es entscheidet das höchste Gebot, und das wird von Gogstad kommen.«

»Wenn Sie einem Land das Wasser verweigern, wird es dadurch aus dem Wettbewerb geworfen. In den entsprechenden Staaten werden Hungersnöte und Aufstände ausbrechen.«

»Das Chaos wird zu unserem Vorteil arbeiten, denn es bereitet Gogstads Weg zur politischen Übernahme der geschwächten

Regierungen. Betrachten Sie es als eine Art Wasser-Darwinismus. Die Starken werden überleben.«

Die kalten blauen Augen schienen sich in Francescas Schädel zu bohren. »Es handelt sich hierbei keineswegs um eine Art Rachefeldzug wegen all der Kränkungen, die ich aufgrund meiner Statur zu erdulden hatte. Ich bin vielmehr eine Geschäftsfrau, die weiß, dass zur Durchführung solcher Pläne das richtige politische Klima herrschen muss. Zu diesem Zweck habe ich erhebliche Investitionen getätigt. Ferner wurde unter Aufbietung vieler Millionen Dollar eine Flotte von Tank- und Schleppschiffen gebaut, mit denen es möglich sein wird, Süßwasser in riesigen, hochseetüchtigen Behältern über die Weltmeere zu verschiffen. Ich warte schon seit Jahren auf diesen Moment. Bislang habe ich mich aus Furcht vor Ihrem Verfahren zurückgehalten, denn es könnte mein Monopol innerhalb weniger Wochen zunichte machen. Nun, da sich sowohl Sie als auch das Anasazium in meiner Gewalt befinden, kann ich zuschlagen. Es wird nur wenige Tage dauern, die gesamte westliche Hälfte des Landes trockenzulegen.«

»Das ist unmöglich!«

»Meinen Sie? Wir werden sehen. Sobald der Colorado River als Versorgungsader ausfällt, werden die restlichen Teile des Puzzles sich schnell an ihren Platz fügen. Auch im Rest der Welt kontrolliert mein Unternehmen bereits den größten Teil der Süßwasservorräte. Wir drehen gewissermaßen den Hahn zu. Erst langsam, dann stärker. Falls es Beschwerden gibt, behaupten wir, unsere Produktion liefe auf Hochtouren.«

»Sie wissen, was dann geschieht«, sagte Francesca mit ruhiger Stimme. »Ein großer Teil der Erde wird sich in Wüste verwandeln. Die Konsequenzen wären furchtbar.«

»Für manche vielleicht, aber nicht für diejenigen, die den Zufluss regulieren. Wir werden jeden Preis verlangen können.«

»Von völlig verzweifelte Menschen. Man würde Sie schon

bald als das Ungeheuer erkennen, das Sie sind.«

»Ganz im Gegenteil. Gogstad wird bekannt geben, dass wir vorhaben, mit unserer Tankerflotte Wasser aus Alaska, British Columbia und den Großen Seen in andere Regionen der Welt zu transportieren. Wenn unsere hübschen Tanker dann vor der Küste auftauchen, wird man uns als Helden feiern.«

»Offenbar sind Sie bereits reicher, als viele Menschen sich je erträumen würden. Wozu benötigen Sie noch mehr Geld?«

»Auf lange Sicht könnte dies der ganzen Welt zugute kommen. Ich verhindere dadurch, dass um das Wasser Kriege geführt werden.«

»Eine Pax Gogstad, auferlegt durch Zwang.«

»Zwang dürfte nicht notwendig sein. Wer sich meinem Willen fügt, wird belohnt werden. Alle anderen werden meine Bestrafung zu spüren bekommen.«

»Die daraus besteht, sie verdorren und sterben zu lassen.«

»Ja, falls nötig. Sie fragen sich bestimmt, welche Rolle ich Ihrem Entsalzungsprozess zgedacht habe.«

»Ich dachte, Sie wollten mit aller Macht verhindern, dass Ihr verrückter Plan dadurch in Gefahr gerät.«

»Aber nein, Ihr Verfahren ist ein wichtiger Bestandteil meines Plans. Ich habe nicht vor, meine Tanker bis in alle Ewigkeit über die Weltmeere kreuzen zu lassen. Die Schiffe sind lediglich eine Überbrückungsmaßnahme, während die Welt eine fantastische Infrastruktur errichtet, mittels derer Wasser aus den Polargebieten herbeigeleitet werden kann. Riesige Ackerflächen, die zunächst vertrocknet sind, werden dann durch ausgedehnte Bewässerungsmaßnahmen wieder fruchtbar gemacht.«

»Kein Land könnte sich ein solches Projekt leisten. Ganze Nationen werden Bankrott gehen.«

»Umso besser, dann kann man sie nämlich günstig aufkaufen. Letzten Endes werde ich Entsalzungsanlagen errichten, die nach

dem Cabral-Prinzip funktionieren, doch nur ich werde die Produktion steuern.«

»Und auch diesmal erhält nur der Meistbietende den Zuschlag.«

»Natürlich. Und jetzt lassen Sie mich Ihnen mein neues Angebot unterbreiten. Ich stelle Ihnen ein Labor zur Verfügung, das allen Ihren Anforderungen genügen wird.«

»Und falls ich mich weigere?«

»Dann liefere ich Ihre Freundin von der NUMA den Gebrüdern Kradzik aus. Sie wird langsam und qualvoll sterben.«

»Sie ist unschuldig. Sie hat mit all dem nichts zu tun.«

»Dennoch stellt sie einen Nagel dar, der gegebenenfalls ins Holz geschlagen werden muss.«

Francesca schwieg eine Weile.

»Woher weiß ich, dass ich Ihnen vertrauen kann?«, fragte sie dann.

»Sie können mir nicht vertrauen, Dr. Cabral. Sie sollten wissen, dass Sie niemandem je vertrauen können. Aber Sie sind intelligent genug, um zu erkennen, dass Sie für mich weitaus wertvoller sind als das Leben Ihrer Freundin und dass ich zu einem Tauschhandel bereit bin. Solange Sie kooperieren, bleibt Ihre Freundin am Leben. Sind Sie einverstanden?«

Die Frau und die Taten, die sie in einem dunklen Winkel ihres brillanten Verstands ersonnen hatte, erfüllten Francesca mit Abscheu. Wie so viele ihrer skrupellosen Vorgänger war auch Brynhild eindeutig Größenwahnsinnig und absolut unzugänglich für die Leiden der unschuldigen Opfer. Ohne eine gehörige Portion innerer Stärke hätte Francesca es nicht geschafft, zehn Jahre inmitten wilder Kopfbjäger, blutsaugender Fledermäuse, stechender Insekten und giftiger Pflanzen zu überleben. Sie konnte genauso berechnend sein wie der schlimmste Intrigant, und das Leben im Dschungel hatte ihr die stille Grausamkeit eines Jagu-

ars auf der Pirsch verliehen. Seit ihrer Flucht hatte sie häufig an Vergeltung gedacht. Sie wusste, dass dieses Gefühl falsch und unangebracht war, doch es ließ nicht nach und half ihr, bei Verstand zu bleiben. Vorerst jedoch durfte sie sich nicht von ihrer Rachsucht überwältigen lassen. Diese Frau musste aufgehalten werden. Und so unterdrückte sie ein Lächeln, neigte unterwürfig den Kopf und rang sich ein stockendes Zugeständnis ab. »Sie haben gewonnen. Ich werde Ihnen bei der Entwicklung des Verfahrens behilflich sein.«

»Gut. Ich zeige Ihnen Ihren Arbeitsplatz. Sie dürften ziemlich beeindruckt sein.«

»Ich möchte mit Gamay sprechen und mich davon überzeugen, dass bei ihr alles in Ordnung ist.«

Brynhild drückte eine Taste auf der Schalttafel. Zwei Männer in grünen Uniformen traten ein. Erleichtert stellte Francesca fest, dass es sich nicht um die Kradziks handelte.

»Bringen Sie Dr. Cabral zu unserem anderen Gast«, befahl Brynhild. »Dann begleiten Sie sie wieder hierher.« Sie wandte sich an Francesca. »Sie haben zehn Minuten. Ich will, dass Sie sofort mit der Arbeit anfangen.«

Die beiden Wachen führten Francesca durch ein Labyrinth von Gängen zu einem Aufzug und fuhren mit ihr mehrere Etagen nach unten. Dann gingen sie zu einer unauffälligen Tür, die sich erst öffnete, nachdem die Männer einen entsprechenden Zahlencode in ein Tastenfeld eingegeben hatten. Die Posten blieben draußen, und Francesca betrat den kleinen fensterlosen Raum. Gamay saß auf der Kante des Feldbetts. Sie wirkte groggy, wie ein Boxer, der einen Schlag zu viel eingesteckt hatte. Als sie Francesca sah, hellte sich ihre Miene auf. Sie lächelte und wollte aufstehen, doch sie war noch zu schwach und musste sich wieder setzen.

Francesca nahm neben ihr Platz und legte ihr den Arm um die Schultern. »Wie fühlen Sie sich?«

Gamay strich sich das zerzauste Haar aus der Stirn. »Meine Knie sind weich, aber ansonsten geht es mir gut. Was ist mit Ihnen?«

»Man hat mir ein Gegenmittel verabreicht. Ich bin schon seit einiger Zeit wach. Bei Ihnen wird die Wirkung auch bald nachlassen.«

»Hat jemand etwas von Paul erzählt? Er war oben, als die Kidnapper über uns hergefallen sind.« Francesca schüttelte den Kopf. Gamay schob all ihre schlimmen Befürchtungen beiseite. »Haben Sie eine Ahnung, wo wir uns befinden?«

»Nein. Unsere Gastgeber haben es mir nicht verraten.«

»Heißt das, Sie haben mit jemandem gesprochen, dem ich für diese prächtige Unterbringung danken kann?«

»Ihr Name ist Brynhild Sigurd. Wir wurden von ihren Leuten entführt.«

Gamay wollte etwas erwidern, doch Francesca schürzte die Lippen und blickte von links nach rechts, ohne den Kopf zu bewegen. Gamay verstand den Wink: Sie wurden belauscht und vermutlich auch beobachtet.

»Mir bleiben nur wenige Minuten. Ich wollte Sie bloß wissen lassen, dass ich eingewilligt habe, mit Miss Sigurd an meinem Entsalzungsprozess zu arbeiten. Wir beide müssen hier bleiben, bis das Projekt abgeschlossen ist. Ich weiß nicht, wann das sein wird.«

»Sie werden mit der Person kooperieren, die uns gekidnappt hat?«

»Ja«, entgegnete Francesca und reckte trotzig das Kinn vor. »Ich habe zehn Jahre meines Lebens im Dschungel vergeudet. Es geht um viel Geld, und außerdem bin ich der Ansicht, dass Gogstad am ehesten dazu geeignet ist, der Welt mein Verfahren auf geordnete und kontrollierte Weise zu überantworten.«

»Sind Sie sicher, dass Sie das wirklich wollen?«

»Ja, absolut«, sagte sie.

Die Tür öffnete sich, und einer der Männer bedeutete Francesca, es sei an der Zeit, sich auf den Rückweg zu machen. Sie nickte, beugte sich vor und umarmte Gamay. Dann stand sie eilig auf und verschwand mit den Wachen. Gamay ließ die letzten Minuten noch einmal Revue passieren. Francesca hatte ihr zum Abschied kurz zugezwinkert. Sie irrte sich ganz bestimmt nicht. Offenbar steckte doch mehr hinter Francescas erschreckender Aussage, sie würde ab jetzt mit dem Feind kollaborieren. Aber es gab wichtigere Dinge. Gamay legte sich wieder hin und schloss die Augen. Zunächst mal musste sie sich gründlich ausruhen. Dann würde sie versuchen, sich einen Fluchtplan zu überlegen.



Der Mann schwebte hoch über dem kobaltblauen Wasser des Lake Tahoe. Er saß auf einem flachen, einer Liege ähnelnden Sitz, der einerseits an einem rotweißen Gleitschirm hing und andererseits über eine Schleppleine mit dem Motorboot verbunden war, das sechzig Meter unter ihm fuhr.

Der Sportler sprach in ein Handfunkgerät. »Lass uns noch eine Runde drehen, Joe.«

Zavala, der am Steuer des Boots saß, winkte Austin bestätigend zu und fuhr eine weite, langsame Kurve, die sie wieder in die Nähe der kalifornischen Seite des Sees bringen würde.

Das Manöver verschaffte Kurt einen malerischen Ausblick auf beinahe die gesamte Fläche des Gewässers. Der Lake Tahoe gehört zur Sierra Nevada und liegt knapp vierzig Kilometer südwestlich von Reno an der Grenze zwischen Kalifornien und Nevada. Er ist von zerklüfteten Bergen umringt, die im Winter Schneekappen tragen, und stellt den größten Bergsee der Vereinigten Staaten dar. Sein Wasserspiegel befindet sich auf einer Höhe von etwa eintausendneunhundert Metern, während seine Tiefe rund fünfhundert Meter beträgt. Er füllt ein fünfunddreißig Kilometer langes und neunzehn Kilometer breites Bassin aus, das infolge einer urzeitlichen Kontinentalverwerfung entstanden ist. Zwei Drittel seiner mehr als fünfhundert Quadratkilometer messenden Fläche liegen in Kalifornien, und am nördlichen Ende mündet er in den Truckee River. Am südlichen Ende hingegen ergießt sich ein Strom von Geld in die Kassen der Kasinos von Stateline, in denen traditionell um hohe Einsätze gespielt wird. Der erste Weiße am Ufer des Gewässers war John C. Fremont auf einer seiner Vermessungsexpeditionen gewesen. Bei den Washoe-Indianern hieß der See Daow, was »viel Wasser« bedeutete und in den Ohren der Englisch sprechenden Neuankömmlinge wie »Tahoe« klang. So entstand der bis heute gülti-

ge Name.

Während Austin in weitem Bogen an seinem Gleitschirm herumschwang, richtete er seine Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Abschnitt des Ufers sowie den dunklen Wald, der sich dahinter erhob, und prägte sich den Anblick sorgfältig ein. Statt seines unvollkommenen Gedächtnisses hätte er lieber eine Videokamera oder einen Fotoapparat benutzt, doch so dicht vor dem Gogstad-Anwesen standen Joe und er vermutlich unter genauer Beobachtung. Jede verdächtige Bewegung seinerseits, beispielsweise die Ausrichtung einer Kamera auf das falsche Motiv, würde Alarm auslösen.

Er schwebte an einem langen Steg vorbei, der vom felsigen Ufer aus in den See ragte und an dem ein Schnellboot vertäut lag. Hinter einem Bootshaus oder Lagerschuppen stiegen die schwarzen Felsen steil empor und gingen dann in eine dicht bewaldete Hochebene über. Einige hundert Meter landeinwärts folgte eine weitere Geländestufe, über deren Baumwipfeln mehrere Türme, Erker und Dächer zu sehen waren und Austin an die Mauern eines Schlosses aus Grimms Märchen denken ließen.

Eine plötzliche Bewegung erregte seine Aufmerksamkeit. Mehrere dunkel gekleidete Männer waren zum Ende des Piers gelaufen. Kurt befand sich zu weit weg, um Einzelheiten erkennen zu können, doch es hätte ihn nicht überrascht, wenn demnächst Bilder von ihm in einem der konzerneigenen Fotoalben auftauchen würden.

Der Steg blieb hinter ihm zurück, und das Boot schleppte ihn noch eine weitere Meile nach Süden. Als sie sich definitiv außer Sicht befanden, gab er Zavala den Befehl zum Einholen der Leine. Die Winde zog ihn an seinem Gleitschirm nach unten, als würde ein Junge einen Drachen vom Himmel holen. Der Sitz traf aufs Wasser auf und schwamm. Austin war froh, dass er sich nicht für eines der alten Brustgeschirre entschieden hatte, denn sonst wäre er selbst in den See eingetaucht, dessen Temperatur auch im Sommer nie mehr als zwanzig Grad betrug.

»Hast du was Interessantes entdeckt?«, fragte Joe, als er Kurt zurück ins Boot half.

»Vor der Tür liegt kein Abtreter mit Willkommensgruß, falls du das meinst.«

»Dafür habe ich so etwas wie ein Empfangskomitee auf dem Pier gesehen.«

»Die Typen kamen herausgelaufen, als wir zum zweiten Mal daran vorbeigefahren sind. Es war also richtig, von strengen Sicherheitsmaßnahmen auszugehen.«

Sie hatten mit einer umfassenden Überwachung des Anwesens gerechnet und deshalb gar nicht erst versucht, sich anzuschleichen. Stattdessen waren sie auf die Idee verfallen, dass ein offenes Auftreten häufig weniger verdächtig wirkte, und hatten mit Hilfe eines Bündels Geldscheine sowie ihrer NUMA-Ausweise den Eigentümer des Gleitschirms und des Boots davon überzeugt, ihnen die Ausrüstung für ein paar Stunden zu leihen. Sie behaupteten, ihre Ermittlungen seien gegen die Mafia gerichtet, was in Anbetracht der nahen Kasinos relativ glaubwürdig wirkte. Da die Geschäfte gerade schlecht gingen und ein Verdienst in Höhe eines großzügigen Wochenlohns winkte, willigte der Mann ein.

Jetzt verstaute Austin und Zavala den Sitz und den Schirm an Bord. Dann öffnete Kurt eine wasserdichte Tasche, holte daraus einen großen Block samt Stift hervor und fertigte mehrere Skizzen der von ihm gemachten Beobachtungen an. Die Ergebnisse fielen recht ansehnlich aus, wenngleich Austin sich für seine vorgeblich mangelhaften Zeichenkünste entschuldigte. Er hatte Yaegers Satellitenfotos mitgenommen und verglich sie nun mit den Skizzen. Vom Steg aus führte eine Treppe das Steilufer hinauf, an die sich ein Pfad anschloss. Dieser wiederum verbreiterte sich zu einer Straße, die zu dem Gebäudekomplex verlief. An einer Abzweigung lag der Hubschrauberlandeplatz.

»Ein Frontalangriff vom Wasser aus kommt nicht in Frage«,

sagte er.

»Ich kann nicht behaupten, dass ich deswegen enttäuscht bin. Unsere kleine Schießerei in Alaska ist mir noch ziemlich gut in Erinnerung«, sagte Zavala.

»Ich hatte gehofft, im Wasser etwas erkennen zu können. Früher war der See kristallklar, aber die vielen Erschließungsmaßnahmen haben ein verstärktes Algenwachstum bewirkt.«

Zavala musterte eines der anderen Bilder. Nach der Krisensitzung im Hauptquartier der NUMA hatte Austin über einen Wettersatelliten eine zusätzliche Aufnahme des Lake Tahoe anfertigen lassen, auf der anhand der Verfärbung die jeweilige Wassertemperatur abgelesen werden konnte. Der See war fast vollständig blau, abgesehen von einem einzigen Punkt am Westufer, wo die rötliche Schattierung auf hohe Temperaturen hindeutete. Dieser Punkt lag praktisch genau unter dem Gogstad-Pier. Er entsprach dem Hitzeimpuls vor der Baja California.

»Bilder lügen nicht«, sagte Joe. »Allerdings könnte es sich auch um eine heiße Quelle handeln.«

Austin runzelte die Stirn.

»Gut, mal angenommen, es befindet sich dort eine Unterwasser-Anlage wie vor der Baja, dann verstehe ich eines nicht: Es geht um ein Verfahren zur Entsalzung. Das hier ist aber ein Süßwassersee.«

»Stimmt, das ergibt keinen Sinn, doch es existiert nur eine Möglichkeit, Gewissheit zu erlangen. Lass uns umdrehen und nachschauen, ob unsere Lieferung eingetroffen ist.«

Austin startete den Motor und schlug die Richtung zum Südufer des Lake Tahoe ein. Sie glitten über das dunkelblaue Wasser und erreichten wenig später einen Jachthafen. Vom Ende eines schmalen Stegs aus winkte ihnen eine schlaksige Gestalt zu. Paul war an Land geblieben, denn seine Wunde war noch zu empfindlich, um eine unruhige Bootsfahrt mitzumachen. Als sie längsseits gingen, fing er mit seiner unverletzten Hand die Hal-

teleine auf und vertäute sie am Pier.

»Euer Paket ist da«, verkündete er. »Auf dem Parkplatz.«

»Das ging ja schnell«, stellte Austin fest. »Sehen wir es uns mal an.« Zavala und er machten sich auf den Weg.

»Wartet«, rief Paul.

Austin hatte es eilig. »Wir erzählen dir alles später«, wiegelte er ab.

Paul schüttelte den Kopf. »Behaupte nachher nicht, ich hätte dich nicht warnen wollen«, murmelte er.

Der Tieflader stand am Rand des Parkplatzes. Das Objekt auf seiner Ladefläche war ungefähr so groß und lang wie zwei hintereinander abgestellte Autos. Man hatte es abgepolstert und unter einer dunklen Plastikplane verborgen. Austin trat näher heran, um einen genaueren Blick darauf zu werfen, als die Beifahrtür des Lastwagens sich öffnete und eine vertraute Gestalt ausstieg. Jim Contos, der Kapitän der *Sea Robin*, schlenderte grinsend auf Kurt und Joe zu.

»Oje!«, sagte Zavala.

»Jim«, rief Austin. »Was für eine angenehme Überraschung.«

»Was, zum Teufel, geht hier vor, Kurt?« Das Grinsen war verschwunden.

»Es war ein Notfall, Jim.«

»Ja, das habe ich mir schon gedacht, als Rudi Gunn mich mitten in der Testreihe anrief und mir befahl, die SeaBus so schnell wie möglich zum Lake Tahoe zu schaffen. Also bin ich einfach mal mit in den Laster aus San Diego gestiegen, um zu sehen, wer das Boot angefordert hat.«

Austin sah einen Picknicktisch und schlug vor, sie sollten dort Platz nehmen. Dann erläuterte er die Situation und zog zur Verdeutlichung die Satellitenbilder und Zeichnungen hinzu. Contos hörte sich den Vortrag schweigend an, während seine Miene zunehmend ernster wurde.

»So, jetzt weißt du Bescheid«, sagte Austin. »Als wir feststellten, dass es vielleicht nur eine einzige Zugangsmöglichkeit geben würde, haben wir das nächstbeste verfügbare Tauchboot angefordert. Leider handelte es sich zufällig um das Boot aus deiner aktuellen Testreihe.«

»Wieso spielt ihr Blind Man's Bluff?«, fragte Contos und bezog sich damit auf eine Reihe geheimer Unterwassermissionen während des Kalten Kriegs. »Warum geht ihr nicht einfach hinein?«

»Zunächst mal ist der Landweg in dieses Anwesen besser gesichert als Fort Knox. Der Komplex wird von einem Stacheldrahtzaun umgeben, dessen Alarmsystem schon auf die leiseste Berührung reagiert. Außerdem patrouillieren dort jede Menge Posten. Es führt nur eine einzige Zufahrtsstraße hinein, und die verläuft durch einen dichten Wald und ist gut bewacht. Ein offener Angriff mit einem schwer bewaffneten SWAT-Team würde vermutlich Tote und Verletzte nach sich ziehen. Außerdem besteht immer noch die Möglichkeit, dass wir uns irren. Vielleicht werden die Frauen an einem anderen Ort festgehalten, und hinter diesen Zäunen findet nichts Illegales statt.«

»Das meinst du doch nicht wirklich, oder?«

»Nein.«

Contos schaute zu den Segelbooten, die friedlich über den See glitten. Dann wandte er sich an Paul, der inzwischen bei ihnen saß.

»Glaubst du, deine Frau ist da drinnen?«

»Ja. Und ich bin fest entschlossen, sie herauszuholen.«

Contos wies auf Trouts linken Arm, der in einer Schlinge lag. »Ich würde sagen, du könntest ein wenig Hilfe gebrauchen. Und deine Freunde hier werden sich auch schwer tun, die SeaBus in Betrieb zu nehmen.«

»Ich habe das Boot entworfen«, sagte Zavala.

»Das weiß ich durchaus, aber du warst nicht derjenige, der sie erprobt hat, also kennst du die Fußangeln nicht. Die Batterien zum Beispiel sollten eigentlich sechs Stunden halten, aber mehr als vier sind nicht drin. Eurer Beschreibung nach zu urteilen, liegt das Anwesen ein ganzes Stück von hier entfernt. Habt ihr euch eigentlich schon überlegt, wie ihr das Boot ins Einsatzgebiet verfrachten wollt?«

Austin und Zavala sahen sich amüsiert an.

»Genau genommen, haben wir sogar schon ein Transportmittel organisiert«, sagte Austin. »Möchtest du es gern mal sehen?«

Contos nickte. Sie standen vom Tisch auf und gingen über den Parkplatz zum Steg. Je näher sie dem Wasser kamen, desto verwirrter schaute Jim aus der Wäsche. Er war an die erstklassige Ausrüstung der NUMA gewöhnt und hielt Ausschau nach einem hoch technisierten Schiff mit Kränen. Aber dergleichen war nirgendwo zu entdecken.

»Wo ist denn nun euer Transportmittel?«, fragte er.

»Ich glaube, da kommt es gerade«, erwiderte Austin.

Contos sah hinaus auf den See und traute seinen Augen nicht. Ein altertümlicher Raddampfer hielt auf sie zu. Das rotweißblau gestrichene Schiff mit den lustig flatternden Wimpeln führte normalerweise Touristenrundfahrten durch.

»Ihr macht wohl Witze«, sagte er. »Von dem Ding wollt ihr starten? Es sieht aus wie eine schwimmende Hochzeitstorte.«

»Hübsch, was? Das alte Mädchen fährt jeden Tag einmal quer über den See. Niemand achtet mehr darauf. Das ist doch die perfekte Tarnung für eine verdeckte Operation, findest du nicht, Joe?«

»Außerdem soll es an Bord ein ziemlich leckeres Frühstück geben«, fügte Zavala mit ungerührter Miene hinzu.

Contos starrte dem Schiff wütend entgegen. Dann machte er unvermittelt auf dem Absatz kehrt und lief zum Parkplatz.

»He, Skipper, wo willst du hin?«, rief Austin ihm hinterher.  
»Zurück zum Laster und mein Banjo holen.«



Francesca stand an Deck des Wikingerboots und betrachtete staunend die anmutige, lang gestreckte Form, die elegant geschwungenen Vorder- und Achtersteven und das bemalte Rahsegel. Trotz der dicken Planken und des massiven Kiels wirkte es beinahe zerbrechlich. Sie ließ den Blick durch den riesigen Saal mit der gewölbten Decke schweifen, musterte die lodernen Fackeln und die hohen Steinwände, an denen mittelalterliche Waffen hingen. Wie konnte etwas so Schönes wie dieses Schiff sich nur in einer dermaßen bizarren und hässlichen Umgebung befinden?

Brynhild Sigurd, die neben der Ruderpinne stand, hielt Francescas Schweigen irrtümlich für ehrfürchtigen Respekt. »Ein Meisterstück, nicht wahr? Bei den Nordmännern wurde ein solches Schiff *skuta* genannt. Das Original ist mehr als tausend Jahre alt. Es war zwar nicht so groß wie ein Drachenboot, aber dafür wesentlich schneller. Ich habe eine perfekte Kopie anfertigen lassen, von den Eichenplanken bis hin zu den gesponnenen Kuhhaaren, mit denen der Rumpf abgedichtet wurde. Seine Länge beträgt rund vierundzwanzig Meter, die Breite vier Meter achtzig. Das Original befindet sich im norwegischen Oslo, und ein früherer Nachbau hat tatsächlich erfolgreich den Atlantik überquert. Sie fragen sich bestimmt, warum ich all diese Anstrengungen unternommen habe, um das Boot hier in der großen Halle errichten zu lassen.«

»Manche Leute sammeln alte Briefmarken, andere alte Autos. Geschmack ist eben Ansichtssache.«

»Das hier ist mehr als die Laune eines Sammlers.« Brynhild nahm die Hand von der Pinne, und stellte sich vor Francesca, die angesichts der körperlichen Nähe erschauerte. Brynhilds hoch aufragender Körper war zwar hart und muskulös, doch ihre bedrohliche Ausstrahlung hatte nicht nur physische Gründe. Sie

wirkte, als könne sie den Arm emporrecken und mit bloßer Hand Blitze fangen. »Ich habe dieses Schiff als Symbol meines gewaltigen Konzerns gewählt, weil es den Geist der Wikinger verkörpert, die sich stets nahmen, was ihnen gefiel. Ich komme oft hierher, um mich inspirieren zu lassen. Und Ihnen soll es genauso ergehen, Dr. Cabral. Kommen Sie, ich zeige Ihnen Ihren Arbeitsplatz.«

Nach dem kurzen Besuch bei Gamay hatte man Francesca zurück in Brynhilds Büro gebracht. Dann war Brynhild mit ihr durch ein verwirrendes Ganglabyrinth geeilt, das Francesca an die Decks eines Kreuzfahrtschiffs erinnerte. Die ganze Zeit über befanden sich keine Wachposten in Sichtweite, doch Francesca dachte keinen Augenblick an Flucht. Selbst falls ihr das nahezu unmögliche Kunststück gelungen wäre, die Riesin zu überwältigen, hätte sie sich innerhalb weniger Minuten verirrt. Und vermutlich hielten die Wachen sich ganz in der Nähe auf.

Jetzt betraten sie einen Aufzug, der fast im freien Fall in die Tiefe stürzte. Im nächsten Raum erwartete sie bereits eine Einschienenbahn. Brynhild bedeutete Francesca, sie möge vorn einsteigen. Sie selbst nahm im hinteren Teil Platz, der speziell für ihre Körpergröße ausgelegt war. Das Gewicht der zwei Personen aktivierte den Antrieb. Die Bahn fuhr durch eine Öffnung und dann mit zunehmender Geschwindigkeit durch einen beleuchteten Tunnel. Sie wurde schneller und schneller, und kurz vor der vermeintlichen Entgleisung griff der Kontrollcomputer ein und reduzierte schrittweise das Tempo, bis sie in einem Raum zum Stehen kam, der dem Startpunkt der Fahrt zum Verwechseln ähnlich sah.

Auch hier gab es einen Aufzug, wenngleich es sich diesmal nicht um den üblichen Kasten handelte, der an einem Kabel aufgehängt war, sondern um ein eiförmiges Gebilde aus transparentem Kunststoff, das über vier Sitzplätze verfügte.

Die Tür schloss sich zischend, und die Kabine glitt erst durch Dunkelheit, dann durch ein tiefes Blau. Francesca sah das flie-

Bende Wechselspiel von Licht und Schatten und erkannte, dass sie ins Wasser sanken. Das Blau wurde immer dunkler, bis sie sich urplötzlich im Strahl eines Suchscheinwerfers zu befinden schienen.

Die Tür ging auf, und sie traten hinaus. Francesca konnte kaum glauben, was sie sah. Sie standen in einem hell erleuchteten, kreisförmigen Raum von mehreren Dutzend Metern Durchmesser. Über ihnen wölbte sich ein konvexes Dach. Die genauen Abmessungen des Orts ließen sich nur schwierig schätzen, denn er war voller dicker Rohre, Kabel und Behälter aller Größen. Zehn oder mehr Techniker in weißen Kitteln gingen schweigend zwischen den Leitungen und Tanks umher oder standen über Computermonitore gebeugt.

»Nun, was sagen Sie?«, fragte Brynhild mit unverkennbarem Stolz.

»Das ist unglaublich.« Die Ehrfurcht war nicht geheuchelt. »Wo sind wir? Auf dem Meeresboden?«

Die Riesin lächelte. »Hier werden Sie arbeiten. Kommen Sie, ich führe Sie herum.«

Francescas wissenschaftlich geschulter Verstand erkannte schnell, dass dem chaotischen ersten Eindruck eine sinnvolle Ordnung zugrunde lag. Obwohl die Rohre in die verschiedensten Richtungen zu verlaufen schienen, führten sie letztlich alle in die Mitte des Raums.

»Hiermit werden die unterschiedlichen Einflüsse auf das Kernmaterial reguliert«, sagte Brynhild und wies auf die blinkenden Lichter einer Schalttafel. »Diese Unterwasseranlage steht auf vier Beinen. Zwei davon dienen als Einlassrohre, die anderen beiden als Abfluss. Da wir uns mitten im Süßwasser befinden, versetzen wir die hereingepumpte Flüssigkeit zunächst mit Salz und Mineralien aus den Containern dort drüben. Danach lässt sie sich nicht mehr von natürlichem Meerwasser unterscheiden.«

Sie gingen auf die Mitte der Halle zu, wo sich ein großer zylindrischer Tank von etwa sechs Metern Länge und drei Metern Höhe befand.

»Da drin dürfte sich das Anasazium befinden«, sagte Francesca.

»Stimmt. Das Wasser wird erst rund um den Kern und dann durch die Abflüsse zurück in den See gepumpt.«

Sie kehrten zu der zentralen Schalttafel zurück.

»Nun, wie nah sind wir dem Cabral-Verfahren gekommen?«

Francesca betrachtete die Anzeigen. »Kühlung, Stromstärke, Temperaturüberwachung, alles prima. Sie sind nah dran, sogar sehr nah.«

»Wir haben das Anasazium Hitze, Kälte und Elektrizität ausgesetzt, aber nur mit begrenztem Erfolg.«

»Das überrascht mich nicht. Es fehlt die Schallkomponente.«

»Aber natürlich. Vibrationen.«

»Ihre Vermutung geht in die richtige Richtung, doch der Prozess wird erst dann funktionieren, wenn die Substanz einem gewissen Maß an Schallwellen und zugleich in korrekter Relation auch den anderen Einflüssen ausgesetzt wird. Im Moment ist es so, als würde in einem Streichquartett das Cello fehlen.«

»Genial. Wie sind Sie auf diese Technik gekommen?«

»Ich habe mich einfach darum bemüht, unkonventionell zu denken. Wie Sie wissen, hat es bislang hauptsächlich drei Entsalzungsmethoden gegeben. Bei der Elektrodialyse und Umkehrosmose wird Wasser durch Membranen geleitet, die das Salz herausfiltern. Das dritte Verfahren beruht auf dem Prinzip der Verdampfung, ähnlich der natürlichen Verdunstung durch Sonnenwärme. Jeder dieser Fälle erfordert einen enormen Energieaufwand, was zu gewaltigen Kosten führt. Meine Methode verändert die molekulare und atomare Struktur. Dabei entsteht Energie, die wiederum genutzt werden kann. Die Kombination

der einwirkenden Kräfte muss jedoch genau aufeinander abgestimmt werden. Sollte es auch nur die geringste Abweichung geben, schlägt der Prozess fehl.«

»Nachdem Sie nun einen ersten Eindruck gewonnen haben, was glauben Sie, wie lange wird es dauern, diese Anlage Ihren Anforderungen entsprechend umzurüsten?«

Sie zuckte die Achseln. »Eine Woche.«

»Drei Tage«, entgegnete Brynhild lakonisch.

»Warum dieses Zeitlimit?«

»Es wird hier demnächst eine Direktionssitzung des Konzerns mit Teilnehmern aus aller Welt stattfinden. Aus diesem Anlass möchte ich eine Demonstration des Verfahrens abhalten. Sobald die Leute sich von der Wirksamkeit überzeugt haben, werden sie beflügelt nach Hause zurückkehren, um sich eifrig der nächsten Stufe unseres großen Plans zu widmen.«

Francesca dachte kurz nach.

»Ich kann es in vierundzwanzig Stunden schaffen«, sagte sie dann.

»Verglichen mit einer Woche ist das ein beträchtlicher Unterschied.«

»Mir fehlt nur ein geeigneter Anreiz. Es gibt einen Preis.«

»Sie befinden sich in keiner geeigneten Verhandlungsposition.«

»Dessen bin ich mir bewusst. Aber ich möchte, dass Sie Ihre Gefangene freilassen. Sie wurde unter Drogen gesetzt und hat keine Ahnung, wo sie sich befindet oder wie sie hergekommen ist. Sie wäre niemals in der Lage, Sie zu identifizieren oder Ihnen irgendwelche Schwierigkeiten zu bereiten. Behalten Sie sie ruhig in Gewahrsam, bis ich die Anlage in Funktion gesetzt habe. Aber sobald alles läuft, brauchen Sie die Geisel nicht mehr.«

»Einverstanden«, sagte Brynhild. »Ich lasse die Gefangene gehen, sobald Sie mir den ersten Liter Süßwasser vorweisen

können.«

»Welche Garantie habe ich, dass Sie zu Ihrem Wort stehen werden?«

»Keine. Aber Ihnen bleibt auch keine Alternative.«

Francesca nickte. »Ich werde gewisse Geräte und bedingungslose Unterstützung benötigen.«

»Was immer Sie wollen«, sagte Brynhild und winkte mehrere der Techniker zu sich heran. »Sie werden Dr. Cabrals Anweisungen uneingeschränkt befolgen, ist das klar?«

Dann ließ sie sich von einem der Männer einen verbeulten Metallkoffer bringen, nahm ihn und reichte ihn an Francesca weiter. »Ich glaube, das gehört Ihnen. Wir haben es im Haus Ihrer Freunde gefunden. Jetzt muss ich gehen. Geben Sie mir Bescheid, sobald ein erster Testlauf stattfinden kann.«

Während Francesca liebevoll über den Koffer strich, der ihr ursprüngliches Modell enthielt, kehrte Brynhild mit großen Schritten zum Aufzug zurück. Wenige Minuten später befand sie sich wieder in ihrem Turmzimmer. Unterwegs hatte sie über ein Mobiltelefon die Kradziks verständigt, die sie dort bereits erwarteten.

»Nach all den Jahren der Wartezeit und Enttäuschungen wird das Cabral-Verfahren nun endlich uns gehören«, verkündete sie triumphierend.

»Wie lange noch?«, fragte einer der Zwillinge.

»Der Prozess dürfte in vierundzwanzig Stunden funktionsbereit sein.«

»Nein«, sagte der andere Zwilling, derweil das Licht sich auf seinen metallenen Zähnen brach. »Wie lange noch, bis wir die Frauen haben können, um uns ein wenig zu vergnügen?«

Sie hätte es wissen müssen. Die Brüder glichen todbringenden Computern und waren ausschließlich auf Folter und Mord programmiert. Brynhild hatte nicht vor, die beiden Geiseln nach der

Erfüllung des Auftrags am Leben zu lassen. Ein Grund dafür war der Neid, den sie im Hinblick auf Francescas überragende wissenschaftliche Fähigkeiten und die Schönheit der Brasilianerin empfand. Ein anderer Grund war pure Rachsucht. Die Frau hatte sie viel Zeit und Geld gekostet. Gamay war Brynhild mehr oder weniger egal. Aber auch hier war es besser, kein Risiko einzugehen.

Ihr Lächeln ließ die ohnehin niedrige Temperatur des Raums um weitere fünf Grad sinken.

»Bald«, sagte sie.

Der Posten stand am Ende des Walhalla-Piers und rauchte eine Zigarette, als sein Kamerad eintraf, der ihn nach der langen Nachtwache ablösen sollte, und sich nach dem Stand der Dinge erkundigte. Der dunkelhäutige Ex-Marine blickte mit zusammengekniffenen Augen hinaus auf den im Sonnenlicht funkeln- den See und schnippte den Zigarettenstummel ins Wasser. »Heute war hier mehr los als beim Hürdenlauf der Einbeinigen«, antwortete er in gedehntem Tonfall, der seine Herkunft aus Alabama verriet. »Die ganze Nacht über sind Hubschrauber eingeflogen.«

Der Neuankömmling, ein früherer Green Beret, legte den Kopf in den Nacken und schaute einem weiteren Helikopter entgegen. »Wie's aussieht, kommen immer noch neue Gäste hinzu.«

»Was ist denn los?«, fragte der Posten. »Da ich nachts arbeite und tagsüber schlafe, bekomme ich kaum etwas mit.«

»Eine Menge hoher Tiere wollen hier eine Sitzung abhalten. Bei uns wurden alle Mann mobilisiert und die Sicherheitsvorkehrungen noch mal verschärft.« Er sah auf den See hinaus. »Da ist die alte *Tahoe Queen*, pünktlich auf die Minute.«

Er nahm sein Fernglas und richtete es auf den Raddampfer, der gemächlich das Nordufer des Sees ansteuerte. Die *Tahoe Queen* sah aus, als würde sie zum Inventar des Musicals *Showboat* gehören. Ihr Rumpf und die Aufbauten waren weiß gestrichen und wirkten wie mit Zuckerguss überzogen, abgesehen von einem hellblauen Zierstreifen zwischen den beiden Oberdecks. Im vorderen Teil ragten zwei hohe schwarze Schornsteine auf. Die Schaufelräder, die sich durch die glatte Wasseroberfläche wühlten und das Boot vorantrieben, waren feuerrot bemalt. An der obersten Relling hingen rote, weiße und blaue Wimpel und flatterten im Wind.



»Hmmm«, sagte der Wachposten und suchte das Deck ab.  
»Heute sind kaum Touristen an Bord.«

Er wäre weniger gelassen geblieben, wenn er gewusst hätte, dass dieselben korallenblauen Augen, die ihn bereits am Vortag vom Gleitschirm aus gemustert hatten, nun erneut auf ihn fixiert waren. Austin stand auf der Brücke des Dampfers, die wie eine überdimensionale Zigarrenkiste auf dem oberen Vorderdeck thronte. Er beobachtete die Wachen, um sich einen Eindruck zu verschaffen, wie aufmerksam sie waren. Er sah, dass die Männer bewaffnet waren, doch ihre nachlässige Körperhaltung deutete auf Langeweile hin.

Der Kapitän des Schiffs, ein wettergegerbter alter Haudegen aus Emerald Bay, stand am Ruder. »Soll ich die Geschwindigkeit der *Queen* um ein paar Knoten verringern?«, fragte er.

Der Raddampfer stellte einen charmanten Anachronismus dar und war für eine bequeme, nicht eine schnelle Reise konstruiert worden. Noch langsamer, und er würde stillstehen, dachte Austin. »Nein, behalten Sie dieses Tempo ruhig bei, Käpt'n. Unser Start dürfte kein Problem sein.« Er schaute abermals zum Pier und sah, dass einer der Posten wegging und der andere sich in den Schutz eines Unterstands begab. Austin hoffte, der Mann würde ein Nickerchen halten.

Er streckte die Hand aus. »Vielen Dank für Ihre Unterstützung, Käpt'n. Ich hoffe, es war für die anderen Passagiere keine Enttäuschung, dass wir Ihr Boot in letzter Minute gechartert haben.«

»Ich fahre mit diesem alten Mädchen jeden Tag hin und her, ganz egal, wer an Bord ist. Außerdem ist das hier viel aufregender als eine Schiffsladung Ausflügler.«

Der Spaß hatte einiges gekostet, denn die Schifffahrtslinie weigerte sich zunächst, auf die Tageseinnahmen zu verzichten. Erst nach Zahlung einer stattlichen Summe sowie der hochrangigen Intervention aus Washington war man bereit, den Rad-

dampfer für einen offiziellen Auftrag zu vermieten.

»Freut mich, dass es Ihnen gefällt«, sagte Austin. »Wir müssen jetzt los. Fahren Sie einfach weiter, nachdem Sie uns abgesetzt haben.«

»Wie kommen Sie zurück?«

»Daran arbeiten wir noch«, erwiderte Austin grinsend.

Er verließ die Brücke und stieg in den geräumigen Salon auf dem ersten Deck hinunter. Normalerweise hätten dort Scharen von Touristen gesessen, einen Imbiss verspeist und die herrliche Aussicht genossen. Jetzt befanden sich nur zwei Personen hier, nämlich Joe und Paul. Zavala trug bereits seinen schwarzen Militär-Neoprenanzug, und Trout hakte unterdessen eine Checkliste ab. Auch Austin legte eilends seine Ausrüstung an. Dann stiegen er und Zavala durch eine Öffnung in der Flanke des Rumpfs hinaus, über die sonst die Passagiere an Bord gelassen wurden.

Kurt und Joe wären direkt im See gelandet, hätte man nicht längsseits des Dampfers eine hölzerne Plattform vertäut. Das Floß schwamm auf hochseetauglichen Bergungsschläuchen, langen schmalen Pontons aus robustem Nylongewebe, die tonnenschwere Lasten tragen konnten. Sie hatten dieses Provisorium in den frühen Morgenstunden zusammengeschustert, und zwar unter eifriger Mitwirkung von Contos, der darauf achtete, dass sie bei ihrer hastigen Aktion keine gravierenden Fehler begingen.

»Wie geht's unserem Meisterwerk?«, fragte Austin.

»Nicht ganz so gut wie dem Floß, das Huckleberry Finn auf dem Mississippi benutzt hat«, sagte Contos kopfschüttelnd, »aber im Notfall wird's schon halten, glaube ich.«

»Vielen Dank für diese unqualifizierte Bemerkung über unser handwerkliches Geschick«, sagte Zavala.

Contos verließ das Floß, drehte sich jedoch noch einmal zu ihnen um. »Hört mal, Jungs, bitte bemüht euch, die SeaBus heil

wieder zurückzubringen. Es ist wirklich verdammt schwierig, eine Testreihe durchzuführen, wenn man kein Testobjekt mehr hat.«

Ohne ihre Schutzhülle sah die SeaBus wie eine fette Plastikwurst aus. Sie war die kleinere und modifizierte Version eines vor Florida eingesetzten Touristen-U-Boots, geeignet bis in mittlere Tiefen und für den Transport von Arbeitstauchern an ihre unterseeischen Einsatzorte gedacht. Ihr transparenter Acrylglasrumpf konnte bis zu sechs Passagiere samt Ausrüstung aufnehmen. Die Ballastkammern, Trimmeruder, Abwurfgewichte und Schubdüsen befanden sich in zwei dicken runden Kufen, über denen seitlich des Rumpfs zusätzliche Ballasttanks und Pressluftbehälter angebracht waren. Alle äußeren Anbauten wurden durch einen stabilen, ringförmigen Rahmen mit der Druckkammer verbunden. Das zweisitzige Cockpit lag im Bug, während das Heck die Elektrik, Hydraulik und Mechanik sowie eine Luftschleuse beherbergte, über die das Boot unter Wasser betreten und verlassen werden konnte.

Trout steckte seinen Kopf zur Einstiegs Luke des Dampfers hinaus. »Wir nähern uns dem Ziel«, sagte er und sah auf die Uhr. »Noch drei Minuten bis zum Start.«

»Wir sind bereit«, sagte Austin. »Und du, Paul?«

»Alles bestens, Kumpel«, entgegnete er mit schiefem Grinsen.

Es ging ihm alles andere als gut. Obwohl er sich gelassen gab, machte er sich große Sorgen um Gamay und hätte am liebsten selbst an der Mission teilgenommen, doch er wusste, dass er den anderen aufgrund seiner Verletzung nur in die Quere gekommen wäre. Zudem hatte Austin ihn davon überzeugt, dass jemand mit kühlem Kopf über Wasser bleiben musste, um Unterstützung herbeizurufen, falls die Situation zu heikel wurde.

Ein Kran war gekommen und hatte das Tauchboot vom Tief-  
lader auf das Floß gehoben. Dann war der Raddampfer früh-  
morgens in See gestochen, noch bevor am Hafen wieder reger

Betrieb herrschte. Das Schiff fuhr zunächst weit aufs Wasser hinaus, bis es Zeit wurde, den üblichen Kurs einzuschlagen. Trotz der schweren Last wankte und ächzte das mitgeschleppte Floß unaufhörlich. Austin und Zavala mussten sich festhalten, als sie nun am hinteren Ende neben den Nylonschläuchen niederknieten und sie auf ein Signal hin im selben Moment mit ihren Tauchermessern aufschlitzten. Die Luft entwich mit lautem Zischen, das sich bald in ein stetes Brodeln verwandelte, während die zwischen Wasser und Floß eingeklemmten Pontons schnell in sich zusammenfielen. Als der hintere Teil der Plattform sich in den See senkte, lösten sie die Sicherungsleinen der SeaBus. Dann krochen sie durch die Heckluke, verriegelten sie sorgfältig und nahmen im Cockpit Platz.

Anfangs ragte der Bug des Boots nach oben. Je mehr Luft aus den Schläuchen strömte, desto mehr kam alles wieder ins Gleichgewicht, und schließlich versank das Floß. Es war eine eher primitive Methode, ein solch hoch technisiertes Fahrzeug zu Wasser zu lassen, aber sie funktionierte. Die SeaBus trieb nun im See, und das Floß wurde von der Vorwärtsbewegung des Dampfers unter ihr weggezogen. Sie schwankte im Kielwasser des größeren Schiffs und tauchte im Schaum der Schaufelräder hinab. Die Farbe des Wassers wechselte von blaugrün nach blauschwarz.

Als sie fünfzehn Meter erreicht hatten, verringerte Austin den Ballast, um die Tiefe zu halten. Die batteriebetriebenen Motoren erwachten heulend zum Leben, und Zavala lenkte das Boot in Richtung Ufer. Sie hatten Glück, dass der runde, fast stumpfe Bug der SeaBus nicht gegen eine Strömung ankämpfen musste, und so kamen sie mit konstanten zehn Knoten voran. Nach kurzer Zeit hatten sie die Strecke bis zum Land zurückgelegt.

Zavala war für die Steuerung verantwortlich, und Kurt überwachte das Sonar. Das felsige Ufer fiel mehr als dreißig Meter senkrecht ins Wasser ab und ging dann in einen breiten Vorsprung über. Auf diesem Vorsprung, unmittelbar unter dem

schwimmenden Pier, registrierte das Ortungsgerät ein überaus großes Objekt. Kurz darauf schauten sie empor und sahen über sich den langen Schatten des Stegs und seiner Schwimmer, die sich gegen das helle Tageslicht abhoben. Austin hoffte, dass seine frühere Einschätzung zutraf und der Wachposten zu abgestumpft und gelangweilt war, um eventuelle Auswirkungen der Anwesenheit des Tauchboots zu bemerken. Zavala ließ die SeaBus in einer flachen Spirale nach unten sinken, während Austin immer wieder zwischen Sonarecho und eigener Betrachtung wechselte.

»Stopp. *Schnell*«, rief er.

Zavala reagierte sofort, und das Boot kreiste wie ein hungriger Hai auf der Stelle.

»Sind wir dem Vorsprung zu nahe gekommen?«

»Nicht direkt. Fahr wieder ein Stück zurück, und geh weitere fünfzehn Meter nach unten.«

Die SeaBus entfernte sich vom Ufer und drehte sich, so dass sie in Richtung des Vorsprungs sahen.

»*Madre de Dios*«, sagte Zavala. »Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, stand der Astrodome noch in Texas.«

»Ich bezweifle, dass du in dem Ding die Dallas Cowgirls vorfinden wirst«, sagte Austin.

»Es sieht genauso aus wie die Anlage, die vor der Baja in die Luft geflogen ist. Ich gebe es nur ungern zu, aber du hattest wie üblich Recht.«

»Reines Glück.«

»Glück? Wir müssen da irgendwie rein.«

»Wenn, dann jetzt. Ich schlage vor, wir schauen uns mal die Unterseite an.«

Zavala nickte, gab Gas und ließ die SeaBus genau unter das riesige Bauwerk gleiten. Die Oberfläche bestand aus einem durchscheinenden grünen Material, von dem ein schwaches

Glühen ausging. Wenngleich Zavala bei seinem Vergleich übertrieben hatte, wäre das Bauwerk selbst an Land als konstruktiv-technische Meisterleistung durchgegangen. Wie vor der Ba-ja, so stand auch dieses Gebilde auf vier zylindrischen Streben.

»In den Säulen sind Öffnungen«, sagte Austin. »Wahrscheinlich dienen sie als Ein- und Auslässe, genau wie in Mexiko.«

Zavala fuhr mit dem Boot bis dicht an eine fünfte Stütze genau unter der Mitte der Anlage. Dann schaltete er die beiden Scheinwerfer der SeaBus ein. »Keine Ansaugöffnungen. Hallo, was haben wir denn da?« Er schob sich ein wenig näher an eine ovale Vertiefung der ansonsten glatten Strebe heran. »Sieht aus wie eine Tür. Aber auch hier liegt kein Abtreter mit Willkommensgruß.«

»Vielleicht hat man den bloß vergessen«, sagte Austin. »Was meinst du? Wollen wir parken und den Leuten einen kleinen nachbarschaftlichen Besuch abstatten?«

Zavala ließ die SeaBus behutsam auf den Boden des Vorsprungs sinken. Dann legten sie ihre Pressluftflaschen und die Headsets der Unterwasserfunkgeräte an. Austin verstaute seine große Bowen und etwas Reservemunition in einer wasserdichten Tasche, in der bereits eine 9mm-Glock steckte, die Zavala anstatt der in Alaska verloren gegangenen Maschinenpistole mitgenommen hatte.

Kurt kroch als Erster in die kleine Schleuse, flutete die Kammer und öffnete dann die Außenluke. Einige Minuten später gesellte Joe sich zu ihm. Sie schwammen zu der Säule und dann an ihr nach oben, bis sie die Tür erreicht hatten. Zwei Griffe boten ihnen Halt. Rechts neben dem Schott befand sich ein Bedienfeld, das aus zwei großen, wasserdicht versiegelten Tasten bestand, einer roten und einer grünen. Letztere leuchtete.

Sie zögerten.

»Vielleicht ist ein Alarmsystem angekoppelt«, sagte Zavala und nahm Austin damit das Wort aus dem Mund.

»Ich habe mich gerade dasselbe gefragt. Aber warum sollte man sich diese Mühe machen? Hier unten sind nicht unbedingt viele Einbrecher unterwegs.«

»Uns bleibt ohnehin keine andere Wahl«, sagte Zavala. »Na los, drück schon.«

Austin betätigte den leuchtenden Knopf. Falls dadurch ein Alarm ausgelöst wurde, hörten sie ihn nicht. Ein Teil der Stütze glitt lautlos zur Seite und gab eine Öffnung frei, die an ein gähnendes Maul erinnerte. Zavala reckte den Daumen hoch und schwamm als Erster hinein. Austin folgte ihm sofort. Sie fanden sich in einer Kammer wieder, die wie das Innere einer Hutschachtel geformt war. Von der Decke hing eine Metallleiter herab. An der Wand befanden sich die gleichen beiden Schalter wie außen. Austin drückte den grün schimmernden Knopf. Dabei stieß er unabsichtlich gegen die Tasche mit ihren Waffen, die daraufhin durch die Öffnung nach draußen sank.

»Vergiss es«, sagte er, ohne Zavalas Frage abzuwarten. »Wir haben keine Zeit.«

Die Tür schloss sich, und eine ringförmige Beleuchtung schaltete sich ein. Dann wurde die Kammer schnell leer gepumpt, und in der Decke klappte eine runde Luke auf. Noch immer deutete nichts darauf hin, dass man ihr Eindringen bemerkt hatte. Alles war ruhig, abgesehen von dem Summen ferner Maschinen.

Austin stieg die Leiter empor und schaute durch die Luke. Dann bedeutete er Zavala, ihm zu folgen, und kletterte ganz hinaus. Sie gelangten in einen größeren, ebenfalls runden Raum. An der Wand hingen mehrere dunkelgrüne Neoprenanzüge, und auf einigen Regalen lagen Pressluftflaschen gestapelt. Ein großer Schrank enthielt diverse Spezialwerkzeuge.

Austin legte Headset, Maske und Pressluftflasche ab und nahm eine langstielige Drahtbürste in die Hand. »Damit werden vermutlich die Einlassöffnungen in den Streben gereinigt, damit sie sich nicht mit Algen zusetzen.«

Zavala ging zu einer Tür in der gerundeten Wand und wies auf einen weiteren rotgrünen Doppelschalter. »Ich komme mir langsam wie ein Schimpanse vor, der einem dieser Intelligenztests unterzogen wird und nur beim Druck auf eine bestimmte Taste sein Futter erhält.«

»Ich nicht«, sagte Austin. »Ein Schimpanse wäre viel zu schlau, um einen Ort wie diesen zu betreten.«

Auf Kurts Signal betätigte Joe den grünen Knopf. Die Tür öffnete sich, und sie betraten einen Raum mit vier Wänden, der Duschkabinen und Regale beherbergte. Austin entnahm einer der Ablagen ein in Folie gewickeltes Paket. Darin befand sich ein weißer zweiteiliger Anzug aus einem leichten Synthetikmaterial. Wortlos entledigten sie sich ihrer Neoprenanzüge und legten über ihrer Thermo-Unterwäsche stattdessen die weißen Uniformen an. Erleichtert bemerkte Austin, dass jedes Paket zudem eine eng anliegende Plastikhaube enthielt, sodass er nicht durch sein silberweißes Haar auffallen würde.

»Wie sehe ich aus?«, fragte er und spürte bereits, dass der Anzug zu schmal für seine breiten Schultern war.

»Wie ein großer und unappetitlicher weißer Pilz.«

»Genau diesen Eindruck wollte ich erwecken. Lass uns gehen.«

Sie erreichten eine geräumige Halle mit einer hohen gewölbten Decke. Überall verliefen Rohre und Leitungen unterschiedlichsten Durchmessers. Das Summen war hier so laut, dass es fast in den Ohren wehtat. Es schien aus allen Richtungen gleichzeitig zu ertönen.

»Bingo«, murmelte Kurt leise.

»Das erinnert mich an eine Szene aus diesem Film, *Alien*«, sagte Zavala.

»Ich wünschte, das hier wären Aliens«, erwiderte Austin.

Hinter einer dicken vertikalen Röhre tauchte plötzlich eine



weiß gekleidete Gestalt auf. Kurt und Joe erstarrten in der Bewegung und tasteten unwillkürlich nach ihren nicht mehr vorhandenen Waffen, doch der Techniker, der irgendein Messgerät bei sich trug, würdigte sie nur eines kurzen Blicks und verschwand wieder in dem Leitungsgewirr. Der riesige Raum verfügte über zwei Ebenen, die durch einen Gitterboden und mehrere Stege voneinander getrennt wurden. Austin und Zavala kamen überein, in die obere Etage zu wechseln, weil sie von dort aus einen besseren Überblick gewinnen konnten und seltener auf andere Techniker treffen würden. Sie stiegen die nächstbeste Treppe hinauf und arbeiteten sich in Richtung Mitte vor. Die Techniker auf der unteren Ebene waren in ihre Aufgaben vertieft und sahen nicht nach oben. Von hier aus wirkte die Anlage sogar noch beeindruckender. Sie sah aus wie ein futuristischer Bienenstock voller Drohnen.

»Wir könnten den ganzen Tag damit zubringen, diese Halle zu durchsuchen«, sagte Austin. »Mal sehen, ob wir nicht irgendwo einen Führer finden.«

Sie stiegen erneut auf die Hauptebene hinunter und versteckten sich hinter einem breiten Rohr. Vor einer großen Schalttafel standen drei Techniker und wandten ihnen die Rücken zu. Die Arbeit schien sie voll und ganz in Anspruch zu nehmen.

Zwei der Männer gingen weg und ließen den dritten allein zurück. Austin vergewisserte sich durch einen schnellen Rundblick, dass niemand ihn beobachtete, näherte sich mit eiligen Schritten dem ahnungslosen Opfer und legte dem Techniker seinen muskulösen Arm um die Kehle.

»Keinen Laut oder ich breche Ihnen das Genick«, knurrte er und zerrte den Mann zurück hinter das Rohr. »Ich darf dir unseren neuen Führer vorstellen«, sagte er zu Joe.

Zavala starrte den Mann an. »Wir kennen uns bereits.«

Austin wirbelte den Fremden herum. *Francesca*. Die Angst in ihrer Miene wich großer Erleichterung. »Was machen *Sie* denn

hier?«

Kurts Freude war größer als seine Überraschung. »Wir hatten eine Verabredung, wissen Sie noch?«, sagte er grinsend. »Zeit und Ort sollten noch bekannt gegeben werden.«

Francesca lächelte nervös und schaute sich um. »Hier können wir nicht bleiben«, sagte sie. »Kommen Sie mit.«

Sie schlängelten sich durch das Labyrinth bis zu einem kleinen Raum, in dem ein einfacher Schreibtisch und ein Plastikstuhl standen. »Ich habe um dieses provisorische Büro gebeten, um in Ruhe arbeiten zu können. Für ein paar Minuten sind wir hier in Sicherheit. Falls jemand kommt, dann tun Sie so, als wüssten Sie genau, welche Aufgabe Sie gerade erfüllen.« Sie schüttelte verwundert den Kopf. »Wie, um alles in der Welt, sind Sie hergekommen?«

»Mit dem Bus«, sagte Austin. »Wo ist Gamay?«

»Das hier ist die Entsalzungsanlage. Gamay wird im Hauptgebäude gefangen gehalten, und zwar in einer schwer bewachten Zelle im Erdgeschoss.«

»Wie kommen wir dorthin?«

»Ich zeige es Ihnen. Hier aus dem Labor führt ein Aufzug nach oben. Er endet an einer Schienenbahn, die wiederum durch einen Tunnel zum Anwesen führt. Dort gelangt man über einen weiteren Aufzug ins Gebäude. Können Sie Gamay retten?«

»Das wissen wir erst, wenn wir es versucht haben«, sagte Zavala und deutete ein Lächeln an.

»Es dürfte sehr gefährlich werden, aber es ist nicht unmöglich. Die Wachen sind mit anderen Dingen beschäftigt, denn es ist irgendein großes Treffen geplant. Sie beide müssen sich beeilen, bevor die Leute hierher ins Labor kommen.«

»Was für eine Art von Treffen?«, fragte Joe.

»Das weiß ich nicht genau, aber es ist angeblich überaus wichtig. Ich muss diese Anlage bis dahin funktionsbereit ma-

chen, oder Gamay wird getötet.«

Sie warf einen Blick zur Tür hinaus. Die Luft schien rein zu sein. Dann führte sie Kurt und Joe zu dem Aufzug. Austin fand, dass sie erschöpft aussah. Ihre Augen waren gerötet und von schwarzen Ringen umgeben. Sie wünschte ihnen alles Gute und verschwand dann wieder in dem Rohrgeflecht.

Austin und Zavala verloren keine weitere Zeit und ließen sich von der seltsamen eiförmigen Kabine durch das Wasser bis hinauf in den Raum mit der Bahn befördern, den Francesca ihnen beschrieben hatte. Sie stiegen ein und fuhren bis zum Endpunkt. Dann folgten sie einem kurzen Gang bis zur Tür des nächsten Aufzugs. Das Lichtsignal zeigte an, dass der Lift sich auf dem Weg nach unten befand.

»Sind wir nett oder unfreundlich?«, fragte Zavala.

»Versuchen wir's zunächst mal mit nett.«

Die Tür öffnete sich, und ein Wachposten stieg aus. Über seiner Schulter hing eine Maschinenpistole. Misstrauisch musterte er erst Zavala, dann Austin.

»Verzeihung«, sagte Joe höflich. »Können Sie uns sagen, wo wir die Frau von der NUMA finden? Sie haben sie bestimmt schon gesehen. Groß und rothaarig.«

Der Mann griff nach seiner Waffe, woraufhin Austins riesige Faust sich in seinen Magen grub. Er gab ein Geräusch von sich, das wie ein kaputter Ballon klang, und klappte zusammen.

»Ich dachte, wir wollten nett sein«, sagte Zavala.

»Das war nett«, entgegnete Austin. Sie packten den Mann an Armen und Beinen und zerrten ihn in den Aufzug. Auf halbem Weg zur nächsten Etage ließ Joe die Kabine anhalten. Kurt kniete nieder und tätschelte dem Posten die Wange. Die Lider des Mannes begannen zu zittern und öffneten sich schlagartig, als er Austins Gesicht sah.

»Wir haben heute unseren großzügigen Tag. Sie bekommen

eine zweite Chance. Wo ist die Frau?«

Der Mann schüttelte den Kopf. Austin war nicht zu Spielchen aufgelegt. Er hielt dem Fremden die Mündung der Waffe so dicht vor die Nase, dass dieser zu schielen begann.

»Ich habe nicht vor, meine Zeit zu verschwenden«, sagte Kurt ruhig. »Wir wissen, dass sie sich im Erdgeschoss befindet. Falls Sie uns nicht den genauen Ort verraten, suchen wir uns eben jemand anderen. Alles klar?«

Der Mann nickte.

»Gut«, sagte Austin. Er packte den Gefangenen beim Kragen und zog ihn hoch, bis er stand. Zavala ließ den Aufzug weiterfahren. Als die Tür sich öffnete, war niemand zu sehen. Sie schoben den Posten auf den leeren Gang hinaus.

»Wie sehen die Sicherheitsvorkehrungen aus?«

Der Mann zuckte die Achseln. »Die meisten Wachen kümmern sich um die großen Tiere, die wegen der Sitzung hergekommen sind.«

Austin hätte gern gewusst, welchem Zweck diese Sitzung diene und wer die Neuankömmlinge waren, doch Gamays Rettung hatte Vorrang. Er stieß dem Mann die Waffe in die Rippen. »Vorwärts.«

Widerwillig führte der Posten sie einen Korridor entlang und blieb vor einer Tür mit einem Tastenfeld stehen. Er zögerte und überlegte, ob er Zeit schinden sollte, indem er behauptete, die Kombination nicht zu kennen, aber ein Blick in Austins entschlossenes Gesicht riet ihm, lieber nicht sein Schicksal herauszufordern. Er gab die Zahlen ein, und die Tür ging auf. Der Raum war leer.

»Das ist ihr Zimmer«, sagte der Mann. Er sah verängstigt aus.

Sie stießen ihn hinein und schauten sich um. Der kleine Raum diente offensichtlich als Zelle, denn er konnte nur von außen geöffnet werden. Zavala ging zum Bett, nahm etwas vom Kissen

und grinste.

»Sie war tatsächlich hier.« Das dunkelrote Haar zwischen seinen Fingern stammte eindeutig von Gamay.

»Wohin hat man sie gebracht?«, fragte Austin den Posten.

»Das weiß ich nicht«, lautete die mürrische Antwort.

»Stellen Sie sich vor, die nächsten Worte wären Ihre letzten. Und jetzt überlegen Sie sich genau, was Sie sagen möchten.«

Der Mann wusste, dass Austin ihn bedenkenlos erschießen würde.

»Diese Mistkerle sind mir egal«, sagte er.

»Wen meinen Sie?«

»Die Gebrüder Kradzik. Sie haben die Frau in die große Halle bringen lassen.«

»Wer sind diese Kerle?«

»Zwei Killer, die für den Boss die Drecksarbeit erledigen«, sagte er mit offenkundigem Abscheu.

»Beschreiben Sie uns den Weg dorthin.«

Der Posten lieferte eine entsprechende Schilderung. Austin warnte ihn, sie würden zurückkehren, falls er sie belogen hatte. Dann ließen sie ihn in der Zelle zurück, verriegelten die Tür und rannten den Flur entlang, der zum Aufzug führte. Sie wussten nicht, wer die Gebrüder Kradzik waren, und es war ihnen auch egal. Nur eines zählte. Was auch immer man mit Gamay vorhatte, es konnte sich um nichts Gutes handeln.

Die fünfzig Männer, die rund um den Tisch an Bord des Gogstad-Schiffs saßen, trugen zwar keine Umhänge und Rüstungen, sondern dunkle Anzüge, doch die Szene wirkte trotzdem, als entstamme sie einer uralten heidnischen Zeremonie. Der Schein der Fackeln brach sich in den scharfen Klingen der mittelalterlichen Waffen an den Wänden und ließ Schatten über die Gesichter der Anwesenden zucken. Der theatralische Effekt war durchaus beabsichtigt. Brynhild hatte den gesamten Saal als eine kunstvolle Bühne entworfen, auf der nur sie allein Regie führte.

Die Direktion des Konzerns umfasste einige der berühmtesten Männer der Welt. Sie stammten aus vielen verschiedenen Ländern und repräsentierten alle Kontinente. Unter ihnen befanden sich Leiter multinationaler Konzerne, Handelsbevollmächtigte, die aufgrund geheimer Kontakte über mehr Macht als so manche Regierung verfügten, und politische Größen aus Vergangenheit und Gegenwart, die ihre Karrieren der Geldaristokratie und damit der einzig herrschenden Klasse ihrer Heimatstaaten verdankten. In ihren Reihen waren alle Rassen und Hautfarben vertreten, doch ungeachtet der physischen Unterschiede hatten sie eines gemeinsam: eine unersättliche Gier. All ihre verächtlichen Mienen und Gesten zeugten von ein und derselben geschliffenen Arroganz.

Brynhild stand am Kopfende des Tisches. »Willkommen, Gentlemen«, sagte sie. »Vielen Dank, dass Sie so kurzfristig hier erschienen sind. Ich weiß, dass manche von Ihnen eine beschwerliche Reise hinter sich haben, doch ich versichere Ihnen, es hat sich gelohnt.« Sie musterte die versammelten Gesichter und freute sich über jedes geschäftsmäßige Lächeln und jeden bohrenden Blick, hinter dem nichts als Habsucht lauerte. »Wir in diesem Raum repräsentieren Gogstads Kern, eine unsichtbare

Regierung mit mehr Einfluss als jede andere zuvor. Sie sind mehr als eine Firmenelite; Sie sind die Priester eines Geheimbunds, vergleichbar den Tempelrittern.«

»Verzeihen Sie, dass ich Ihren bewegenden und aufmunternden Vortrag gleich zu Anfang unterbreche«, sagte ein fischäugiger englischer Waffenhändler namens Grimley, »aber Sie erzählen uns hier nichts Neues. Ich hoffe, ich bin nicht bloß deswegen zehntausend Kilometer weit geflogen, um mir anzuhören, was für eine tolle Gruppe dies doch ist.«

Brynhild lächelte. Die Direktoren waren die einzigen Menschen auf der Welt, die gleichberechtigt mit ihr reden durften.

»Nein, Lord Grimley. Ich habe Sie hergebeten, um Sie davon in Kenntnis zu setzen, dass unser Zeitplan sich drastisch verkürzt hat.«

Der Engländer war noch immer völlig unbeeindruckt. Er rümpfte die lange Nase, als läge ein unangenehmer Geruch in der Luft. »Ursprünglich hieß es, wir würden Jahre benötigen, um die Wasservorräte der ganzen Welt zu übernehmen. Und jetzt sind es nur noch Monate, verstehe ich Sie da richtig?«

»Nein, Lord Grimley. Der Termin liegt nur noch Tage entfernt.«

Rund um den Tisch kam leises Gemurmel auf. Ein öliges Lächeln legte sich auf Grimleys Gesicht. »Vergessen Sie meine Zwischenbemerkung«, sagte er. »Bitte fahren Sie fort.«

»Sehr gern«, sagte Brynhild. »Wie Sie aus meinen monatlichen Berichten ersehen konnten, sind wir stetig, aber langsam vorangekommen. Jeden Tag haben wir irgendwo einen weiteren Teil der Wasserversorgung an uns gebracht, aber der Bau der Tankerflotte hat viel Zeit erfordert, und die riesigen Behälter, in denen das Wasser über die Ozeane geschleppt werden sollte, haben fortwährend Probleme bereitet. Erst jetzt sind wir technisch dazu in der Lage, diese Transportbehälter herzustellen. Außerdem hat unser Projekt vor kurzem das Interesse der Natio-

nal Underwater and Marine Agency erregt.«

Ein amerikanischer Immobilienmagnat namens Howes war der Erste, der die ganze Bedeutung dieser Aussage begriff. »Die NUMA? Wie konnten die von uns erfahren?«

»Das ist eine komplizierte Geschichte. Sie alle werden einen detaillierten Bericht zu diesem Thema erhalten. Vorerst genügt es zu wissen, dass diese Leute überaus hartnäckig und vom Glück begünstigt sind.«

»Wir dürfen das nicht auf die leichte Schulter nehmen«, sagte der Amerikaner. »Erst die Recherchen dieser Zeitung und jetzt das.«

»Der Artikel wird nicht erscheinen, weder in der besagten Zeitung noch sonst wo. Alle entsprechenden Unterlagen wurden vernichtet. Und was die NUMA betrifft, so konnte auch diese Bedrohung neutralisiert werden.«

»Es ist dennoch verdammt beunruhigend«, sagte Howes. »Wir haben Millionen in die Tarnung unserer Aktivitäten investiert. Das alles könnte im Handumdrehen publik werden.«

»Ich bin voll und ganz Ihrer Ansicht«, sagte Brynhild. »Wir haben alles Menschenmögliche zur Geheimhaltung getan, aber eine Operation dieser Größe und Dauer konnte einfach nicht auf ewig unbemerkt bleiben. Unsere Fassade beginnt zu bröckeln. Es war nur eine Frage der Zeit, und so bin ich nicht überrascht, sondern sehe uns lediglich zu größerer Eile genötigt.«

»Soll das heißen, Sie beschleunigen den Ablauf nur wegen der NUMA?«

»Nein. Aber das Blatt hat sich plötzlich zu unseren Gunsten gewendet.«

Ein deutscher Bankier namens Heimmiller schaltete sich ein. »Ein solch dramatischer Fortschritt kann nur eine Ursache haben«, sagte er und wirkte dabei wie eine Boa constrictor, der ein lebendes Kaninchen dargeboten wurde. »Sie haben die Cabral-



Methode perfektioniert.«

Brynhild wartete, bis die allgemeine Unruhe sich wieder gelegt hatte. »Noch besser«, erklärte sie triumphierend. »Dr. Cabral persönlich vervollkommnet den Prozess für uns.«

»*Cabral*«, sagte der Deutsche. »Ich habe in der Zeitung gelesen, sie sei noch am Leben, aber...«

»Am Leben und bei bester Gesundheit. Sie hat eingewilligt, mit Gogstad zusammenzuarbeiten, da nur wir über Anasazium verfügen. Gegenwärtig befindet sie sich in unserem Laboratorium und bereitet eine Demonstration vor. Nicht mehr lange, und Sie werden das Wunder mit eigenen Augen betrachten können. Ich habe vor unserer Sitzung mit Dr. Cabral gesprochen. Sie sagte, sie würde in etwa einer Stunde fertig sein. In der Zwischenzeit sind Sie herzlich eingeladen, im Speisesaal einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Ich muss mich jetzt um die Transportvorbereitungen kümmern. Wir sehen uns nachher.«

Während die Direktoren aus der großen Halle strömten, ging Brynhild zum Vordereingang des Anwesens. Vor der geräumigen Terrasse standen mehrere dunkelgrüne Limousinen geparkt. Neben jedem der Wagen hielten sich ein Fahrer und ein bewaffneter Posten zur Verfügung.

»Ist alles bereit?«, fragte sie den Wachmann neben dem vordersten Fahrzeug.

»Ja, Ma'am, wir können die Gäste jetzt jederzeit zum Zielort bringen.«

Die unterirdische Bahn stellte die schnellste Verbindung zum Labor dar, doch sie war vor allem für kleine Technikergruppen gedacht. Der Transport einer großen Anzahl von Personen, beispielsweise der Direktoren des Konzerns, ließ sich mit herkömmlichen Fahrzeugen einfacher bewerkstelligen. Brynhild überließ nichts dem Zufall. Sie stieg in den ersten Wagen ein und befahl dem Fahrer, sie zum See zu bringen. Wenige Minuten später hielt die Limousine an der Kante des Steilufers direkt

am Wasser. Brynhild stieg eine kurze Treppe zum Pier hinab und betrat das Bootshaus. Das Gebäude diente als Tarnung für die Aufzüge zum Labor. Sie ging an dem schnellen eiförmigen Lift vorbei und betrat den großen Lastenaufzug. Kurz darauf eilte sie auf das Zentrum der Halle zu. In dem gewölbten Gebäude herrschte eine spürbar aufgeregte Stimmung.

Francesca arbeitete an der Kontrolltafel. »Ich wollte Sie gerade anrufen«, sagte sie, als sie Brynhild bemerkte. »Wir sind früher fertig geworden als erwartet.«

»Sind Sie absolut sicher, dass alles funktionieren wird?«

»Falls Sie möchten, können wir jetzt gleich einen ersten Test durchführen.«

Brynhild dachte kurz darüber nach. »Nein«, sagte sie dann. »Ich kann es kaum abwarten, die Gesichter der Männer zu sehen, wenn sie das Gelingen unseres Verfahrens beobachten.«

Francesca ignorierte die Tatsache, dass Brynhild die Methode kurzerhand als gemeinsame Erfindung deklariert hatte. »Ich bin sicher, die Leute werden überrascht sein.«

Brynhild nahm ein kleines Funkgerät vom Gürtel und befahl ihren Untergebenen, die Direktoren nunmehr zum Labor zu transportieren. Keine halbe Stunde später waren alle Anwesenden um den Zentralbehälter versammelt. Brynhild kündigte Francesca an. Als die hübsche Brasilianerin vortrat, wurde bewunderndes Raunen laut. Sie lächelte den Männern in die unbarmherzigen Gesichter und dachte gleichzeitig, wie sehr sie doch hungrigen Reptilien glichen, die an einem Wasserloch auf Beute lauerten. Francesca hatte nicht vergessen, dass sie die Jahre im Regenwald der Macht- und Geldgier dieser Leute zu verdanken hatte. Während sie bei den Chulo lebte und auf Rettung hoffte, hätten durch ihre Erfindung vermutlich viele Millionen Menschen vor dem Verdurstenden gerettet werden können.

Noch nie hatte Francesca so viel Böses an einem Ort versammelt gesehen, doch sie konnte ihren Ekel gut verbergen. »Ich

weiß nicht, wer von Ihnen über eine wissenschaftliche Ausbildung verfügt, doch es bedarf keiner technischen Kenntnisse, um das Grundprinzip des Vorgangs zu verstehen, dessen Zeugen Sie gleich sein werden. Während die tatsächliche Ausführung sich kompliziert gestaltet, ist das Konzept ziemlich einfach. Seit der Zeit der alten Griechen gibt es Entsalzungsmethoden, doch bislang haben diese Verfahren immer nach einem physikalischen Prinzip gearbeitet. Man hat Wasser zu Dampf verkocht, es unter Strom gesetzt oder durch Membranen gepresst, um das Salz herauszufiltern, so wie ein Kind den Sand nach Muscheln durchsiebt. Ich habe mir überlegt, dass es in mancherlei Hinsicht einfacher sein könnte, die molekulare Struktur der im Salzwasser enthaltenen chemischen Substanzen auf atomarer und subatomarer Ebene zu verändern.«

»Das klingt irgendwie nach Alchemie, Dr. Cabral«, sagte der aalglatte deutsche Bankier.

»Der Vergleich ist durchaus angemessen. Obwohl die Alchemie ihr Ziel nie erreicht hat, wurde durch sie die Wissenschaft der Chemie gleichsam vorbereitet. Und genau wie die Alchemisten habe auch ich versucht, einen anderen Stoff in Gold zu verwandeln, nur dass es in meinem Fall um blaues Gold ging, um Wasser, das wertvoller ist als alle Mineralien dieser Erde. Ich brauchte einen Stein der Weisen, der das ermöglichen würde.« Sie drehte sich zu dem Anasazium-Kern um. »Hier drin befindet sich der Katalysator, durch den der Prozess funktioniert. Das Salzwasser wird mit dem Material in Kontakt gebracht und dadurch gereinigt.«

»Wann erleben wir eine Demonstration dieses Wunders?«, fragte Lord Grimley.

»Bitte kommen Sie mit«, sagte sie und ging voran zur Schalttafel. Ihre Finger huschten über die Tastatur. Man hörte das gedämpfte Geräusch anlaufender Pumpen, gefolgt vom Rauschen des Wassers. »Durch das Hauptrohr über unseren Köpfen strömt nun Salzwasser und fließt in den Behälter. Dann dauert es einige

Minuten.«

Francesca führte die Gruppe auf die andere Seite des Katalyse-Containers und wartete schweigend ab, während die Spannung immer mehr anwuchs. Dann überprüfte sie eine Anzeige und deutete auf ein anderes dickes Rohr. »Das dort ist die Abflussleitung, in der sich das Süßwasser befindet. Sie können die Wärme spüren, die während der Umwandlung entsteht.«

»Wenn ich recht verstanden habe, kann diese Wärme als Energiequelle genutzt werden«, sagte der Amerikaner.

»Richtig. Im Augenblick wird das Wasser einfach nur wieder in den kalten See gepumpt, und die Hitze verflüchtigt sich. Mit nur wenigen Modifikationen wäre diese Anlage imstande, aus der Wärme die Energie zum eigenen Betrieb zu gewinnen. Es gäbe sogar einen Überschuss, der anderweitig genutzt werden könnte.«

Die Direktoren begannen, aufgeregt zu diskutieren. Francesca konnte die Aura der Gier beinahe körperlich spüren, während die Männer im Geiste bereits die Milliarden zusammenzählten, die ihnen die Produktion billiger Energie neben dem Wasser einbringen würde.

Sie ging zu einer Rohrschlange, die aus der Süßwasserleitung senkrecht nach unten ragte und in einem Wasserhahn endete, neben dem ein Stapel Pappbecher bereitstand. »Das hier ist ein Kühlmodul, das dem Wasser die Hitze entzieht«, erklärte sie. Dann wandte sie sich an einen der Techniker. »Wie war die Qualität des bisher von Ihnen produzierten Wassers?«

»Allenfalls brackig«, sagte der Mann.

Francesca drehte den Hahn auf, füllte einen der Becher, hielt ihn wie ein Weinkenner ins Licht, nippte daran und trank dann den Rest auf einen Zug. »Noch ein bisschen warm, aber ansonsten vergleichbar mit jedem beliebigen Quellwasser, das ich kenne.«

Brynhild trat vor, füllte ebenfalls einen der Becher und trank

ihn leer.

»Der Nektar der Götter«, rief sie triumphierend.

Die Direktoren drängten wie halb verdurstete Ochsen voran. Jeder neue Becher rief erstaunte Aufschreie hervor. Wenig später redeten alle gleichzeitig. Während die Männer den Hahn umlagerten, als wäre es ein Jungbrunnen, entfernten Brynhild und Francesca sich ein Stück von dem Stimmengewirr.

»Herzlichen Glückwunsch, Dr. Cabral. Wie es scheint, ist das Verfahren ein voller Erfolg.«

»Das war mir schon vor zehn Jahren klar«, sagte Francesca.

Brynhild dachte an die Zukunft, nicht an die Vergangenheit. »Haben Sie meine Techniker entsprechend unterwiesen, so dass die Männer den Prozess nachvollziehen können?«

»Ja. An der Prozedur sind nur wenige Änderungen erforderlich gewesen. Wie ich schon sagte, Sie waren bereits ziemlich nah dran.«

»Dann hätten wir es in absehbarer Zeit auch allein geschafft?«

Francesca dachte kurz darüber nach. »Wahrscheinlich nicht. Ihre und meine Methode waren wie zwei parallele Linien, die sich nie berühren, ganz gleich, wie gering der Abstand zwischen ihnen auch sein mag. Und jetzt, nachdem ich mein Versprechen gehalten habe, erwarte ich, dass Sie Ihren Teil der Abmachung einhalten.«

»Ach ja, die Abmachung.« Brynhild nahm das Funkgerät vom Gürtel und schaltete es ein. Sie lächelte und sah Francesca mit kalten blauen Augen genau ins Gesicht. »Sagen Sie den Gebrüdern Kradzik, dass die Frau von der NUMA jetzt ihnen gehört.«

»Halt!« Francesca packte Brynhilds muskulösen Arm. »Sie haben doch versprochen...«

Brynhild schüttelte die kleinere Frau mit Leichtigkeit ab. »Ich habe Ihnen auch gesagt, man könne mir nicht trauen. Da Ihr Verfahren funktioniert, habe ich für Ihre Freundin keine Ver-

wendung mehr.« Sie hielt sich das Funkgerät wieder ans Ohr. Ihr Lächeln wich plötzlich einem Stirnrunzeln. »Was soll das heißen?«, rief sie, derweil ihre Miene sich zusehends verfinsterte. »Wann war das?«

Sie schaltete das Funkgerät wieder ab. »Um Sie kümmere ich mich später«, versprach sie Francesca, machte auf dem Absatz kehrt und ging zum Aufzug.

Im ersten Moment war Francesca vor Schreck wie gelähmt. Dann wurde ihr der volle Umfang von Brynhilds Verrat bewusst, und im gleichen Maß entflammte aufs Neue der brennende Zorn in ihr, der sie zehn Jahre lang am Leben erhalten hatte. Falls Gamay tot war, würde sie ihre Entscheidung nur umso leichteren Herzens fällen können. Mit neuerlicher Entschlossenheit reckte sie das Kinn empor und verschwand im Labyrinth der Röhren.

Gamay langweilte sich zu Tode und war beinahe erleichtert, als die beiden stämmigen Wachen erschienen, um sie abzuholen. Sie hatte unterdessen feststellen müssen, dass die Zelle ausbruchssicher war, sofern es ihr nicht irgendwie gelingen würde, die Tür aus den Angeln zu sprengen. Vielleicht ließe die NUMA sich ja davon überzeugen, einige geeignete James-Bond-Spielereien zu entwickeln. Doch das würde warten müssen. Im Augenblick blieb Gamay nur die Alternative, auf eine Fluchtmöglichkeit außerhalb der Zelle zu hoffen.

Als die Männer sie nun durch einen wahren Irrgarten aus Gängen lotsten, verließ Gamay der Mut. Selbst falls ihr die Flucht gelang, würde sie sich innerhalb kürzester Zeit verlaufen. Vor einer etwa zweieinhalb Meter hohen, schweren zweiflügeligen Bronzetür blieben sie stehen. Die Oberfläche des Portals war mit mythologischen Szenen verziert, in denen zahlreiche Totenschädel vorkamen, aber auch Riesen und Zwerge, seltsame Ungeheuer, wilde Pferde, verkrüppelte Bäume und Runen. Das zentrale Motiv, um das sich alle anderen gruppieren, war ein elegantes Segelschiff mit geschwungenen Vorder- und Achtersteven.

Einer der Posten drückte auf einen Knopf in der Wand, und die Tür schwang lautlos auf. Der andere Mann schob Gamay mit der Mündung seiner Waffe in den dahinter gelegenen Raum.

»Das war nicht unsere Idee«, sagte er und klang dabei entschuldigend. Die Tür schloss sich wieder, und Gamay versuchte sich zu orientieren. »Wie reizend«, murmelte sie.

Sie befand sich in einer riesigen Halle von den Ausmaßen eines Footballfelds, wie Gamay anhand der Fackeln feststellte, die rundum an den Wänden hingen. In der Mitte des Saals, erhellt von vier großen Kohlenpfannen, stand mit gehisstem Rahsegel ein Schiff, das genau wie das Relief auf der Eingangstür aussah.

Vor ihrem Studium der Meeresbiologie hatte Gamay einen Abschluss als Archäologin erworben, und so erkannte sie sofort, dass es sich um ein Wikingerboot oder zumindest einen sehr gut gelungenen Nachbau handeln musste. Sie fragte sich, ob das hier ein Museum sein könnte. Nein, beschloss sie, es glich eher einer sorgfältig ausgearbeiteten Gruft. Vielleicht diente das Schiff als Grabmal, wie es einst bei den Nordmännern Sitte gewesen war. Teils aus Neugier, aber vornehmlich weil ihr ohnehin nichts anderes zu tun blieb, ging sie auf das Boot zu.

Während sie allein durch die große Halle schritt, blieben aus dem Halbdunkel zwei rot geränderte Augenpaare unverwandt auf sie gerichtet. Schon als Gamay noch in ihrer Zelle lag, hatten diese Augen sie auf einem Überwachungsmonitor gierig verschlungen. Stundenlang waren die Kradzik-Zwillinge nicht von dem Bildschirm gewichen, sondern hatten sich jede körperliche Einzelheit ihres Opfers eingeprägt, von dem charakteristischen roten Haar bis zu den langen schlanken Beinen. Ihr Voyeurismus hatte jedoch keine sexuelle Komponente, denn das wäre viel zu natürlich gewesen. Die Kradziks waren einzig und allein daran interessiert, Schmerz zuzufügen. Sie waren wie Hunde, die man darauf trainiert hatte, einen Leckerbissen so lange auf der Nase zu balancieren, bis sie die Erlaubnis erhielten, ihn zu verschlingen. Gamays verlockende Nähe rief ihre sadistischen Triebe wach.

Immerhin waren die beiden Frauen ihnen bereits versprochen worden. Da Brynhild gegenwärtig im Labor zu tun hatte, beschlossen die Kradziks, ihr Spielzeug einzufordern.

Sie ordneten an, Gamay in die große Halle zu bringen. Die Posten gehorchten ihnen nur widerwillig. Alle Angehörigen der kleinen Armee, die das Anwesen bewachte und gelegentlich, wie in Alaska, auch externe Aufgaben wahrnahm, hatten früher in den verschiedensten Eliteeinheiten gedient. In ihren Reihen fanden sich ehemalige französische Fremdenlegionäre, amerikanische Special Forces, SEALs, Rotarmisten, britische Fall-



schirmjäger und andere sorgsam ausgewählte Söldner. Sie sprachen oft im Scherz darüber, dass eine unehrenhafte Entlassung zu den Mindestvoraussetzungen gehörte, um für Gogstad arbeiten zu dürfen, und dass eine verbüßte Haftstrafe noch zusätzliche Bonuspunkte einbrachte. Sie waren bereit, auf Befehl zu töten, aber sie betrachteten sich als Profis, die einfach ihren Job erledigten. Die Kradziks waren anders. Jeder kannte die Geschichten von den Massakern und Morden in Bosnien, und über ihre Sonderaufträge im Dienst von Gogstad kursierten zahllose Gerüchte. Die Männer wussten auch von der engen Verbindung zu Brynhild. Als ihnen befohlen wurde, die Gefangene aus der Zelle zu holen, stellten sie keine Fragen.

Gamay befand sich auf halbem Weg zu dem Schiff, als sie das unverkennbare Geräusch eines startenden Motors hörte. Das abgehackte Knattern hallte von den steinernen Wänden wider und wirkte dadurch sogar noch lauter. Zu beiden Seiten des Schiffs leuchtete je ein Scheinwerfer auf und begann sich langsam in Gamays Richtung zu bewegen.

### *Motorräder.*

Sie konnte die Silhouetten der Fahrer erkennen und kam sich wie ein Reh vor, das bei der Überquerung eines Highways erwischt wurde. Dann heulten die Motoren auf, und die Maschinen schossen wie zwei Raketen voran.

Gamays Blick fiel auf die spitzen Lanzen, die auf den Lenkstangen lagen.

Die Fahrer ähnelten den grotesken Karikaturen zweier Ritter beim Turnierkampf. Kurz bevor die Speere Gamays Leib durchdrungen hätten, drehten die Motorräder wieder ab, um aus größerer Entfernung einen erneuten Angriff einzuleiten. Diesmal rasten sie in entgegengesetzter Richtung haarscharf an ihrem Ziel vorbei, wirbelten herum und blieben mit leise tuckernden Motoren stehen. Wieder sah Gamay sich links und rechts durch je einen Scheinwerfer bedroht, die wie die glühenden Augen ei-

ner schnurrenden Riesenkatze wirkten.

Die Kradziks saßen auf 250er Yamaha-Geländemaschinen, mit denen normalerweise die Wachposten am Rand des riesigen Geländes Patrouillenfahrten absolvierten. Ihre Lanzen gehörten zu der Waffensammlung an der Wand der großen Halle. Da die Zwillinge nur wenig Fantasie hatten, folgte ihr Vorgehen immer dem gleichen Ablauf, ob das Opfer nun ein junges Mädchen oder ein alter Mann war: einschüchtern, terrorisieren, Schmerz zufügen und töten.

Links von Gamay ertönte eine Stimme in der Dunkelheit: »Falls du schnell genug bist...«

»... erwischen wir dich vielleicht nicht«, wurde der Satz von rechts vollendet.

*Das sind ja herrliche Aussichten*, dachte Gamay. Der Akzent verriet ihr, dass sie es hier mit denselben Schwachköpfen zu tun hatte, die in ihr Haus eingebrochen waren. Offenbar wollten die Jungs sich das Spiel bloß ein wenig abwechslungsreicher gestalten. »Zeigt euch«, rief Gamay.

Das einzige Geräusch kam von den Motoren im Leerlauf. Die Kradziks hatten sich daran gewöhnt, dass ihre Opfer niederknieten und um Gnade flehten. Auf Fragen waren sie nicht vorbereitet, vor allem nicht aus dem Mund einer wehrlosen Frau. Neugierig rollten sie langsam näher und hielten in einigen Metern Entfernung.

»Wer seid ihr?«, fragte Gamay.

»Wir sind der Tod«, kam die doppelte Antwort wie aus einem Mund.

Die kurze Atempause war vorüber. Die Motoren heulten auf, und die Vorderreifen hoben kurz vom Boden ab. Dann schossen die Yamahas mit lautem Quietschen und begleitet vom Gestank verschmorten Gummis knapp an Gamay vorbei und fingen an, sie zu umkreisen. Die Kradziks wollten, dass ihr Opfer sich so lange drehte, bis ihm schwindlig war und es zu einem hilflos

stammelnden Häufchen Elend zusammensackte. Gamay weigerte sich, das Spiel mitzuspielen. Stattdessen blieb sie an Ort und Stelle stehen, sah stur geradeaus und presste die Arme eng an den Körper. Erstickende Abgasschwaden stiegen ihr ins Gesicht. Sie musste sich mit aller Macht zusammennehmen, um nicht wegzulaufen. Man würde sie sofort einholen und ihr mit den Lanzen die Beine unter dem Leib wegreißen.

Als die Zwillinge sahen, dass ihr Opfer sich nicht rührte, verringerten sie den Durchmesser des Kreises. Eine der Speerspitzen kam Gamay so nah, dass sie ihr die Bluse aufschlitzte. Sie zog den Bauch ein. Es wurde langsam eng. Sie ging los, und zwar absichtlich in einem gleichmäßigen Tempo, auf das die Verfolger sich einstellen sollten. Die Kradziks freuten sich über die neue Herausforderung und kreuzten abwechselnd Gamays Weg, um erst im allerletzten Moment die Lanzen wegzureißen. Sie ging weiter, und in ihren Ohren hallte das Dröhnen der Maschinen. Sie würde nicht anhalten. Die Männer konnten sie jederzeit töten.

Dann hörte sie eines der Motorräder von rechts herannahen. Sie ging das Risiko ein und blieb abrupt stehen. Der Fahrer überschätzte sich und riss die Yamaha herum. Irgendwie wurde durch dieses Manöver die unheimliche Kommunikation der beiden Männer gestört, und sie wirkten für einen Moment verwirrt und unkoordiniert. Gamay lief am Bug des Schiffs vorbei, um an Deck zu springen, doch die Flanke des Rumpfs wurde oberhalb der Ruderöffnungen durch eine Barriere aus hohen Rundschilden geschützt. Jetzt erkannte sie, weshalb die Fremden sie so nah an das Boot herangelassen hatten. Es war unmöglich, die Schilde einfach zu überklettern.

Der einzige Zugang führte über eine Rampe in der Nähe des Hecks. Vermutlich hoffte man, dass Gamay diesen Versuch unternehmen würde. Sie täuschte eine entsprechende Bewegung an, und die beiden Fahrer versuchten, ihr den Weg abzuschneiden. Gamay jedoch hob einen der Schilde aus seiner Halterung

und drehte sich um. Die Zwillinge beschlossen, mit gesenkten Waffen einen direkten Angriff zu fahren. Der schwere, mit eisernen Beschlügen versehene Schild aus dickem Holz war für einen kräftigen Nordmann und nicht für eine schlanke Frau gedacht, doch zum Glück war Gamay groß und athletisch. Es gelang ihr, den linken Arm durch die Riemen zu schieben und sich den Schild vor den Leib zu halten.

Gerade noch rechtzeitig.

*Tock!*

Die Lanzen trafen den Schild im selben Moment. Gamay wurde durch die Wucht des Aufpralls gegen das Boot geschleudert und musste nach Luft ringen.

Die Motorräder drehten zu beiden Seiten ab, wendeten und kehrten zurück. Gamay ließ den Schild fallen, stellte den Fuß darauf und zog die Speere heraus, die sich mit ihren dünnen Holzschäften und den schmalen Bronzespitzen als überraschend leicht erwiesen. Wahrscheinlich sollten sie ursprünglich als Wurf- und nicht als Stoßwaffen dienen.

Gamay hob den Schild wieder auf und hielt die Speere bereit. Sie nahm an, ohne die Waffen könne es sich nur um einen Scheinangriff der Männer handeln, doch dann wirbelte etwas auf sie zu, und eine stachelige Kugel knallte gegen den Schild. Der heftige Schlag ließ Gamay in die Knie gehen. Im letzten Moment riss sie den Arm hoch und rettete damit ihr Leben, denn der vernichtende Schlag des zweiten Angreifers ließ die äußere Holzschicht des Schilds zersplittern.

Die Brüder hatten sich mit Morgensternen bewaffnet und würden so jeden Schutz früher oder später durchdringen können. Noch bevor Gamay wieder auf die Beine kam, brach bereits der nächste Angriff über sie herein. Erneut donnerten die Metallkugeln auf den Schild hinab. Das Holz bewahrte Gamay vor den eigentlichen Treffern, aber nach dem zweiten Schlag löste der Schild sich endgültig in seine Bestandteile auf, sodass Gamay

nur noch die Lederriemen und den nutzlosen Rahmen in der Hand hatte.

Sie nahm einen der Speere und streckte ihn den Männern entgegen. Diese brachen den Angriff ab und fuhren einige Male hin und her. Dann rollte der Erste heran. Der Speer zuckte wie eine Kompassnadel in seine Richtung. Gamay hielt den Atem an. In letzter Sekunde drehte er ab. Der andere näherte sich von links. Sie fuhr herum und wehrte ihn ab, nur um sofort wieder aus der anderen Richtung attackiert zu werden. Es war eine klassische Flankentaktik. Noch ging es nicht um einen massiven Angriff. Man wollte Gamays Reaktionen testen.

Eines der Motorräder rollte direkt an ihr vorbei, und der Fahrer wähnte sich vor dem Speer in Sicherheit. Doch statt zu stoßen, holte Gamay aus und schleuderte die Waffe auf das Ziel. Der Mann war schnell. Der Speer flog zu tief. Er traf die Speichen des Vorderrades und zerbrach, doch der schmale, grobstollige Reifen wurde schlagartig aus der Bahn gerissen. Das Motorrad stellte sich quer, und der Fahrer flog im hohen Bogen über die Lenkstange. Während die Maschine seitlich wegrutschte und dabei eine Spur aus roten und weißen Funken hinter sich herzog, prallte der Mann auf den Boden und blieb reglos liegen.

Der zweite Fahrer stellte sofort den Angriff ein und richtete den Scheinwerfer seiner Maschine auf die leblose Gestalt. Er stieg ab, doch noch bevor er sich neben den verkrümmten Leib kniete, wusste er bereits, dass sein Bruder tot war. Er hatte die Angst und den Schmerz des anderen gespürt, als dessen Genick brach. Dann stieg ein Stöhnen seine Kehle empor und steigerte sich zu einem qualvollen Schrei. Gamay erschauerte, und der letzte der Kradzik-Brüder fing an, wie ein Wolf zu heulen. Vorsichtig tastete sie sich zum Heck des Boots vor und hoffte, an Deck womöglich eine weitere Waffe aufzutreiben zu können. Der Mann registrierte ihre Bewegung und sprang sofort wieder auf sein Motorrad. Gamay hob den Speer. Als er seitlich an ihr vorbeifuhr, spürte sie einen kurzen Ruck, gefolgt von einem metal-

lischen Klirren. Er hatte die Speerspitze mit einer kurzstieligen Streitaxt sauber abgetrennt. Dann hielt er an und reckte die Waffe mit beiden Händen hoch über seinen Kopf. Jetzt war Gamay fällig.

Sie rannte zum Heck des Schiffs. Er holte sie sofort ein und rammte sie mit dem Vorderrad, sodass sie stürzte. Beim Aufprall auf den harten Boden schoss ein stechender Schmerz durch Gamays Knie und Ellbogen, doch das war längst noch nicht alles. Eine Gestalt ragte über ihr auf.

»Mein Bruder... ist tot...«

Er sprach stockend, als würde er darauf warten, dass der Zwilling den Satz fortführte.

»Du hast ihn getötet... und jetzt werde ich dich töten. Ich werde... mit den Beinen anfangen. Eines nach dem anderen. Dann die Arme.«

Mit seiner schwarzen Lederhose und der ärmellosen Jacke sah er wie ein Scharfrichter aus. Er grinste voll freudiger Erwartung, und seine Metallzähne glänzten. Gamay wollte sich wegrollen, doch er stellte ihr den Stiefel auf den Knöchel, und sie schrie auf.

Als er die Axt hob, war auf einmal ein Schwirren zu hören, und er ächzte überrascht auf. Mit der freien Hand griff er nach dem Schaft eines Armbrustbolzens, der aus seinem Kopf ragte, doch da war er bereits tot. Das Funkeln seiner Augen erlosch, und er brach zusammen. Gamay wich der fallenden Axt aus. Dann hörte sie, wie sich schnelle Schritte näherten. Zwei starke Arme hoben sie vom Boden, und sie schaute in Zavalas vertrautes Gesicht. Austin folgte unmittelbar darauf. In der Hand hielt er eine alte Armbrust.

»Alles in Ordnung?«, fragte Kurt.

»Eine kleine Hauttransplantation, und ich bin wieder wie neu.« Sie sah, dass Joe eine Maschinenpistole trug. »Nicht, dass ich undankbar wäre, aber wieso spielst du Wilhelm Teil, wenn

ihr dieses Ding dabeiabt.«

»Die Knarre hat eine ziemliche Streuung«, sagte Zavala. »Sie eignet sich prima zur Abwehr eines Frontalangriffs, aber weniger für einen Präzisionsschuss. Ich wäre trotzdem damit an die Reihe gekommen, falls Kurt ihn verfehlt hätte.« Er kniete sich neben die Leiche. »Du solltest doch den Apfel auf seinem Kopf treffen.«

»Nächstes Mal ziele ich höher«, sagte Austin und warf die Armbrust beiseite.

Gamay gab jedem der beiden einen Kuss auf die Wange. »Schön, dass ihr da seid, auch wenn ich dafür eure blöden Sprüche ertragen muss.«

Austin untersuchte den anderen Toten. »Anscheinend bist du auch ohne uns ganz gut zurechtgekommen.«

»Ich habe mir buchstäblich Arme und Beine ausgerissen«, sagte Gamay und fragte sich, wie sie auch noch Witze darüber machen konnte, dass sie beinahe zerstückelt worden wäre. »Wo sind wir?«

»Am Lake Tahoe.«

»Tahoe! Wie habt ihr mich gefunden?«

»Das erklären wir, nachdem wir Francesca eingesammelt haben. Kannst du laufen?«

»Zur Not krieche ich auf allen vieren aus dieser Bruchbude. Hübsche Ausstattung, übrigens«, sagte sie mit Blick auf die weißen Hauben und Anzüge. »Seid ihr so an den Wachen vor der Tür vorbeigekommen?«

»Da waren keine Wachen.«

»Wahrscheinlich wollten sie nichts mit diesen beiden Komikern zu tun haben.«

»Um die Wahrheit zu sagen, sind wir ganz zufällig hier hereingestolpert und haben gesehen, wie du beim Fangenspielen gegen deinen Freund verloren hast. Dann habe ich eine Arm-

brust von der Wand genommen und gewartet, bis er dank deiner freundlichen Unterstützung richtig schön in der Schussbahn stand.« Austin nahm einem der Toten eine Pistole ab. »Was meint ihr? Machen wir uns aus dem Staub, bevor der Rest der Truppe aufkreuzt?«

Gamay nickte und humpelte auf den Ausgang zu, während die beiden Männer schützend an ihrer Seite blieben. Da schwingen die Türflügel auf, und Brynhild trat ein. Sie war allein, aber das ließ sie nicht weniger beeindruckend wirken, als sie mit großen Schritten durch den Saal eilte. Dann stellte sie sich Kurt, Joe und Gamay breitbeinig in den Weg und stemmte die Hände in die Hüften. Die Leichen würdigte sie kaum eines Blicks.

»Ich schätze, die beiden gehen auf Ihr Konto«, sagte sie.

Austin zuckte die Achseln. »Bitte verzeihen Sie die Unordnung.«

»Diese Männer waren Dummköpfe. Falls Sie sie nicht getötet hätten, hätte ich das selbst übernommen. Die zwei haben meine Befehle missachtet und diese heilige Stätte entweiht.«

»Trotzdem - ich weiß, wie schwierig es heutzutage ist, gutes Personal zu bekommen.«

»Nicht so schwierig, wie Sie vielleicht glauben. Es herrscht kein Mangel an Leuten, die gern töten. Wie sind Sie hier hereingekommen?«

»Durch die Vordertür. Was ist das für ein Ort?«

»Das Zentrum meines Imperiums.«

»Dann müssen Sie die geheimnisvolle Brynhild Sigurd sein«, sagte Austin.

»Ganz recht, und ich weiß, wer Sie sind, Mr. Austin, und auch Sie, Mr. Zavala. Wir haben Sie seit dem Vorfall in unserer mexikanischen Fabrik im Auge behalten. Es war sehr aufmerksam von Ihnen, uns die Ehre Ihres Besuchs zu erweisen.«

»Gern geschehen. Und verraten Sie uns unbedingt den Namen



Ihres Dekorateurs. Was meinst du, Joe? Frühe Addams Family oder spätes Transsylvanien?«

»Eher etwas moderner, wie bei den Munsters, würde ich sagen. Dieser bootsförmige Couchtisch verleiht dem Ganzen eine hübsche Note.«

»Sie ahnen ja gar nicht, wie Recht sie haben«, sagte die Frau. »Dieses Schiff symbolisiert die Vergangenheit, die Gegenwart und die glorreiche Zukunft.«

Austin lachte. »Ein angemessenes Symbol. Das Boot fährt nirgendwohin, genau wie Ihr Konzern.«

»Ihr Leute von der NUMA geht mir langsam auf die Nerven.«

»Genau das habe ich auch zu Joe gesagt, bevor Sie gekommen sind. Wir möchten Ihre Gastfreundschaft wirklich nicht überstrapazieren. Wenn Sie uns jetzt also bitte entschuldigen würden... Leute, wir gehen.«

Zavala, der an vorderster Stelle stand, wollte an Brynhild vorbei. Aus Gewohnheit setzte er sein übliches Lächeln auf. Brynhild mochte eine Missgeburt sein, überlegte er, doch sie war immerhin eine Frau. Aber der berühmte Zavala-Charme verfehlte seine Wirkung. Die Riesin streckte den Arm aus, packte Joe an der Jacke, schüttelte ihn wie ein Terrier eine Ratte schütteln würde und schleuderte ihn kraftvoll zu Boden. Zavala kam sofort wieder auf die Beine. Bei Frauen aller Größen und jeden Alters blieb er stets Gentleman, und so lächelte er auch jetzt noch. »Ich weiß, wie Sie sich fühlen müssen, aber lassen Sie unsere Beziehung nicht auf diese Weise enden.«

Als Antwort darauf schlug Brynhild ihn mit dem Handrücken ins Gesicht. Joe torkelte ein paar Schritte zurück und wischte sich das Blut aus dem Mundwinkel. Brynhild ballte die rechte Faust, um einen weiteren Schlag zu landen, doch Austin stellte sich schützend vor seinen Freund. Er achtete auf Brynhilds Hände und war nicht darauf gefasst, dass sie wie ein Kickboxer ihr linkes Bein vorschnellen lassen würde. Ihr Stiefel krachte

gegen seine Brust. Er merkte, wie unter dem enormen Stoß einige Rippen brachen, und stürzte dann so hart, dass er den Aufprall bis in die Zähne spürte.

Als er Austin zu Boden gehen sah, verlor Zavala jegliche Hemmungen, eine Frau zu schlagen.

»Zwei Glückstreffer sind genug«, sagte er leise. Joe hatte sich sein Studium am New York Maritime College als professioneller Mittelgewichtsboxer finanziert und dabei die meisten seiner Kämpfe gewonnen, viele davon durch K.o. Er war zwar nicht mehr so austrainiert wie damals, doch sein Kampfgewicht lag immerhin noch bei rund neunundsiebzig Kilo. Seine Größe betrug einen Meter achtundsiebzig, also überragte Brynhild ihn um etwa dreißig Zentimeter. Vermutlich war sie auch zwanzig Kilo schwerer, und das ohne ein Gramm Fett.

Nach ihrem Angriff auf Austin nutzte sie die günstige Position, um einen rechten Haken auf Zavala abzufeuern, der ihm den Kopf von den Schultern gerissen hätte. Joes alter Boxerinstinkt meldete sich zurück. Er sah den Schlag kommen und duckte sich, so dass die Faust nur seinen Scheitel streifte, und hieb Brynhild eine harte Linke in den Leib. Zwar hätte er sich dabei fast das Handgelenk gebrochen, doch wenigstens wurde seine Gegnerin aus dem Konzept gebracht. Ihre linke Gerade ging ins Leere. Zavala senkte das Kinn, hob die Fäuste und versuchte eine Dreierkombination anzubringen, die während seiner Collegezeit mehr als einen Kontrahenten auf die Bretter geschickt hatte. Er begann mit einem schnellen linken Jab, gefolgt von einem kurzen rechten Cross und einem linken Haken.

Der Cross ging fehl, doch der linke Haken erwischte Brynhild mit voller Wucht am Kinn. Ihr Blick wurde glasig, aber nur für eine Sekunde. Joe setzte nach. Brynhild wich zurück und platzierte einen harten rechten Überhandtreffer auf seinem Herzen, sodass ihm die Luft wegblieb. Während er keuchend nach Atem rang, durchbrach sie seine gesenkte Deckung und hämmerte ihm in den Magen. Zavalas trainierte Bauchmuskulatur fing den

Schlag auf, und er schoss einen rechten und einen linken Haken auf ihr Kinn ab. Beide verfehlten das Ziel. Joes schnelle und geschickte Reaktion hatte Brynhild überrascht, doch jetzt kannte sie seine Reichweite und seinen Stil und nutzte ihre überlegene Größe, um ihn sich vom Leib zu halten.

Zavala erkannte die Strategie und griff an, um einen Uppercut an ihrem Kinn zu landen, doch sie deckte ihn mit einem wahren Hagel an Schlägen ein, sodass er sich immer wieder zurückziehen musste. Sein linkes Auge war inzwischen halb geschlossen, und seine Nase blutete. Mit einer langen Geraden traf er Brynhild an der Kehle, musste im Gegenzug jedoch einen weiteren schmerzhaften Kopftreffer einstecken. Trotz ihrer Größe war sie mindestens genauso schnell wie alle seine früheren Mittelgewichtsgegner. Die alten Boxkenner behaupteten, ein guter kleiner Mann hätte gegen einen guten großen Mann keine Chance. Zavala hoffte, bei großen Frauen würde diese Binsenweisheit nicht zutreffen.

Er kämpfte verbissen weiter. Sein Timing war erbärmlich, und seine kraftlosen Schläge gingen weit vorbei. Länger als eine Minute könnte er nicht mehr durchhalten. Wahrscheinlich würde sie ihm zum Abschluss einige mörderische Tritte an den Kopf verpassen.

Völlig unerwartet ließ Brynhild die Deckung sinken. Noch bevor Zavala den Vorteil nutzen konnte, sackte die riesige Frau in sich zusammen. Joe blieb benommen stehen und wischte sich den Schweiß aus den Augen. Dann erkannte er, dass hinter seiner Gegnerin nun Gamay stand und mit beiden Händen einen der Holzschilde des Schiffs umklammert hielt.

»Diese Wikingerschlampe hat sich zu früh gefreut«, sagte sie, und ihre Augen funkelten wütend.

Unterdessen hatte Austin sich wieder aufgerappelt. Er presste eine Hand auf die gebrochenen Rippen und sah seine Freunde an. »Ich hoffe, es geht uns allen besser, als wir aussehen.«

»Ich werde mich deutlich wohler fühlen, wenn wir von hier verschwunden sind«, stieß Zavala zwischen den geschwollenen Lippen hervor.

»Moment«, sagte Austin und schaute sich um. »Wir müssen erst noch für etwas Ablenkung sorgen.«

Ohne zu zögern ging er zu einer der Kohlenpfannen neben dem Boot. Er stemmte sie an den metallenen Beinen nach oben und kippte den brennenden Inhalt auf das Deck. Dann begab er sich an Bord und türmte die Schilde über den Kohlen auf. Die Flammen des improvisierten Scheiterhaufens loderten am Mast empor und erreichten das Segel aus Tierhaut. Innerhalb weniger Sekunden brannte es lichterloh. Schwarzer erstickender Qualm stieg zur Decke und begann sich seitlich zu verteilen.

Nachdem dies alles erledigt war, gingen die drei Freunde zum Ausgang und begaben sich dicht daneben in Lauerstellung, während die Halle sich mit Rauch füllte. Nach wenigen Minuten schwangen die großen Türflügel auf, und eine Schar aufgeregt schreiender Wachen stürzte in den Saal. Die plötzliche Frischluftzufuhr fachte das Feuer nur noch mehr an und verteilte die schwarzen Wolken gleichmäßig im ganzen Raum. Die Posten liefen direkt zum Boot und bemerkten gar nicht, dass drei Personen leise durch das offene Portal nach draußen schlichen.

Im Innern der Unterwasserkuppel geriet Francesca zunehmend in Panik. Nur noch ein einziger Zug, und ihr Plan wäre vollendet. Sie wagte nicht zu handeln, bevor sie nicht von der erfolgreichen Flucht der anderen erfahren würde, vor allem nach Brynhilds hastigem Aufbruch. Sie sah sich um. Die Techniker waren damit beschäftigt, sich bei den Direktoren einzuschmeicheln, die in der Gegend herumliefen und becherweise entsalztes Wasser tranken, als wäre es edler Champagner. Die Party würde nicht ewig dauern. Irgendwann musste jemand bemerken, dass Francesca nicht von der Schalttafel wich.

Plötzlich erstarb das begeisterte Stimmengewirr. Sie drehte sich um und sah drei bizarre Gestalten aus dem kleinen Aufzug steigen. Francesca stockte der Atem. Ihre Freunde waren kaum wiederzuerkennen. Gamay humpelte, ihr wunderschönes dunkelrotes Haar stand wirr nach allen Seiten ab, und ihre Arme und Beine wiesen dunkle Prellungen auf. Kurts und Joes weiße Anzüge waren mit Blut und Ruß beschmiert. Zavalas geschwollenes Gesicht sah aus, als gehörte es Popeye dem Seemann.

Die drei schoben sich durch die Menge bis zu Francesca vor. Austin brachte ein Lächeln zustande. »Tut mir Leid, dass wir so lange gebraucht haben. Es gab ein paar, äh, Schwierigkeiten.«

»Gott sei Dank seid ihr hier.«

Austin legte ihr den Arm um die Schultern. »Aber wir wollen nicht lange bleiben. Unter diesem Ding wartet ein Taxi auf uns. Können wir Sie mitnehmen?«

»Ich muss nur noch eine Sache erledigen«, sagte Francesca, trat an die Schalttafel und gab über die Tastatur eine Reihe von Zahlen ein. Dann beobachtete sie einen Moment lang die Digitalanzeigen. Zufrieden stellte sie fest, dass alles nach Plan verlief. »Jetzt kann's losgehen.«

Zavala hatte die anderen Leute mit seiner Maschinenpistole in Schach gehalten, um jeden eventuellen Anflug von Wagemut im Keim zu ersticken. Neugierig musterte Kurt die Direktoren. Sie erwiderten seinen Blick mit unverhohlenem Hass. Der Engländer namens Grimley trat vor. »Wir verlangen, dass Sie uns mitteilen, wer Sie sind und was Sie hier wollen«, herrschte er Austin an.

Kurt lachte verächtlich, legte dem Mann eine Hand auf die knochige Brust und schob ihn zurück zu den anderen. »Wer ist dieser Clown?«, fragte er Francesca.

»Er und seine Freunde stehen für alles, was auf dieser Erde nicht stimmt.«

Als Amateurphilosoph hatte Austin schon häufig über den Gegensatz von Gut und Böse nachgedacht, doch eine vertiefende abstrakte Diskussion würde warten müssen. Er ignorierte den Engländer, nahm Francescas Arm und führte sie in Richtung des Ausgangs, durch den sie zu der Luftschleuse und dem Tauchboot gelangen würden. Gamay schloss sich ihnen an, und Zavala folgte als Letzter und sicherte nach hinten.

Sie hatten erst wenige Schritte zurückgelegt, als die Tür des Lastenaufzugs sich öffnete und ungefähr zwanzig Wachen das Labor betraten. Sie umzingelten die Flüchtlinge und nahmen Zavala die Waffe ab.

Dann verließ auch Brynhild den Schutz der Kabine. Ihre Männer traten beiseite und ließen sie durch. Gamays Attacke mit dem Schild hatte ihr blondes Haar in Unordnung gebracht, und ihr bleiches Gesicht war mit Ruß beschmutzt. Das alles änderte nichts an der bedrohlichen Ausstrahlung ihrer imposanten Gestalt und dem feindseligen Blick der hellblauen Augen. Sie bebte vor Zorn und streckte nun den Arm in Richtung der NUMA-Crew aus, als wollte sie aus ihrer Fingerspitze einen Blitz schleudern.

»Tötet sie«, befahl sie.

In den Reihen der Gogstad-Direktoren kam angesichts der überraschenden Wendung freudiges Gemurmel auf, und gespannt blickten sie der Hinrichtung dieser Emporkömmlinge entgegen. Aber als die Söldner ihre Waffen hoben, um eine tödliche Salve abzugeben, stellte Francesca sich vor ihre übel zugerichteten Freunde. »Stopp!«, rief sie in einem Tonfall, dessen Nachdruck und Lautstärke an ihre Herrschaft als weiße Göttin gemahnten.

»Gehen Sie zur Seite, oder man wird Sie ebenfalls erschießen«, sagte Brynhild.

Francesca reckte trotzig das Kinn vor. »Das glaube ich kaum.«

Brynhild schien noch größer zu werden. »Wer sind Sie, dass Sie es wagen, mir zu widersprechen?«, knurrte sie wütend.

Francesca ging wortlos zu der Schalttafel und deutete auf die bunt blinkenden Lichter. Über den Computermonitor liefen endlose Zahlenkolonnen. Es bahnte sich eindeutig eine gravierende Fehlfunktion an.

Brynhild stieß wie ein Racheengel auf Francesca herab. »Was haben Sie getan?«

»Sehen Sie selbst«, antwortete Francesca und trat zur Seite.

Brynhild starrte auf die verwirrende Vielfalt der Anzeigen. »Was geschieht da?«

»Die Instrumente sind offenbar damit überfordert, die beginnende Kettenreaktion einzudämmen.«

»Was soll das heißen? Machen Sie den Mund auf, oder ich lasse...«

»Sie lassen mich töten? Nur zu. Ich bin die Einzige, die den Prozess noch aufhalten kann.« Sie lächelte. »Anasazium hat eine Eigenschaft, die Ihnen völlig verborgen geblieben ist. Für sich allein ist das Material so ungefährlich wie Eisen. Aber unter gewissen Bedingungen wird seine atomare Struktur höchst instabil.«

»Was für Bedingungen?«

»Genau die Kombination aus Temperatur, Energie und Schallvibration, die derzeit auf den Kernbehälter einwirkt. Falls ich nichts daran ändere, wird der Kern explodieren.«

»Sie bluffen.«

»Ach ja? Vergewissern Sie sich doch selbst. Das Hitzeniveau steigt immer weiter. Noch immer nicht überzeugt? Dann denken Sie mal an die geheimnisvolle Explosion in Ihrem mexikanischen Labor. Als ich davon hörte, war mir sofort klar, was geschehen sein musste. Ein paar Pfund Anasazium haben eine solch verheerende Wirkung gehabt. Jetzt rechnen Sie sich aus, was passiert, wenn mehrere hundert Pfund die kritische Masse erreichen.«

Brynhild wandte sich an die Techniker, die rund um sie standen, und schrie, jemand solle gefälligst eingreifen. Der leitende Ingenieur hatte das wirre Muster auf dem Computerbildschirm fasziniert betrachtet. Jetzt trat er vor. Auf seiner Stirn glänzten Schweißperlen. »Wir wissen nicht, wie. Alles, was wir unternehmen, könnte die Sache nur noch verschlimmern.«

Brynhild entriss dem nächstbesten Wachposten die Maschinenpistole und richtete sie auf Gamay.

»Falls Sie die Kettenreaktion nicht aufhalten, werde ich Ihre Freunde einen nach dem anderen erschießen. Die hier ist als Erste dran.«

»Wer von uns blufft jetzt?«, erwiderte Francesca. »Sie haben doch ohnehin vor, die drei zu ermorden. Auf diese Weise werden wir alle gemeinsam sterben.«

Brynhilds weiße Haut wurde sogar noch bleicher. Sie senkte die Waffe.

»Sagen Sie mir, was Sie wollen«, stieß sie mit mühsam unterdrückter Wut hervor.

»Ich will, dass diese Leute unbehelligt von hier verschwinden



können.«

Brynhild hatte während ihrer wissenschaftlichen Ausbildung gelernt, immer erst alle Fakten zu sammeln, bevor sie eine Entscheidung traf. Falls niemand den Störfall behob, würde die daraus resultierende Explosion die gesamte Anlage zerstören. Francesca war die Einzige, die jetzt noch etwas dagegen unternehmen konnte. Brynhild würde die NUMA-Leute gehen lassen. Sobald die Krisensituation entschärft war, konnte sie ihrem Sicherheitspersonal befehlen, die drei wieder einzufangen. Dann würde sie sich um Francesca kümmern. Sie wollte am liebsten sofort Rache für die Zerstörung ihres Schiffs nehmen, doch sie konnte geduldig sein. Es hatte Jahre gedauert, bis zu diesem Punkt vorzustoßen.

Sie gab dem Wachmann die Maschinenpistole zurück. »Einverstanden«, sagte sie. »Aber Sie müssen bleiben.«

Francesca seufzte erleichtert auf und wandte sich an Austin. »Sie sind unter Wasser hergekommen, habe ich das richtig verstanden?«

»Ja. Wir haben eine Tauchausrüstung dabei, und direkt unter dem Labor wartet ein U-Boot auf uns.«

»Dieser Weg ist jetzt leider nicht mehr möglich«, sagte Francesca. »Die Temperatur ist bereits zu stark angestiegen. Sie würden es nicht bis zum U-Boot schaffen, sondern vorher gekocht werden.«

»Dann nehmen wir eben den Aufzug zum Pier. Dort liegt ein Boot vertäut.«

»Das klingt vernünftig.«

»Wir können Sie nicht hier zurücklassen.«

»Schon gut. Man wird mir nichts tun, solange ich von Nutzen bin.« Sie lächelte verführerisch. »Ich freue mich schon darauf, ein weiteres Mal von der NUMA gerettet zu werden.« Dann drehte sie sich zu Brynhild um. »Ich bringe die drei bis zum

Aufzug.«

»Keine Tricks«, knurrte die Riesin und befahl zwei der Wachen, die Gruppe zu begleiten.

Francesca drückte den Knopf, der die Tür des eiförmigen Aufzugs öffnete. »Sie sind verletzt. Ich helfe Ihnen hinein.« Als alle Platz genommen hatten, beugte sie sich noch einmal vor. »Hat jemand eine Waffe?«, flüsterte sie.

Man hatte zwar Joes Maschinenpistole einkassiert, doch niemand war auf die Idee gekommen, Austin zu durchsuchen, der keine sichtbare Waffe bei sich trug. Unter seiner Jacke steckte jedoch nach wie vor der Revolver, den er einem der Kradziks abgenommen hatte.

»Ich«, sagte Kurt, »aber es wäre Selbstmord, sich den Weg freischießen zu wollen.«

»Das habe ich auch nicht vor. Geben Sie sie mir bitte.«

Zögernd reichte Austin ihr den Revolver. Im Gegenzug griff sie unter ihren Kittel und gab ihm einen braunen Umschlag.

»Da ist alles drin, Kurt. Verteidigen Sie es mit Ihrem Leben«, sagte sie.

»Was ist das?«

»Das werden Sie sehen, sobald Sie das Geschenk an die Welt weitergeben.« Dann küsste sie ihn lange und innig. »Tut mir Leid, aber wir werden unsere Verabredung wohl verschieben müssen«, sagte sie lächelnd. »Auf Wiedersehen, meine Freunde. Vielen Dank für alles.«

Die Verabschiedung hatte etwas unverkennbar Endgültiges an sich. Austin wurde auf einmal klar, dass Francesca nicht davon ausging, je gerettet zu werden.

»Steigen Sie ein!«, rief er und wollte ihren Arm packen.

Sie wich flink zurück und sah auf die Uhr. »Ihnen bleiben noch genau fünf Minuten. Nutzen Sie diese Zeit gut.«

Dann betätigte sie den Knopf der oberen Etage. Die Tür glitt

zu, und die Kabine raste schnell nach oben außer Sicht. Die Wachen waren für einen Moment abgelenkt und sahen dem Aufzug hinterher. Francesca zog die Waffe und zerschoss die Bedientafeln des Lifts und des Lastenaufzugs. Dann ließ sie den Revolver fallen. Als Brynhild und die restlichen Posten auf sie zurannten, ertönte aus den Lautsprechern der Halle ein lautes Sirenengeheul.

»Was haben Sie getan?«, schrie Brynhild.

»Dieses Signal besagt, dass es jetzt nur noch fünf Minuten dauert«, brüllte Francesca zurück. »Die Kettenreaktion ist ab diesem Moment unumkehrbar.«

»Sie haben doch versprochen, den Prozess aufzuhalten, wenn ich Ihre Freunde gehen lassen würde.«

Francesca lachte. »Das war eine Lüge. Sie selbst haben mir doch geraten, niemandem je zu vertrauen«, erinnerte sie Brynhild an deren eigene Worte.

Die Techniker begriffen als Erste die Aussichtslosigkeit der Situation und nutzten die allgemeine Aufregung, um sich leise in Richtung der schmalen Nottreppe zu schleichen, die in einem abgeteilten wasserdichten Schacht nach oben führte. Die Direktoren bemerkten den Fluchtversuch und wollten sich anschließen, und auch die Disziplin der Wachen hielt dem Druck der Angst nicht stand. Sie hieben mit den Kolben ihrer Waffen auf die Direktoren ein und eröffneten schließlich das Feuer. Vor der Tür zum Treppenschacht stürzten die ersten Toten und Verwundeten zu Boden, während die Posten sich gegenseitig an der Engstelle behinderten. Niemand wollte weichen, und von hinten drängten andere nach. Innerhalb weniger Sekunden war der einzige Ausgang durch ein Knäuel aus Leibern verstopft.

Brynhild konnte nicht fassen, wie schnell ihre ganze Welt in sich zusammenfiel. All ihr Zorn richtete sich auf Francesca, die weiterhin keine Anstalten machte zu fliehen. Mit einer schnellen Bewegung hob Brynhild den Revolver auf.

»Sie werden für diese Tat mit dem Leben bezahlen!«, schrie sie.

»Ich bin schon vor zehn Jahren gestorben, als Ihr wahnsinniger Plan mich in den Regenwald verbannt hat.«

Brynhild zog den Abzug dreimal durch. Die ersten beiden Schüsse gingen fehl, doch der dritte traf Francesca in die Brust. Sie wurde zurückgeschleudert, prallte gegen die Wand und rutschte daran herunter, bis sie am Boden saß. Ein schwarzer Vorhang senkte sich über ihre Augen, und sie lächelte glücklich. Dann war sie tot.

Brynhild warf den Revolver weg und ging zu der Schalttafel. Hilflos stand sie vor dem Monitor, als ließe die Kettenreaktion sich durch reine Willenskraft aufhalten. Sie ballte die Fäuste und reckte sie hoch über den Kopf. Ihr Wutgeheul vereinigte sich mit dem heiseren Signalton der Sirene.

Dann überschritten die gepeinigten Atome und Moleküle des Kernmaterials den kritischen Punkt und entluden sich in einem gewaltigen Energieausbruch. Der ungeheure Druck ließ den Anasazium-Behälter schmelzen. Brynhild verdampfte in einer weiß blitzenden Explosion, und ein riesiger Feuerball verwandelte das Labor in ein Inferno.

Glühend heiße Gase schossen durch die Aufzugschächte nach oben, folgten dem Bahntunnel und gelangten bis in das Anwesen, wo sie jeden einzelnen Winkel und zuletzt auch die große Halle ausfüllten. Der Rauch entzündete sich zu einem Glutball und setzte die Banner in Brand, die an den Wänden hingen. Die qualmenden Überreste des Gogstad-Schiffes im Herzen von Walhalla vergingen in einem vernichtenden Feuersturm.

Mit steil aufragendem Bug raste das Schnellboot über den See. Austin schob den Gashebel bis zum Anschlag vor und ließ die beiden Evinrude-Außenborder auf Hochtouren laufen. Sein braun gebranntes Gesicht war eine Maske der Wut und Enttäuschung. Nachdem sie das Bootshaus erreicht hatten, wollte er sofort ins Labor zurückkehren, doch beide Aufzüge reagierten nicht mehr. Er riss die Tür zu einem Treppenschacht auf, doch Gamay hielt ihn zurück.

»Es hat keinen Sinn«, sagte sie. »Uns bleibt nicht mehr genug Zeit.«

»Hör auf sie«, pflichtete Zavala ihr bei. »Wir haben weniger als vier Minuten.«

Austin wusste, dass sie Recht hatten. Er würde bei dem aussichtslosen Rettungsversuch sterben und das Leben der anderen aufs Spiel setzen. Also ging er voran und trat auf den Pier hinaus. Der Wachposten dort draußen saß dösend in der Sonne. Er sprang auf und wollte die Waffe von der Schulter nehmen. Austin war nicht zu fairen Gesten aufgelegt, sondern stürzte auf den Mann zu, rammte ihm die Schulter in den Leib und stieß ihn ins Wasser.

Hastig gingen sie an Bord des Boots. Der Zündschlüssel steckte, und die Benzintanks waren voll. Die Motoren sprangen beim ersten Versuch an. Sie legten ab, Austin gab Gas und schlug sofort einen Kurs ein, der sie auf geradem Weg nach Nevada bringen würde. Zavala rief etwas, und Kurt drehte sich um. Joe und Gamay blickten zurück zum Steg, wo der See zu brodeln begann, als würde das Wasser kochen.

Es ertönte ein dumpfes Donnern, und dann schoss eine blutrote Fontäne viele Dutzend Meter empor. Die drei Flüchtlinge mussten ihre Gesichter vor dem heißen Regen und der Dampf Wolke schützen, die über sie hereinbrachen. Als sie wieder hin-

zuschauen wagten, war der Pier komplett verschwunden.

Eine mindestens drei Meter hohe Woge brandete auf sie zu.

»Es heißt, diese Boote seien unsinkbar«, sagte Zavala mit hörbarer Anspannung.

»Das hat man von der *Titanic* auch behauptet«, erinnerte Gamay ihn.

Austin wendete das Boot, so dass der Bug in Richtung der Welle wies. Sie hielten sich gut fest und rechneten damit, überspült zu werden, doch die Woge hob sie einfach nur hoch in die Luft und rollte unter ihnen durch. Kurt musste daran denken, dass auch ein Tsunami seine wahre Zerstörungskraft erst an der Küste entfesselte. Er hoffte, die Welle würde merklich an Wucht verloren haben, wenn sie das andere Ufer erreichte.

Auch an Land ging etwas vor. Aus dem Wald, dort wo Austin vom Gleitschirm aus die Türme des Anwesens erblickt hatte, stieg eine Rauchwolke in den Himmel und wurde zusehends dichter und dunkler. Kurt reduzierte die Geschwindigkeit und startete auf die mächtigen schwarzen Schwaden, zwischen denen immer wieder rotgelbe Flammen über die Wipfel loderten.

»Götterdämmerung«, murmelte er.

Gamay hörte es. »Wie meinst du das?«

»Ich dachte da an eine ganz bestimmte *Göttin*.«

Dann schwiegen sie, und nur das Dröhnen der Motoren und das zischende Geräusch, mit dem der Rumpf des Boots über das Wasser fegte, waren noch zu hören. Auf einmal erklang von weitem ein Heulen, das wie eine krächzende Eule klang. Als sie sich umdrehten, sahen sie eine rotweißblaue, dampfende Riesentorte. Die Signalpfeife der *Tahoe Queen* erschallte ein weiteres Mal. Auf dem Oberdeck konnten sie Pauls schlaksige Silhouette erkennen, die ihnen zuwinkte. Austin winkte zurück, ging vom Gas und steuerte den nahenden Raddampfer an.

## EPILOG

### *In der Libyschen Wüste, sechs Monate später*

Der Dorfälteste war klapperdürr, und die Wüstensonne hatte sein ledriges Gesicht im Lauf der Jahrzehnte mit dermaßen vielen Runzeln überzogen, dass für kein noch so winziges Fältchen mehr Platz gewesen wäre. Infolge der ständigen Unterernährung besaß er nur noch zwei Zähne, einen im Ober- und einen im Unterkiefer, aber das hielt ihn nicht davon ab, vor Stolz zu strahlen. Er stand im Zentrum seines Reiches, einer Ansammlung gelber Lehmhütten und einiger Palmen, die den Standort der schlammigen Oase markierten, und wirkte dabei genauso würdig wie der Bürgermeister einer Weltstadt, der sich anschickte, festlich das Band zu durchschneiden, um damit eine neue öffentliche Einrichtung in Betrieb zu nehmen.

Das Dorf lag weit westlich der Großen Pyramiden von Gizeh in einer der unwirtlichsten Regionen der Welt. Zwischen Ägypten und Libyen erstreckten sich viele tausend Quadratkilometer heißen trockenen Sandes, hier und da unterbrochen durch das Skelett eines Panzers aus dem Zweiten Weltkrieg. Rund um einige Oasen von unberechenbarer Zuverlässigkeit fristeten vereinzelte Ansiedlungen ein karges Dasein. Wenn die Wasserstellen austrockneten, verdorrte die Ernte, und im Dorf brach eine Hungersnot aus. Dieser Zyklus aus kümmerlicher Existenz und furchtbarem Elend herrschte seit unzähligen Jahrhunderten vor, doch nun sollte alles anders werden.

Zur Feier des großen Ereignisses war der Ort mit bunten Fahnen geschmückt, und in den Schweif eines jeden Kamels hatte man farbenprächtige Stoffstreifen geflochten. Auf dem Dorfplatz, bei dem es sich eigentlich nur um eine staubige Freifläche in der Mitte der Siedlung handelte, erhob sich ein großer, blau-weiß gestreifter Zeltbaldachin der Vereinten Nationen, und jen-

seits der Hütten standen einige Helikopter. Im Schatten des offenen Zelts hatten sich Diplomaten der UN und mehrerer Staaten Afrikas und des Mittleren Ostens versammelt.

Der Dorfälteste stand neben einem Gebilde, das hier mitten in der Wüste äußerst befremdlich wirkte. Es war ein runder Brunnen aus Marmor, dessen großes Becken ein zweites, kleineres Bassin enthielt, aus dem die Statue einer geflügelten Frau aufragte. Das Wasser floss aus den ausgestreckten Händen der Figur.

Der Mann war bereit. Mit feierlicher Geste nahm er eine Blechtasse, die um seinen Hals hing, füllte sie aus dem Brunnen und trank einen Schluck. Sein zahnloses Grinsen wurde noch breiter, und mit gebrechlicher, quäkender Stimme rief er laut: »*Elhamdelillah lilmayya.*«

Die anderen Männer des Dorfs gesellten sich zu ihm und tranken einer nach dem anderen aus der Tasse, als wäre sie und nicht der Brunnen der magische Ursprung des Wassers. Dann liefen die wartenden Frauen herbei und füllten ihre Tonkrüge, während die Jungen und Mädchen rund um das Becken dies als Aufforderung begriffen, sich endlich abkühlen zu dürfen. Kurz darauf war das Bassin voller lachender und planschender nackter Kinder. Die Diplomaten und Regierungsbeamten verließen den Schutz ihres Zelts und versammelten sich am Brunnen.

Im Schatten einer Palme standen das NUMA-Team für Sonderaufgaben und der Skipper der *Sea Robin* und verfolgten das Geschehen amüsiert.

»Weiß jemand, was der alte Mann gerufen hat?«, fragte Zavalá.

»Mein Arabisch hält sich in Grenzen«, sagte Gamay, »aber ich glaube, er hat sich für das Wasser, die wunderbare Gabe des Lebens, von ganzem Herzen bei Allah bedankt.«

Paul legte seiner Frau den rechten Arm um die Schultern. »Schade, dass Francesca nicht hier sein kann, um sich selbst als



Marmorstatue zu bewundern. Ich muss dabei an ihre Zeit als weiße Göttin denken.«

Austin nickte. »So wie ich sie kennen gelernt habe, würde sie das Ding vermutlich keines zweiten Blicks würdigen, sondern den Vorratsbehälter, die Pumpe und die Pipeline von der Entsalzungsanlage überprüfen und dann so schnell wie möglich mit dem Aufbau weiterer Anlagen beginnen.«

»Ich schätze, du hast Recht«, sagte Paul. »Sobald die anderen Länder sehen, wie gut das Cabral-Verfahren in der Pilotanlage am Mittelmeer funktioniert, werden sie alle mit ihren Blechtassen angerannt kommen. Bahrain und Saudi-Arabien haben bereits ihre Investitionsbereitschaft signalisiert. Die UN wollen jedoch der Bitte entsprechen, die Francesca dir mit ihren Plänen ausgehändigt hat, und sich zunächst vordringlich um die Anliegergenerationen der Sahara kümmern.«

»Ich habe gehört, dass die südwestlichen Bundesstaaten der USA und Mexiko erste Schritte zur Errichtung einer Reihe von Anlagen an der kalifornischen Küste unternehmen wollen«, sagte Austin. »Das dürfte die Situation rund um den Colorado River erheblich entschärfen.«

»Ich glaube, es hätte Francesca gefallen, dass manche derjenigen, die früher erbittert um das Wasser gestritten haben, nun zusammenarbeiten, um die schlimmen Folgen der Dürre zu lindern«, sagte Gamay. »Es herrscht ein ganz neues Gemeinschaftsgefühl vor. Vielleicht besteht doch noch Hoffnung für die menschliche Rasse.«

»Ich bin da ziemlich optimistisch«, sagte Austin. »Die Vereinten Nationen haben zugesichert, die sonst so trägen bürokratischen Verfahren zu beschleunigen. Bei der Errichtung des Veredelungsbetriebs für das neu entdeckte Anasazium-Vorkommen in Kanada haben sie bereits ganze Arbeit geleistet. Francescas Pläne lassen sich erstaunlich simpel in die Tat umsetzen. Wenn man sich vor Augen führt, wie schnell und kos-

tengünstig die hiesige Anlage errichtet werden konnte, wird bestimmt bald jedes Land in der Lage sein, billiges Süßwasser zu produzieren.«

»Irgendwie seltsam, nicht wahr?«, sagte Gamay. »Das Anasazium wurde in Los Alamos entdeckt, wo man eigentlich an der Entwicklung von Massenvernichtungswaffen gearbeitet hat.«

»In den Händen von Gogstad wäre beinahe genau das daraus geworden«, sagte Austin.

Gamay erschauerte, obwohl die Temperatur fünfunddreißig Grad betrug. »Manchmal kommen mir diese riesige Frau, ihre beiden schrecklichen Handlanger und ihr furchtbarer Zufluchtsort wie ein einziger Albtraum vor.«

»Leider war das alles sehr real und nicht bloß ein Ausflug ins geheimnisvolle Oz.«

»Ich hoffe nur, dass nicht irgendwo noch eine böartige Zelle lauert, die insgeheim zu einem neuen Geschwür heranwächst.«

»Das ist nicht sehr wahrscheinlich«, sagte Austin. »Gogstad hat seinen führenden Kopf und die gesamte Forschungsgruppe verloren. Auch die machtgierigen Männer, die als der Motor des ganzen Unternehmens fungiert haben, gibt es nicht mehr. Überall auf der Welt haben die Leute erkannt, was ihnen beinahe abhanden gekommen wäre, und holen sich nun die Souveränität über ihre Wasserrechte zurück.«

Jim Contos hatte das Gespräch mit Interesse verfolgt.

»Danke für die Einladung. Immerhin weiß ich jetzt, dass meine beiden Tauchboote für einen guten Zweck geopfert wurden.«

»Gut, dass du das erwähnst. Joe?«

Zavala lächelte, zog ein Blatt Papier aus der Hemdtasche und entfaltete es. »Das hier ist nur eine vorläufige Skizze«, sagte er, »aber es wird dir einen ersten Eindruck davon verschaffen, woran wir gerade arbeiten.«

Contos Augen weiteten sich verblüfft. »Mann, die ist aber

schön.«

Zavala verzog das Gesicht. »So weit würde ich nicht unbedingt gehen. Sie sieht aus wie ein deformierter Guppy, aber sie wird schneller sein, in größere Tiefen vorstoßen und dabei mehr Instrumente und mechanische Apparate beherbergen als alle anderen Tauchboote in unseren Weltmeeren. Und natürlich muss sie vorher ausgiebig getestet werden.«

»Wann geht's los?«, fragte Contos.

»Die Vorbereitungen laufen schon, aber erst habe ich noch eine Verabredung mit der Smithsonian Institution. Man will dort ein Denkmal zu Ehren der letzten Piloten des Deltaflüglers errichten, und ich wurde gebeten, durch ein paar publikumswirksame Flüge mit der Maschine für die nötige Reklame zu sorgen. Danach habe ich Zeit, mich um die Planung der Tests zu kümmern.«

»Worauf warten wir noch?«, fragte Gamay.

»Gute Frage«, erwiderte Austin. »Francescas Verfahren wird dieses Sandloch in einen Garten verwandeln, aber trotzdem ist dies wohl kaum der geeignete Ort für einen Haufen Meereswissenschaftler.« Er machte sich in Richtung eines türkisfarbenen Helikopters auf den Weg, auf dessen Rumpf in großen schwarzen Lettern »NUMA« geschrieben stand.

»He, Kurt, wo willst du hin?«, rief Joe.

Austin blickte über die Schulter zurück. »Na, kommt schon«, sagte er und verzog das gebräunte Gesicht zu einem breiten Grinsen. »Lasst uns irgendwohin fliegen, wo uns der Seewind um die Nasen weht.«

## ***DANK***

Mit aufrichtigem Dank an die Piloten Bill Along, Carl Scrivener und »Barefoot« Dave Miller, die uns so großzügig ihre Zeit gewidmet haben und an deren Fachkenntnis wir teilhaben durften.